This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PT
2527
.S6.A6
1857
v.22/24

Gift of

Mrs. Gertrude B. Mahrholz

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

PT 2527
S6 A6
1857
v. 22-24

Ferdinand Stolle's
ausgewählte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Zweiundzwanzigster Band.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Ernst Keil.
1858.

Der neue Cäsar.

Ein Seitenstück zu „1813“ und „Elba und Waterloo.“

Von

Ferdinand Stolle.

Vive l'Empereur!

Dritter Band.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Ernst Keil.
1858.

Austerlitz.

Motto:
„Sieh' da, die Sonne von Austerlitz!"
Napoleon.

Erſtes Kapitel.

Als Napoleon in ſeiner Barake zu Boulogne vor der Karte von Deutſchland ſtand, ſprach er die Worte: „Wenn der Feind mir entgegen kommt, werde ich ihn vernichten, eh' er die Donau erreicht; erwartet er mich aber, ſo werde ich ihn zwiſchen Ulm und Augsburg überraſchen."

So wie die franzöſiſchen Armeen den Rhein paſſirt hatten, erließ der Kaiſer folgende Proclamation an ſein Heer, die zugleich als Kriegserklärung gelten konnte:

„Soldaten!

„Der Krieg der dritten Coalition hat begonnen. Die öſtreichiſche Armee hat den Inn überſchritten, unſern Verbündeten angegriffen und ihn aus ſeiner Hauptſtadt vertrieben. Ihr ſelbſt habt in Gewaltmärſchen zur Vertheidigung unſerer Grenze herbeieilen müſſen. Bereits ſeid ihr über den Rhein gegangen. Wir werden nicht eher Halt machen, als bis wir die Unabhängigkeit des deutſchen Reichs geſichert, unſern Verbündeten Hülfe gebracht und unſere Angreifer gedemüthigt haben. Wir werden keinen Frieden mehr

ohne Bürgschaft schließen, unsere Politik soll nicht wieder durch unsern Edelmuth beeinträchtigt werden.

„Soldaten, Euer Kaiser ist in Eurer Mitte. Ihr seid nur die Avantgarde des großen Volkes. Sollte es nothwendig sein, wird es sich wie ein Mann auf meinen Ruf erheben, um diesen neuen Bund, welchen der Haß und das Gold Englands hervorgerufen haben, zu sprengen und zu vernichten.

„Aber, Soldaten, wir haben Gewaltmärsche zu machen, Beschwerden und Entbehrungen aller Art zu ertragen; doch welche Hindernisse man uns auch entgegen setzen werde, wir werden sie besiegen und uns nicht eher wieder Ruhe gönnen, als bis wir unsere Adler auf dem Gebiete unserer Feinde aufgepflanzt haben.

„Napoleon."

In der ersten Nacht auf dem linken Rheinufer schlief der Kaiser in Ettingen, wo er den Souverain und die Prinzen von Baden empfing. Später reiste er nach Ludwigsburg und ward von dem Hofe von Würtemberg auf das Prachtvollste empfangen. Bei dieser Gelegenheit war es auch, wo die Herzogin von Würtemberg, eine englische Prinzessin, ihren Verwandten schrieb, und ihr Erstaunen ausdrückte, daß Napoleon ein so angenehmer und artiger Mann und gar nicht die abscheuliche Carricatur sei, als welchen man ihn in England dargestellt habe, um das Volk gegen ihn zu erbittern.

Zu derselben Zeit traf Bernadotte mit seinem Corps und den bairischen Truppen in Weißenburg ein. Davoust befand sich in Oettingen, Soult an den Thoren von Donauwörth, Ney in Koffingen, Lannes in Neresheim, Murat mit seiner Reiterei

auf gleicher Höhe an den Ufern der Donau. Demnach ſtanden die Franzoſen durch das ſtrategiſche Meiſterwerk ihres Feldherrn den Oeſtreichern, die die Umgegend von Ulm beſetzt hatten, bereits im Rücken.

Der General Mack, der den Feind von einer ganz andern Seite her erwartete, eilte jetzt, ſeine Truppen, die bis in die Schluchten des Schwarzwaldes vorgedrungen waren, von woher die Franzoſen nach öſtreichiſcher Anſicht kommen ſollten, an ſich zu ziehen.

Am ſiebenten October beginnt das Gefecht.

Marſchall Soult ſchlägt zuerſt los. Das öſtreichiſche Regiment Colloredo, das Donauwörth beſetzt hält, wird durch die Diviſion Vandamme geworfen. In einem Augenblicke ſtellt man die Brücke wieder her, welche die Oeſtreicher bei ihrem Rückzuge abgebrochen hatten. Das Corps des Marſchall Soult geht auf das rechte Donauufer.

Murat iſt ihm mit ſeiner Reiterei auf den Ferſen gefolgt. Zweihundert Dragoner unter dem Obriſten Watier ſetzen ſchwimmend über den Lech, um ſich der Brücke von Rain zu bemächtigen. Sie werden Herren der Brücke, ungeachtet des Widerſtandes eines öſtreichiſchen Cuiraſſierregiments.

Von Rain bricht Murat am folgenden Tage mit den Diviſionen Klein, Beaumont und Nanſouty auf, um die Straße von Ulm nach Augsburg abzuſchneiden. Auf ſeinem Marſche ſtößt er bei Wertingen auf zwölf öſtreichiſche Grenadier-Bataillone, unterſtützt von vier Schwadronen Albrecht Cuiraſſiere, die aus Tyrol herbeigeeilt ſind, um ſich mit den öſtreichiſchen Streitkräften in Baiern zu vereinigen.

Dieſes Corps wird eiligſt durch eine geſchickte

Bewegung des General Nansouty umringt und der Angriff beginnt auf einmal von allen Seiten. Die östreichischen Bataillone, in einem ungeheuren Quarré aufgestellt, und auf den Seiten von vier Cuirassierschwadronen geschützt, leisten zwei Stunden lang den kräftigsten Widerstand. Endlich werden die Schwadronen zerstreut, das Quarré durchbrochen und in Unordnung gebracht. Die Franzosen erbeuteten das gesammte Geschütz, die Fahnen und machten viertausend Gefangene. Ein Sumpf begünstigte das Entkommen der Trümmer des östreichischen Corps.

Nach dieser glänzenden Affaire wandte sich Murat nach Zusmershausen, wo fast gleichzeitig das Corps des Marschall Lannes eintraf, dessen Annäherung die Auflösung der Oestreicher beeilt hatte.

An demselben Tage trifft der Kaiser auf diesem Punkte ein, und schon hat er den Truppen wohlverdiente Zeichen seiner Zufriedenheit gegeben.

„Ich weiß, man kann nicht tapferer sein als Sie," sagt er zum General Exelmann, als dieser ihm die erbeuteten Fahnen überreichte.

Wie in dem siebenjährigen Kriege Friedrich der Große zu Lissa bei Breslau, so hatte der Escadronchef Wuillemy, nur von einem einzigen Mann begleitet, indem er sich das Ansehen gab, als würde er von einem bedeutenden Corps gefolgt, hundert Oestreicher gezwungen, ihre Waffen zu strecken. Napoleon nahm den Tapfern unter Beibehaltung seines bisherigen Grades in seine Garde auf.

Jede gute und schöne That erhält ihren Lohn Bei der Erstürmung der Brücke über den Lech, sieht der Unteroffizier Marent, den sein Hauptmann Tages zuvor wegen eines Fehlers gegen die Manns-zucht aus dem Heere gestoßen hatte, daß dieser Offi-

zier vom Strome fortgerissen wird und dem Versinken nahe ist. Er springt zu Hülfe und rettet ihn. Napoleon läßt sich diesen Soldaten vorstellen.

„Du bist ein braver Mann," sagte er zu ihm; „Dein Hauptmann hat Dich entlassen, und daran that er recht; dadurch aber, daß Du ihm das Leben retteteſt, haſt Du bewiesen, daß Du keinen Groll gegen ihn hegst, und Ihr seid mit einander quitt. Jedoch von meiner Seite wäre es ungerecht, wenn ich eine Schuld, die das Vaterland Dir zu zahlen, nicht abtragen wollte. Ich ernenne Dich zum Regiments-Quartiermeister und zum Ritter der Ehrenlegion. Deinem Capitain verdankst Du aber dieses Avancement, gehe daher zu ihm und bedanke Dich, er wird Dich sicher umarmen."

Am zweiten und neunten October waren die Heerhaufen des Marschalls Davouſt und General Marmont auch auf das rechte Donauufer übergegangen. Die Colonne Soult's, die kaiserliche Garde und die Cuiraſſierdiviſionen des Generals Hautroult befanden sich zu Augsburg. Davouſt hielt Aichach besetzt. Zwischen diesem Orte und Augsburg stand Marmont mit französischen Diviſionen und der bataviſchen unter General Dumonceau. Bernadotte marſchirte über Eichſtädt nach Ingolſtadt.

Indeſſen hatte General Mack, der viel zu spät gewahr wurde, daß er nächſtens von den Franzoſen umringt sein würde, sich entſchloſſen, einen großen Schlag auszuführen, um die franzöſiſchen Heerhaufen vom linken Donauufer auf's rechte zurückzudrängen und seine Verbindung mit Baiern wieder herzuſtellen.

In dieſer Abſicht hatte er einen großen Theil ſeiner Streitkräfte bei Günzburg zuſammengedrängt.

während die nach dem Bodensee entsendeten Truppen in Eilmärschen zurückkehrten. Diese Bewegung kam zu spät. Marschall Ney, der sich am sechsten October zu Kossingen befand, aber seitdem die Donau entlang vorgerückt war, ließ Günzburg am neunten October durch den General Malher angreifen, während er selbst gegen Grünberg stürmte und den General Loison nach Langenau entsandte.

Erzherzog Ferdinand kam Günzburg zu Hülfe, aber sein Bemühen war vergeblich. Die Brücke ward erobert und die Stellung mit allem Geschütz, das sie vertheidigt hatte, durch die Franzosen genommen.

Zu derselben Zeit führte Murat Bewegungen aus, welche den Oestreichern jeden Rückzug abschneiden sollten. Als dies Erzherzog Ferdinand gewahrte, warf er sich eiligst nach Ulm. Mack selbst verließ hastig das Städtchen Burgau, wo er sein Hauptquartier hatte, und wo die französische Reiterei Miene machte, ihn einzuschließen.

Das Gefecht bei Günzburg kostete den Oestreichern dritthalbtausend Mann.

In dem Grade, als diese ersten siegreichen, durch das wunderbare Kriegsgenie Napoleon's, die Pünktlichkeit seiner Generale und persönliche Bravour seiner Armee herbeigeführten Ereignisse, das Vertrauen der Franzosen erhoben, in demselben Grade brachten sie Muthlosigkeit bei der Gegenpartei hervor.

Die Festung Memmingen gab das erste Beispiel der zahlreichen Capitulationen, wodurch Europa in Erstaunen gesetzt wurde. General Sebastiani war am eilften October vor diesem Orte erschienen; am andern Tage trat Soult mit seinen drei Divisionen daselbst ein. Nach einer Berennung von vier-

und zwanzig Stunden ergab sich der Platz. Die sechstausend Mann starke Besatzung ward kriegsgefangen. Die Offiziere wurden auf ihr Versprechen, erst nach der Auswechselung wieder Dienste zu nehmen, in ihre Heimath entlassen.

An demselben Tage rückte Bernadotte in München ein, wo er achthundert Mann gefangen nahm. Er war nur wenige Stunden von der Stadt entfernt, als der östreichische General Kienmayer erst Nachricht von seinem Anmarsche erhielt. Der französische Marschall gab den baierischen Truppen die Genugthuung, zuerst in ihre Hauptstadt einzurücken.

An das baierische Heer hatte Napoleon gleich beim Beginn des Feldzugs eine Proclamation erlassen, worin er sagt:

„Ich habe mich an die Spitze meiner Armee gestellt, um mein Vaterland von dessen ungerechten Unterdrückern zu befreien. Ich kenne Eure Tapferkeit und bin überzeugt, daß ich nach der ersten Schlacht Euerm Fürsten und meinem Volke werde verkünden können: daß Ihr würdig seid, in den Reihen der großen Armee zu kämpfen."

Die Divisionen des Generals Wrede und die französische Division des General Kellermann zogen unter lautem Freudenzurufe der Einwohner durch die Stadt und verfolgten die Oestreicher, die jenseits der Isar eine Stellung genommen, an dem Punkte, wo die Straßen von Braunau und Wasserburg zusammenlaufen. General Kienmayer setzte nach einem Kampfe, bei dem er fünfhundert Mann und mehre Kanonen verlor, seinen Rückzug fort.

In Ulm wurde indeß die Lage des Generals Mack immer bedenklicher. Der Kaiser, der ihn nach der Versicherung seiner Armeeberichte in dieselbe Lage

gebracht hatte, wie vor fünf Jahren den General Melas, machte sich auf eine zweite Schlacht von Marengo gefaßt.

Die Nähe einer Schlacht schien ihm so ausgemacht, daß er sie dem Corps des Generals Marmont durch eine jener Kriegsreden ankündigte, deren körnige Beredtsamkeit so vielen Eindruck auf den Soldaten und namentlich den französischen Soldaten hervorbringt. Beim Uebergange über die Lechbrücke hatte er von den Regimentern dieses Corps einen Kreis für diese kriegerische Anrede bilden lassen. Das Wetter war fürchterlich, der Boden vom Regen so erweicht, daß der Soldat oft bis an die Knie in den Morast versank, dazu fiel der Schnee in Massen, aber die Feuerworte des Redners ließen den Soldaten alles Ungemach vergessen. Ihr glühender Muth entsprach dem Muthe ihres Heldenführers.

Sonach war ein großer Theil der östreichischen Armee durch die klugen Berechnungen Napoleon's und durch die Gewaltmärsche seiner Truppen von allen Seiten eingeschlossen.

Gleichwohl wagte der östreichische Generalissimus nicht, eine Schlacht anzubieten. Da Ulm ein Punkt war, wo viele Straßen zusammen liefen, so hoffte er vielmehr, seine Divisionen würden auf den verschiedenen Straßen entkommen und zum Theil in Tyrol, zum Theil in Böhmen sich wieder bilden können.

Diesem Systeme zu Folge waren am eilften October fünfundzwanzigtausend Mann aus dem verschanzten Lager bei Ulm ausgerückt, in der Absicht, sich durch Albeck, das General Dupont schon besetzt hatte, einen Weg zu öffnen.

Dieser General bot fünfundzwanzigtausend Oestreichern mit seiner Division von sechstausend Mann

die Spitze. Er zwang sie, umzukehren und machte fünfzehnhundert Gefangene. Als der Kaiser das Benehmen dieses Corps lobte, sagte er:

„Corps wie dieses gerathen über nichts in Erstaunen. Das neunte leichte, das zweiunddreißigste, neunundsechzigste und sechsundsiebenzigste der Linie waren dabei.“

Diese Kunst, die Berühmtheit an den Namen eines Regiments zu knüpfen, machte sie unbesiegbar und regte alle andere an, gleiche Auszeichnung zu verdienen.

Napoleon hatte sich in das Hauptquartier des Marschalls Ney begeben, um das feindliche Heer noch enger einzuschließen.

Mit Tagesanbruch, am vierzehnten October, führte dieser Marschall die Division des Generals Loison zum Angriffe der Brücke von Elchingen. Die Brücke wurde genommen. Diese Stellung ward durch funfzehntausend Oestreicher vertheidigt. Dreimal nach einander mußte man angreifen, um den Gegner zu vertreiben. Erst beim dritten Male wurde er in Unordnung gebracht und in die Verschanzungen von Ulm zurückgeworfen. Dreitausend Gefangene und mehre Stück Geschütz waren der Preis dieses bedeutenden Tages. Als Belohnung erhielt später Ney den Titel eines Herzogs von Elchingen.

Napoleon betrachtete das Treffen zu Elchingen als eine der schönsten Waffenthaten, die je vollbracht wurden. Er verlegte sein Hauptquartier auf dieses ruhmvolle Schlachtfeld und erließ von da ein Schreiben an den Senat, um ihn die verschiedenen eroberten Fahnen zu verehren.

„Der erste Zweck des Kriegs,“ schrieb er bei dieser Gelegenheit, „ist bereits erreicht, der Kurfürst von

Baiern ist wieder auf seinen Thron gesetzt. Die ungerechten Angreifer sind wie vom Donner gerührt worden, und ich hoffe mit Gott in kurzer Zeit auch über meine übrigen Feinde zu triumphiren."

An demselben Tage erließ er ein Kreisschreiben an die Bischöfe des Reichs, worin er sie aufforderte, ein Tedeum singen zu lassen. „Die glänzenden Siege," heißt es darin, „welche unsere Armeen gegen den Bund, den der Haß und das Gold Englands angestiftet, erfochten haben, verlangen, daß ich und mein Volk Danksagungen an den Gott der Heere richten und ihn anflehen, er möge stets mit uns sein."

Ein östreichisches Corps unter General Werneck war glücklich aus Ulm auf der Straße von Heydenheim entkommen. Zu gleicher Zeit hatte Erzherzog Ferdinand versucht Biberach zu erreichen, aber er fand diese Straße durch Marschall Soult gesperrt. Gezwungen seinen Marsch zu ändern, hatte der Erzherzog versucht, sich mit General Werneck zu vereinigen. Er begab sich daher nur mit einigen Schwadronen Reiterei nach Aalen. Werneck glaubte sich schon außer aller Gefahr, als Murat, stets bei der Hand und stets glücklich, ihn bei dem Dorfe Langenau erreichte und dreitausend Gefangene abnahm. Eine Wagenburg von fünfhundert Wagen bewegte sich unter dem Schutze dieses Generals. Murat ließ sie durch die Dragoner-Division unter General Klein angreifen. Der Wagenzug wurde genommen. Erzherzog Ferdinand, der in Neresheim angehalten, war selbst nahe daran, von den Franzosen überrumpelt zu werden, und hatte nur so viel Zeit, zu Pferde zu steigen und mit der kleinen

Anzahl Leute, die ſein Gefolge ausmachten, zu entkommen.

Ulms Schickſal iſt entſchieden.

Napoleon kommt auf dem Abhange der Abdachung des Michelsberges an, betrachtet zu ſeinen Füßen die Stadt, welche von allen Seiten auf halbe Kanonenſchußweite von den franzöſiſchen Stellungen beherrſcht wird, und ſieht das öſtreichiſche Heer in den Mauern dieſes Platzes eingeſchloſſen.

Des Kaiſers Abſicht iſt erfüllt. Er läßt die Truppen, die zu weit vorgegangen ſind, ſich zurückziehen, ſtellt die Ordnung auf allen Vereinigungspunkten her, und erwartet den Ausgang mit einer wachſamen Geduld, ohne dem Geſchrei ſeiner Soldaten, welche den Sturm verlangen, nachzugeben. Er wünſcht Blut zu ſchonen, und will lieber durch ſeine Uebermacht die Oeſtreicher zur Uebergabe zwingen, als durch einen grauſamen Entſchluß zu gleicher Zeit eine große Stadt und ein tapfres Heer, das nur durch die Unvorſichtigkeit ſeiner Führer in dieſe traurige Lage verſetzt worden iſt, zu vernichten.

Durch die Ausſicht auf ein Unglück, welches dem von Java gleich käme, ſucht er mit dem General Mack in Unterhandlung zu treten. Er bivuaquirte ſo eben auf einem ſchlechten Feldlager, das ſo feucht war, daß man ſich genöthigt ſah, Bretter zu legen, damit ſeine Füße nicht im Waſſer ſtünden und er hielt gerade die Capitulationsurkunde von Memmingen in der Hand, als man ihm den Prinzen Moritz Lichtenſtein ankündigte, welchen Mack zur Unterhandlung abgeſchickt hatte. Der Prinz ward mit verbundenen Augen vor Napoleon geführt.

Man las in dem öſtreichiſchen Generale ein Erſtaunen, welches deutlich anzeigte, daß weder der Ge-

neral Mack, noch er ſelbſt an die Anweſenheit des Kaiſers vor Ulm geglaubt hatte. Er verlangte, daß man die öſtreichiſche Armee nach Oeſtreich zurückkehren laſſe.

Der Kaiſer konnte ſich, ob dieſes Verlangens, eines Lächelns nicht enthalten und erwiederte:

„Welchen Grund hätte ich, Ihnen dieſe Bitte zu gewähren? Binnen einer Woche wird Ihre Armee ohne alle Bedingung in meiner Gewalt ſein. Sie hoffen auf das ruſſiſche Heer, das kaum Böhmen erreicht hat. Uebrigens wenn ich den Oeſtreichern freien Abzug geſtatte, wer bürgt mir dafür, daß ſie, nach Vereinigung mit den Ruſſen, die Waffen gegen mich kehren? Ich habe Marengo nicht vergeſſen. Ich ließ Herrn von Melas auch abziehen und zwei Monate ſpäter, ungeachtet des Verſprechens, den Frieden zu betreiben, mußte Moreau ſeine Truppen bekämpfen. Ueberdies kann man ſich nach dem Verhalten Ihrer Regierung gegen mich auf keine Kriegsgeſetze berufen. Ja, wenn ſich in Ulm einer Ihrer Prinzen befände, welcher ſich verpflichtete, ſo würde ich ſeinen Worten glauben, indem er verantwortlich dafür wäre.“

Der Prinz Lichtenſtein antwortete, ſo gut er konnte und betheuerte, daß wenn man ihm nicht die verlangten Bedingungen geſtattete, das Heer Ulm nicht verlaſſen würde.

„Ich bewillige Ihnen den Auszug nicht,“ erwiederte Napoleon; „da iſt die Capitulation Ihres Generals, der in Memmingen geſtanden hat; bringen Sie dieſe dem General Mack; und welchen Entſchluß man auch in Ulm faßt, ich will keine anderen Bedingungen hören. Uebrigens habe ich keine Eile, je länger er zaudert, deſto ſchlimmer wird ſeine Lage

und die aller der Ihrigen. Außerdem trifft morgen hier das Corps ein, welches Memmingen blokirt hat, und dann wollen wir ſehen."

Man begleitete den Fürſten Lichtenſtein nach Ulm zurück und wartete den Erfolg ab. Noch denſelben Abend ſchrieb der General Mack dem Kaiſer einen ehrfurchtsvollen Brief, worin er ſagt, daß der einzige Troſt, der ihm in ſeinem Unglück bleibe, der ſei, ſich gezwungen zu ſehen, mit ihm zu unterhandeln. Da es das Schickſal einmal nicht anders wolle, erwarte er ſeine Beſchlüſſe.

Der Kaiſer ſchickte Berthier den andern Morgen nach Ulm mit Verhaltungsbefehlen; der Marſchall kehrte am Abend zurück und brachte die Capitulation zurück, durch welche das ganze Heer ſich gefangen gab. Es behielt ſich vor, mit allen Kriegsehren aus der Feſtung zu ziehen, vor der franzöſiſchen Armee zu defiliren, die Waffen niederzulegen und nach Frankreich abzugehen. Die Generäle und Offiziere erhielten allein die Erlaubniß, in ihre Heimath zurückzukehren, unter der Bedingung, nicht eher als nach vorgänglicher Auslieferung der Kriegsgefangenen Kriegsdienſte zu nehmen.

Am zwanzigſten October ſtellte ſich das franzöſiſche Heer auf den Höhen in Schlachtordnung; die Trommeln wirbelten, die Muſikbanden ſpielten, die Thore von Ulm öffneten ſich, die öſtreichiſche Armee rückte ſchweigend aus, defilirte langſam vorüber und legte Corps für Corps an den bezeichneten Orten die Waffen nieder.

Dieſer Tag lieferte dreiunddreißigtauſend Mann in die Gewalt der Franzoſen; ſechstauſend Mann waren zu Memmingen, zweitauſend zu Wertingen gefangen genommen worden, ſo daß der ganze

Verluste der Oestreicher nahe an funfzigtausend Mann betrug, nebst siebenzig Stück Geschütz und dreitausend Pferden, womit eine Dragonerdivision, die von Boulogne zu Fuß gekommen war, beritten gemacht wurde.

Die Ceremonie währte fast den ganzen Tag. Während der ganzen acht Tage, welche die Franzosen vor Ulm zubrachten, war das unfreundlichste Regenwetter; dieses klärte sich plötzlich auf, und die östreichische Armee zog bei schönstem Sonnenschein aus der Festung.

Der Kaiser hielt während dieses Ausmarsches auf einer kleinen Anhöhe vor der Fronte seiner Armee. Ihm zunächst stand seine Garde und er selbst war umringt von einem glänzenden Generalstabe. Ein großes Feuer war angezündet worden. Hier empfing der Kaiser die östreichischen Generale, siebzehn an der Zahl. Er beklagte sich über das Verfahren ihrer Regierung, welche ihn ohne Kriegserklärung angegriffen habe und sagte: „Dieselbe hätte besser gethan, anstatt Asiaten in europäische Angelegenheiten zu mengen, sich mit mir zu verbinden, um der russischen Vergrößerungssucht in den Weg zu treten.“

Während Napoleon, auf seinem Pferde gebückt und in der einen Hand über den Sattelknopf die Zügel haltend, die andere auf seine rechte Hüfte stützend, dem Vorübermarsch der östreichischen Colonnen zuschaut, sieht man ihn plötzlich die Stirne runzeln.

Ein General in seiner Nähe erzählt nämlich seiner nächsten Umgebung, angeblich eine von einem Soldaten seiner Division erfundene Anecdote.

„Vor einigen Minuten,“ meinte derselbe, „durchschritt ich die Reihen meiner Soldaten, und als ich sie frage: Nun wie gefallen Euch die Gefangenen?

antwortete mir einer von ihnen: Noch niemals sahen wir so viele Possenreißer auf einmal."

Der Kaiser, welcher ein äußerst feines Gehör hat, wendet sich bei diesen Worten rasch um.

„Schweigen Sie, mein Herr," ruft er, „verläumden Sie nicht meine Truppen, welche stets mit Tapferkeit auch Edelsinn zu vereinigen wissen."

Darauf zu seiner Umgebung gewendet, fährt er im Tone des tiefsten Unwillens fort:

„Fürwahr, man muß sehr wenig Achtung für sich selbst fühlen, so unglückliche Menschen noch beleidigen zu können. Savary, erklären Sie dem General meinerseits, daß er sich entfernen möge."

Nachdem die östreichische Armee die Waffen niedergelegt hatte, zog sie durch ein anderes Thor wieder nach Ulm zurück, um an den folgenden Tagen in einzelnen Colonnen nach Frankreich abgeführt zu werden.

Vorher noch ließ er die gefangenen Generale, die sehr niedergeschlagen waren, zu sich bescheiden. Er richtete Trostesworte an sie und sagte unter andern auch zu ihnen:

„Meine Herren, Ihr Gebieter führt mit mir einen ungerechten Krieg. Offen gestanden, ich weiß nicht, warum ich mich schlage und was Ihr Kaiser eigentlich will. Er spreche Ein Wort, und hundertfunfzigtausend Mann kehren friedlich zu ihrem heimathlichen Herde zurück."

„Sire," erwiederte Mack, „der deutsche Kaiser, mein Gebieter, ist zu diesem Kriege von Rußland gezwungen worden."

„Gezwungen worden," entgegnet Napoleon, auf diese Worte einen besondern Nachdruck legend; „ist er denn nicht eine Macht?"

Am Tage nach der Uebergabe von Ulm lieferte Murat ein neues glänzendes Gefecht, wobei er großen Vortheil davon trug. Ein Theil des großen östreichischen Artillerieparks hat sich nach Nürnberg gewendet, eskortirt von Mack'schen Cuirassieren und andern Reiterabtheilungen. Diese Bedeckung wurde angegriffen und zerstreut und der ganze Park fiel den Franzosen in die Hände.

Nie wurden so wichtige Ergebnisse weniger theuer erkauft. Es ist ausgemacht, daß im ersten Theile des Feldzugs die Zahl der Gebliebenen auf beiden Seiten außer allem Verhältnisse steht. Die Franzosen verloren im Ganzen nicht mehr als zweitausend Mann.

Diese heilige Sparsamkeit des Menschenlebens war die Folge des Kriegssystems, das der Kaiser in diesem Feldzuge anwenden konnte. Wenn die Truppen oft reißend schnelle Märsche gemacht hatten, so befanden sie sich gewöhnlich vor dem Kampfe schon in Stellungen, die über den Erfolg keinen Zweifel ließen. Auch sagten die Soldaten unter sich:

„Der Kaiser hat eine neue Art Krieg zu führen erfunden. Er bediente sich weit mehr unserer Beine als unserer Bayonnette."

Hätte man die Truppen gefragt, so würden sie sich lieber öfter geschlagen haben, als weniger marschirt sein. Aber sahen sie den Kaiser in ihrer Mitte, das schrecklichste Wetter mit ihnen gemeinschaftlich ertragend, wie er manchmal an einem Tage zwölf bis funfzehn Stunden zurücklegte, mit ihnen in einem Dorfe übernachtete, während der schönste Palast zu Augsburg für seinen Empfang festlich bereit stand: wie hätten sie sich da über Anstrengung beklagen sollen, die ihr großer Feldherr mit ihnen theilte?

Bei einer ſolchen Gelegenheit ſagte Napoleon zu einem öſtreichiſchen Offizier, der ſich wunderte, ihn ſo mit Schmutz bedeckt und von Regen durchnäßt zu finden:

„Ihr Kaiſer hat mich daran erinnern wollen, daß ich Soldat bin. Er wird mir wenigſtens zugeben, daß ich mein altes Handwerk nicht vergeſſen habe.“

Schon am zweiundzwanzigſten October war das durch den Feldzug Gewonnene ungeheuer. Die Zahl der Gefangenen belief ſich über ſechzigtauſend Mann, unter ihnen neunundzwanzig Generale und zweitauſend Offiziere von allen Graden.

Ein großer Schritt war geſchehen. Frankreich hatte nicht mehr fremden Einfall zu fürchten und außerdem war im Herzen von Deutſchland eine der verbündeten Mächte faſt früher entwaffnet, als die andre ſich mit ihr vereinigen konnte.

Sein Prophetenwort in der Barake von Boulogne war in Erfüllung gegangen: „Wenn ſie mich erwarten, werde ich ſie zwiſchen Ulm und Augsburg vernichten!“

Solche an's Werthvolle grenzende Ereigniſſe verdienten einen glänzenden Beweis der Zufriedenheit von Seiten des Kaiſers. Er war zu klug und zu gerecht, um nicht eine ſo heilige Schuld auf würdige Weiſe abzutragen. Aus dem Lager von Elchingen erklärte er, daß der Monat October ſtatt eines ganzen Feldzugs zählen ſolle, für Alle, welche zur großen Armee gehörten, und daß er als ſolcher zur Abſchätzung der Jahrgehalte und der Kriegsdienſte aufgeführt werden ſollte. Er befahl alle Domainen des Hauſes Oeſtreich in Schwaben in Beſitz zu nehmen und belegte ſie mit einer außerordentlichen Kriegsſteuer, deren Ertrag dem Heere zugehörte.

Zu gleicher Zeit erſchien folgende Proclamation:

„Soldaten der großen Armee!

„In vierzehn Tagen haben wir einen Feldzug beendet. Was wir uns vorgenommen, das iſt vollbracht worden. Wir haben die Truppen des Feindes aus Baiern vertrieben und unſern Verbündeten wieder in die Souverainität ſeiner Staaten eingeſetzt. Jene Armee, die ſich an unſern Grenzen aufgeſtellt hatte, iſt vernichtet. Aber was liegt England daran; ſein Zweck iſt erreicht. Wir ſind nicht mehr zu Boulogne und die Hülfsgelder, die es zahlt, werden darum nicht größer noch kleiner ſein.

„Von den hunderttauſend Mann, aus denen dieſe Armee beſtand, ſind ſechzigtauſend Mann gefangen. Sie werden unſere Conſcribirten bei den Feldarbeiten erſetzen. Zweihundert Kanonen, der ganze Park, neunzig Fahnen befinden ſich in unſrer Gewalt; nur funfzehntauſend Mann dieſer Armee ſind entkommen. Soldaten, ich hatte Euch eine große Schlacht angekündigt! Dank ſei es aber den übeln Combinationen des Feindes, ich habe dieſelben Erfolge ohne dieſelben Gefahren zu erreichen vermocht, und ein ſo großes Reſultat hat uns, was in der Geſchichte der Völker unbegreiflich ſcheint, nur zweitauſend Mann kampfunfähig gemacht.

„Soldaten, dieſer Erfolg iſt Euerm grenzenloſen Vertrauen in Euern Kaiſer, Eurer Geduld in Ertragung der Beſchwerden und Entbehrungen jeder Art, Eurer ſeltenen Unerſchrockenheit zuzuſchreiben.

„Aber dabei wollen wir nicht ſtehen bleiben. Ihr brennt vor Ungeduld, den zweiten Feldzug zu beginnen. Wir wollen dieſen ruſſiſchen Armeen, welche das engliſche Gold von dem äußerſten Ende der Erde herbergezaubert hat, ein gleiches Loos bereiten.

„Soldaten, die Ehre des Fußvolkes iſt es, die bei dieſem Kampfe namentlich betheiligt iſt, denn zum zweiten Male muß die ſchon in der Schweiz und in Holland entſchiedene Frage zur Entſcheidung kommen, die Frage: ob die franzöſiſche Infanterie die erſte oder zweite in Europa iſt. Dort giebt es keine Generale, gegen die man ſich Ruhm erwerben könnte. Alle meine Sorge wird ſein, den Sieg mit dem wenigſten Blutverluſte zu gewinnen. Meine Soldaten ſind meine Kinder."

Sonach brach das franzöſiſche Heer, die Trümmer der öſtreichiſchen Armee vor ſich her treibend, gegen die Ruſſen auf, deren erſte Colonnen bis an die baieriſche Grenze vorgerückt waren.

Zweites Kapitel.

Armand war von ſeinen Wunden, die er bei der Vertheidigung des wichtigen Forts Saint Henri, die ihm aufgetragen worden, erhalten, vollkommen wieder hergeſtellt. Durch ſein heldenmüthiges Benehmen, das überall bekannt geworden, und dem man faſt einzig die Erhaltung des wichtigen Forts verdankte, war ein Gegenſtand allgemeiner Bewunderung geworden. Der Name Maillebois wurde nur mit hoher Achtung genannt.

Aber trotz der Achtung, ja der Ehrfurcht, mit welcher Armand auf Sanct Domingo behandelt wurde, ſo wohnte in ſeinem Innern doch noch tiefer Kummer, denn er wußte nicht, wie man im Vater-

lande und wie der Kaiser von ihm dachte. In des Letztern Augen mußte sein Character noch immer im trübsten Lichte erscheinen, wenn sich General Junot nicht seine Rechtfertigung hatte angelegen sein lassen; und von diesem war, trotz dem, daß manches Schiff aus Frankreich angelangt war, noch immer keine Nachricht eingetroffen.

Armand war so eben von einem mehrtägigen Ausfluge in das Innere der Insel nach Sanct Domingo zurückgekehrt, als ihm die Ordre ward, sogleich vor dem General Ferrand zu erscheinen. Er beeilte sich, dem Befehle nachzukommen, und erfuhr auf seinem Wege nach der Wohnung des Generals, daß wieder ein Schiff aus Europa in den Hafen eingelaufen sei.

Als er bei dem Commandanten in's Zimmer trat, kam ihm dieser hocherfreut entgegen.

„Ich schätze mich wahrhaft glücklich," begann dieser, „Ihnen, mein lieber Maillebois, einen Brief aus der alten Welt zustellen zu können, von dem ich glaube, daß er nichts Unangenehmes enthält. Wollen Sie mich vielleicht den Inhalt wissen lassen?"

Er überreichte bei diesen Worten Armand ein Schreiben, welches mit dem kaiserlich königlichen französischen Siegel verschlossen war.

Als der auf's Höchste überraschte Jüngling das Schreiben erbrochen hatte, glaubte er, seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Da standen die Worte:

„Hauptquartier der großen Armee.

„Mein lieber Maillebois!

„Wenn Sie die Russen mir wollen helfen in die Wüste jagen, so eilen Sie, in die Reihen meiner Garde zu treten.

Napoleon."

Armand hielt sprachlos und zitternd diese eigenhändigen Schriftzüge des Kaisers in seiner Hand. Da umarmte ihn der General mit Herzlichkeit.

„Niemand," sprach er, „hat diese Auszeichnung mehr verdient als Sie. Es thut mir leid, daß wir uns trennen müssen, aber Sie werden es den Brüdern an der Donau erzählen, daß wir auf Sanct Domingo dem französischen Namen auch keine Schande machen."

Hierauf einen Schritt zurücktretend fuhr er fort: „Meine Gratulntion dem Herrn Garde-Capitain."

Armand eilte wie ein Berauschter nach seinem Quartier; als er hier ankam, war ihm eine neue freudige Ueberraschung bereitet. Der so lang ersehnte Brief von Junot war angelangt und lautete also:

„Mein lieber Maillebois!

„Wenn ich Sie so lange ohne Antwort ließ, so war das nicht meine Schuld. Ich bin erst vor einigen Tagen aus Lissabon im kaiserlichen Hauptquartiere eingetroffen. Nachdem ich meine officiellen Berichte dem Kaiser abgestattet und er gerade sehr guter Laune war, benutzte ich die günstige Gelegenheit, und schenkte ihm in der Angelegenheit der Frau von Poitiers, wodurch Sie so compromittirt und in Ungnade gefallen waren, den reinsten Wein ein.

„Sie können sich wohl vorstellen, daß Seine Majestät bei dieser unerwarteten Relation nicht eben das freundlichste Gesicht machte. Der Kaiser gerieth sogar in Zorn und sagte: „wenn er das früher gewußt hätte, so würde ich an Ihrer Statt nach den Antillen spaziert sein." Als der erste Sturm vorüber war, bat ich natürlich, daß er Sie wieder zu Gnaden aufnehmen möchte. „Nein," erwiederte er, „der

Herr Capitain mag ſich immer noch einige Zeit mit den Schwarzen herumbalgen, damit er männlicher werde und künftig nicht wegen ein paar hübſchen Mädchenaugen das Leben ſeines Monarchen und das Wohl ſeines Vaterlandes leichtſinnig auf's Spiel ſetzt.

„Ich machte ihm bemerklich, daß Sie im Gegentheil ſtets bemüht geweſen wären, die Gefahr, welche von Seiten der Royaliſten drohte, von ſeinem Haupte abzuwenden. Napoleon blieb aber unerbittlich, und ich hatte ſchon einen Troſtbrief an Sie aufgeſetzt, als höchſt merkwürdiger Weiſe gleich am folgenden Tage ein Bericht vom General Ferrand einlief, worin Ihr heldenmüthiges Verhalten in Betreff der Botſchaft nach Cap Henry und Ihre bei den Stürmen gegen dieſes Fort bewieſene Bravour auf das Glänzendſte hervorgehoben waren. Als mich der Kaiſer wieder anſichtig wurde, gab er mir den Bericht zu leſen. „Dieſer Maillebois," waren ſeine Worte, „iſt ein höchſt braver Kerl; das macht ihm ſo leicht Keiner nach. Wenn er nicht zu jung wäre, würde ich ihn zum Oberſtleutnant machen. Aber er ſoll zurückkommen und unter meine Garde treten." Hierauf ertheilte er ſogleich den Befehl, daß Sie, mein lieber Capitain, mit Beibehaltung Ihres zeitherigen Grades in die Liſten der alten Garde eingeſchrieben wurden.

„Wie froh war ich, meinen wenig erbaulichen Troſtbrief vernichten zu können. Alſo eilen Sie, noch zu der glorreichen Affaire anzulangen, wo wir den ruſſiſchen Eisbär auf's Haupt ſchlagen werden. Ihr Benehmen in Betreff Saint Henri's hat den Kaiſer außerordentlich für Sie eingenommen. Es er-

wartet Sie die freundlichſte Aufnahme und Niemand iſt mehr erfreut darüber als

Ihr

treu ergebener

Junot."

Das Einzige, was Armand an dem Briefe ſeines hochgeſtellten Freundes nicht gefallen, war, daß der General Florentinen mit keiner Sylbe erwähnte. Er war eben im Begriff, die beiden ſo werthen Zuſchriften nochmals zu überleſen, als ſich unter ſeinen Fenſtern eine bekannte Stimme alſo vernehmen ließ:

„Schwarzes Ungeheuer," rief die Stimme einem in der Nachbarſchaft beſchäftigten Neger zu: „Wehrwolf, auch Freund, ſage mir Scheuſal, wo finde ich den Capitain Maillebois, er muß hier in der Gegend wohnhaft ſein?

„Da bin ich nun," brummte es weiter, „dem Schlingel die halbe Erde lang nachgefahren und kann ihn noch immer nicht ausfindig machen."

Armand riß das Fenſter auf und erblickte den Doctor Bonorand, welcher die holprigen Steine auf- und abſtolperte und entſetzlich auf das ſchlechte Straßenpflaſter fluchte.

„Doctor, Doctor!" rief erfreut der Jüngling, „hier herauf."

Mit dieſen Worten eilte er auf die Straße hinab und die beiden Freunde fielen ſich in die Arme.

„Nun endlich," rief der Doctor; „aber Teufel, ſeid Ihr ſchwarz geworden," fuhr er lachend fort, „Ihr müßt wahrhaftig wieder nach Europa zurück, wollt Ihr nicht alle Anrechte auf einen Weißgebornen verlieren."

Das Erſte war, daß die Beiden auf Armand's

Zimmer angekommen, daß der überglückliche Jüngling dem Freunde die Zuschriften Napoleon's und Junot's vorlegte.

Bonorand machte große Augen, als er die Schriftzüge des Kaisers erblickte.

„Nun werd' ich doch wieder einmal Recht behalten," sprach er, „daß Ihr unter einem glücklichen Sterne geboren seid und daß ein höchst respectabler spiritus familiaris Euch mit Rath und That unsichtbar zur Seite steht. Von Euren Wunderthaten hab' ich, seit ich auf der Insel bin, auch schon so viel vernommen, daß ich ordentlich in Verlegenheit komme, wie ich Euch tituliren soll, ob Herr „Bayard" oder Herr „St. Georg."

Armand bestürmte den Doctor mit so viel Fragen über Europa und die dasigen Zustände, daß Bonorand im vollsten Sinne des Wortes gar nicht zu Athem kommen konnte.

„Ich bitt' Euch um Gotteswillen," rief dieser abwehrend, „laßt mich auch einmal an die Reihe des Fragens kommen; was z. B. ist das für eine allerliebste mit Citronenbäumen bewachsene Anhöhe? Man muß von da eine charmante Aussicht haben. Hat denn der Berg keinen Namen?"

„Es ist die Marienhöhe," antwortete Armand kurz; dann fuhr er gleich wieder mit Fragen fort: „Aber sagt mir nur, wenn seid Ihr denn eigentlich angekommen, davon habt Ihr mir noch kein Wort gesagt; wie heißt Euer Schiff? Sind sonst Bekannte mit angelangt? Wie lange gedenkt Ihr auf Domingo zu verweilen? Geht es direct von hier nach Europa zurück? Wie steht der Kaiser mit den Oestreichern? Wie viel Zeit habt Ihr gebraucht zur Ueberfahrt? Kommt Ihr von Toulon oder Rochefort,

oder Havre oder Brest? Seid Ihr mit den Engländern zusammen getroffen oder ganz unangefochten durchgekommen? Nichts von Guiseppe gehört? Der Barbar hat mir noch nicht geschrieben. Ich weiß von früher: Briefschreiben ist seine Sache nicht. Wer commandirt Euer Schiff?"

Bonorand hielt jetzt Armand den Mund zu.

„Einen Augenblick Geduld," sprach er, seine Brieftasche hervorziehend, „ich muß mir dieses Fragregister ein Wenig notiren, sonst mag der Teufel Euch Rede stehen. Also Plagegeist: Die Victoria heißt unser Schiff, auf welchem — aber Armand, ich bitte Euch, das ließe sich Alles weit charmanter erzählen, wenn wir eine kleine Abendpromenade machten, statt hier zwischen den engen vier Wänden, die mir gegen die herrliche Natur draußen gefängnißartig vorkommen, auf und ab zu rennen."

„Ich bin Alles zufrieden," versetzte Armand, „erzählt nur."

Bonorand stattete nun, während die beiden der mit Orangenwald bewachsenen Marienhöhe zuschritten, ausführlichen Bericht ab über Alles, was Armand zu wissen wünschte. Daher unterbrach er häufig seine Erzählung, um sich über die herrliche Vegetation des Südens zu expectoriren.

„Auf mein Ansuchen," sprach er, „bin ich einer Commission von vier Aerzten beigesellt worden, um die hiesigen Fieberkrankheiten, welche unter unserer Garnison solche Verheerungen anrichten, Beobachtungen anzustellen. Unser Aufenthalt ist vorläufig auf vier Wochen festgesetzt."

„So lange kann ich unmöglich warten," warf Armand dazwischen, „will ich beim Kaiser noch zur rechten Zeit eintreffen."

„Es ist mir dies sehr angenehm zu hören," erwiederte der Doctor; „bin ich Euch nun um die halbe Erde nachgefahren, und kaum hab' ich Euch erwischt, eschappirt Ihr mir. Gleichwohl kann ich Nichts dagegen sagen, denn es ist allerdings periculum in mora. Der Kaiser muß über Kurz oder Lang mit den Russen zusammentreffen. Ich glaube nicht, daß der Feldzug von langer Dauer sein wird. Aber seht mir doch die prächtige Aloe, da müssen sich doch unsere europäischen Gewächshäuser verstecken."

„Wie lange habt Ihr Zeit zur Ueberfahrt gebraucht?" erkundigte sich Armand zum zweiten Mal angelegentlich. „Wir sind ungefähr sechs Wochen gefahren," antwortete Bonorand, „die Reise ging von Rochefort aus. Von den Rothröcken haben wir gar nichts zu leiden gehabt. Auf der Höhe der Azoren verfolgten uns eine Zeit lang zwei englische Fregatten, konnten uns aber nichts anhaben, da unser Vorsprung zu groß war. Diese vortreffliche Banxia serata da an der Pinin, muß ich mir doch etwas genauer in Augenschein nehmen, eine solche majestätische Art ist mir noch gar nicht vorgekommen."

Bonorand sprang zu Armand's nicht geringem Verdrusse, der nur immer von Europa erzählt und seine Fragen beantwortet wissen wollte, durch das Gebüsch, wo in einiger Entfernung die schöne Blume in stiller Einsamkeit ihre Farbenpracht entfaltete. Er konnte sich lange nicht losreißen von dem seltenen Anblick und wollte eben Armand eine botanische Vorlesung über die üppige Vegetation der Tropenländer halten, als ihn dieser ungeduldig mit den Worten unterbrach:

„Ich hab' Euch nun schon das fünfte Mal gefragt, ob Ihr keine Nachricht von Guiseppe erhal-

ten; aber so lange auf Sanct Domingo eine Blume blüht, werd' ich wohl vergeblich auf eine Antwort warten."

„Guiseppe?" frug Bonorand, von seinem botanischen Absteher zurückkehrend, „das mag der Himmel wissen, in welcher Hängematte der sich schaukelt. Wahrscheinlich steckt er mit auf der Flotte des Villeneuve. Diese Banxia ist wirklich nicht mit Golde zu bezahlen."

Endlich war es Armand gelungen, den fortwährend botanisirenden Freund nach der Marienhöhe zu bringen, wo sich eine in französischem Geschmack eingerichtete Restauration befand. Er war sehr vergnügt, als die Dunkelheit herein brach, welche Bonorand's botanischem Eifer ein Ziel setzte. Aber Armand hatte gleichwohl nicht viel gewonnen, denn jetzt erschloß sich das transatlantische Himmelsgewölbe mit seinen fremdartigen Sternbildern und Sterngruppen, und der Doctor ward nun Astronom.

„Ich muß gestehen," sprach er, „wie glanzvoll die tropische Vegetation gegen die nord- und mitteleuropäische hervortritt, so ist das hinsichtlich des Firmaments doch keineswegs der Fall. Unser nordischer Nachthimmel ist weit schöner und weit reicher an Sternen erster und zweiter Größe."

„Seht einmal," fuhr er fort, „ganz am äußersten Horizonte guckt unser alter braver großer Bär, unter dessen sieben Sternen des Himmelswagens wir aufgewachsen sind, nur mit dem Schwanze ein Wenig aus dem Meere; ich kenne die Deichselsterne gar wohl, es ist der Benetnasch und der Mizar, letzterer mit seinem kleinen Begleiter Alcor, dem Reuterlein, welche aus der Heimath daher winken, während der Alioth und der schöne Dubeh noch

unter dem Meere ſtecken. Da ſteht auch die Caſiopeia, welche ſich von Sanct Domingo bei weitem nicht ſo ſtattlich ausnimmt, als von der Sternwarte zu Paris, wo ſie im Zenith ſteht."

Erſt als Armand den Doctor wieder nach Hauſe gebracht hatte, ließ dieſer ſich bewegen, wieder Raritäten aus der alten Welt mitzutheilen. Er erzählte Mancherlei, was für Armand von großem Intereſſe war.

„Da hab' ich mir auch," ſprach Bonorand unter andern, „den neueſten Beſtand unſerer Armeen zu verſchaffen gewußt, für deſſen Richtigkeit ich Bürgſchaft leiſten kann. Demnach iſt jedes Regiment bei uns dermalen viertauſendzweihundertachtundzwanzig bis viertauſenddreihundert Mann ſtark, worunter viertauſendeinhundertachtzig Combattanten. Frankreich beſitzt dermalen neunzig ſolche Regimenter Linieninfanterie. Ein jedes zerfällt in vier Bataillone, wovon drei in's Feld rücken und eins zur Uebung der Rekruten in den Beſatzungen zurück bleibt. Die leichte Infanterie beſteht aus ſiebenundzwanzig Regimentern, ebenfalls zu vier Bataillonen. Dieſe hundertſiebzehn Regimenter oder vierhundertachtundſechzig Bataillone geben eine Geſammtmacht von fünfhundertundſiebentauſend Mann Infanterie, worunter dreizehntauſendvierhundertzweiundvierzig Offiziere. Die Cavallerie beſteht aus achtundſiebzig Regimentern, nämlich zwei Carabiniers, zwölf Cüraſſier- und zwanzig Dragonerregimentern, vierundzwanzig Regimentern Jäger zu Pferde, zehn Uhlanen- und zehn Huſarenregimenter. Die geſammte Cavallerie iſt einundſiebzigtauſendfünfhundert Mann ſtark, worunter zweitauſendzweihundertſechsundvierzig Offiziere, vertheilt in dreihundert-

sechsundzwanzig Eskadrons. — Die Artillerie zählt acht Regimenter zu Fuß, sechs zu Pferd, funfzehn Compagnien Ouvriers, zwei Bataillone Pontoniers, sechszehn Bataillone Artillerietrain und neun Compagnien Mineurs. Das Ganze der Armee beträgt also, ohne die italienischen Truppen, nach den officiellen Etats sechshundertzehntausendneunhundertsechsundsiebzig Mann, worunter achtzehntausendvierhundertachtzehn Offiziere, hundertdreißig Divisionsgenerale, zweihundertvierzig Brigadegenerale und hundertvierundzwanzig Adjutants-Commandanten.

Armand bat um das Zettelchen, worauf Bonorand sich diese Notizen aufgezeichnet hatte, denn er liebte dergleichen Uebersichten. Der Doctor zog aber aus seiner dickleibigen unerschöpflichen Brieftasche eine der neuesten Nummern des Moniteur hervor.

„Daß Napoleon," begann er, „den genialen Gedanken gefaßt hatte, dem tapfern General Desaix ein würdiges Grab auf dem Gipfel der Alpen zu errichten, wird Euch nicht unbekannt sein. Hier nun habe ich den officiellen Bericht über die großartige Beisetzung des großen Kriegers."

„O, nur mitgetheilt," bat Armand dringend, und der Doctor las wie folgt:

„Der sterbende Desaix lies dem ersten Consul sagen, er bedaure, für seinen Ruhm nicht lange genug gelebt zu haben, und von diesem Augenblicke an faßte der Sieger von Marengo den Entschluß, Desaix's Schicksal und Bescheidenheit zu widerlegen und seinem Namen die Ehrenbezeugungen zu erweisen, die er für sein Leben bestimmt hatte. Seine erste Idee war, das Grabmal zu isoliren, um eine Art Verehrung an dasselbe zu knüpfen, und es in der Stille der schwegenden Natur zu errichten, um den

Geist in sich selbst zurückzuführen, damit er sich sammelt, weil man sonst nichts Großes zu thun im Stande ist, und das Gefühl zu sehr zerstreut, jenes schmerzliche Vergnügen der Melancholie nicht gewahrt.

„Diese Betrachtung bestimmte den ersten Consul, das Hospitium des großen St. Bernhard zur Grabstätte der Asche seines würdigen Lieutenants auszuwählen. Hier ist der höchste älteste Uebergang über die Alpen und hier steht der Thron des ewigen Winters von Schnee und Eis, und der einförmigen Natur kündigt nichts den Wechsel der Jahreszeiten an, als im höchsten Sommer die donnernden Lawinen, die Werkzeuge neuer Zerstörung. Hier, wo Alles Schrecken einflößt, die Stille wie das Geräusch, wo endlich die zwei einzigen Zufluchtsorte, in die sich das Leben verbirgt, die Seele durch den Gedanken erschüttern, daß sie ewig nur die Wohnung des Schmerzes sind.

„Desaix selbst schien bei der Betrachtung der egyptischen Wüsten diese Wahl angedeutet zu haben, indem er die Worte öfters wiederholte: „Dieser Schauer der Natur ist das Asyl des Todes und der Friede der Gräber."

„Nach der Schlacht bei Marengo befahl der erste Consul ein Denkmal zu errichten, dessen Größe seine Anhänglichkeit an Desaix und den Schmerz, mit welchem er seinen Verlust beehre, bezeugen solle. Der Kaiser erwartete die Vollendung desselben, um es durch ein militärisches Fest und durch eine Todtenfeier einzuweihen. Er hatte dazu den Gedächtnißtag des glorreichen Todes Desjenigen bestimmt, dem es galt, und er wollte selbst diese Todtenfeier erhöhen, dadurch, daß er selbst den ersten Stein zu dem Grabmale legte. Nachdem er diese Ceremonie in der Absicht verschoben hatte, die Pracht desselben zu verherr-

lichen, setzten sich Verhältnisse seinem Entschlusse entgegen und der Kaiser wählte den Marschall Berthier, um ihn in seinem Namen auszuführen.

„Der Leichnam des General Desaix war nach der Schlacht bei Marengo nach Mailand gebracht, daselbst einbalsamirt und in einen bleiernen Sarg gelegt worden. Er verblieb in dem Kloster St. Angelo, wo man ihn mit der Sorgfalt und Achtung bewachte, welche solche Ueberreste einflößen. Eine Abtheilung vom zwölften Jägerregimente zu Pferde hatte die Weisung erhalten, den Sarg, welcher den Leichnam des Helden barg, bis an den Fuß des großen St. Bernhard zu begleiten, und eine Abtheilung vom fünften Linienregimente folgte demselben bis in das Hospitium. Hier wurde er bis zum Tage der Feierlichkeit in der Kirche bewacht.

„Diese begann mit einem feierlichen Hochamte, welchem der Marschall Berthier, die Generäle Menou und Rostolan, so wie die Offiziere ihres Stabes beiwohnten.

„Nach der religiösen Handlung ward der Leichnam durch Militärpersonen in die Gruft der Kapelle getragen, in welcher das Denkmal errichtet ist. Vier Stabsoffiziere hielten beim Zuge das Leichentuch. Die Musik begann einen Trauermarsch, und nach der Feierlichkeit hielt der Marschall Berthier eine Rede, worauf jeder Soldat einen Lorbeerzweig in die Gruft warf. Eine kriegerische Musik, der ein Flintenfeuer folgte, endigte diese erhebende Handlung.

„Aus der Kirche begab man sich nach einem Circus, der mit Cypressen und Fahnen ausgeschmückt war, auf welchen letztern jedes Gefecht und jeder Sieg des Todten eingestickt waren. In diesem Circus hielten die Soldaten kriegerische Kampfspiele, wo die

Sieger goldne Münzen mit dem Bildnisse des Kaisers erhielten. Der Thron Napoleon's, welchen Berthier einnahm, und die colossale Büste von Desaix standen auf Hügeln."

„Nun frag' ich," sprach Bonorand, nachdem er zu Ende gelesen, „ob Napoleon nicht die Zeiten des Alterthums herauf beschwört; dieser Mann mag vornehmen was er will. Alles trägt den Stempel des Großartigen, und viele seiner Handlungen athmen eine Poesie, wovon sich unsere heutigen Poeten nie haben Etwas träumen lassen.

„Da ich aber einmal von Poesie spreche," fuhr er fort, „so will ich Euch ein paar recht hübsche Verslein mittheilen, welche auf den Abmarsch der Armeen von Boulogne gedichtet sind. Unter dem Titel: „Adieux d'un grenadier au camp de Boulogne" circulirte in Paris von einem dasigen Vaudevillendichter ein Gedicht, dessen letzte zwei Strophen also lauten:

„Sans adieu, peniches, bateaux,
Prames et canonières.
Qui deviez porter sur les eaux
Nos braves militaires!
Vous, ne soyez pas si contens
Messieurs de la Tamise:
Seulement pour quelques instans
La patrie est remise!

Nous aurons souvenir de vous,
Habitans de Boulogne!
Mais pour le retour garde nous
Du Bordeaux du Bourgogne!
Nous songerons à vos appas;
Aimables Boulonaises:
Les Allemandes ne font pas
Oublier les Françaises!"

„Gar nicht übel," gestand Armand, „doch bester Freund, damit wir nicht das Eine über das Andere vergessen, wo habt Ihr Euer Domicil aufgeschlagen?"

„Vor der Hand," erwiederte Bonorand, „im Gasthause zu Abukir; übrigens bildet Euch ja nicht ein, mich für heute Nacht los zu werden; ich verspüre nicht die geringste Lust, mich in dieser transatlantischen Finsterniß mit den Händen nach der Stadt zu greifen. Ich gedenke meine müden Glieder auf Euer bequemes Sopha auszustrecken, damit Basta."

„Das wäre es ja eben, weshalb ich fragte, und warum ich Euch bitten wollte," sprach Armand; „wir machen es wie in Paris, wenn uns Constant erzählte."

Der Doctor war aufgestanden und an's Fenster getreten.

„Das ist ja," sprach er, „mit einem Male eine undurchdringliche Finsterniß geworden, man erkennt die Hand vor den Augen nicht, und vor Kurzem noch leuchteten die Sterne so freundlich."

„Die Witterung wechselt sehr schnell," erwiederte Armand, „und das mag auch der Grund sein, daß die Fieber so häufig und gefährlich auf Domingo sind."

„Und wie das Meer rauscht," fuhr Bonorand fort, „man hört deutlich, wie es sich an den Uferfelsen bricht. Wenn der Constant wüßte, daß wir hier so traulich beisammen sitzen, wer weiß, wie tief der schon in Deutschland drinnen steckt."

„Wenn habt Ihr ihn das letzte Mal gesprochen?" frug Armand.

„Unmittelbar," erwiederte der Doctor, „ehe die Reise nach Deutschland ging. Da hat er mir noch ein paar recht drollige Scenen aus dem Privatleben des Kaisers mitgetheilt."

„Das trifft sich ja charmant," lächelte Armand, „nur heraus damit, theurer Freund, Ihr kommt heut' einmal nicht los, wenn es Mittheilungen aus der alten Welt betrifft."

„Napoleon," sprach Bonorand, „hatte im vorigen Winter den dringenden Bitten des spanischen Botschafters nachgegeben und versprochen, auf dem Maskenballe, welchen dieser Diplomat veranstaltet, zu erscheinen. Der genannte Diplomat steht bekanntlich wegen seiner Bälle bei der Pariser vornehmen Welt in hohem Rufe, denn er versteht es hauptsächlich, von seinem ungeheuren Reichthum mit Geschmack Gebrauch zu machen.

„Eines Morgens sagte daher der Kaiser zu seinem ersten Kammerdiener: „Constant, ich bin entschlossen, diesen Abend bei dem spanischen Botschafter zu tanzen. Sie schaffen heut' zehn verschiedene Anzüge in das Zimmer, welches der Spanier für mich hat in Bereitschaft setzen lassen." Constant gehorchte und begab sich am Abende mit Seiner Majestät zum Hotel, wo der Maskenball statt finden sollte. Er legte dem Kaiser einen schwarzen Domino um, und gab sich alle Mühe, die Gestalt seines Herrn so unkenntlich wie möglich zu machen. Alles lief gut ab, ungeachtet einer großen Menge von Bemerkungen von Seiten des Kaisers über die Abgeschmacktheit der Verkleidung, über die schlechte Haltung, welche ein Domino gewähre und dergleichen. Constant machte ihm bemerklich, daß auch die Fußbekleidung unkenntlich gemacht werden müßte, aber Napoleon wollte sich dazu unter keiner Bedingung verstehen. Was war die Folge? Seine Majestät wurde sogleich erkannt, als Dieselben in den Saal traten.

„Napoleon geht, wie seine Gewohnheit ist, mit auf dem Rücken geschlagenen Händen, gerade auf eine Maske los und will eine Intrigue anknüpfen; aber bei der ersten Frage, welche er thut, antwortet man ihm mit „Sire." Verdrüßlich kehrt er um und kommt wieder zu Constant. „Sie haben Recht, Con-

ſtant," ſpricht er, „man hat mich erkannt. Holen Sie mir Halbſtiefeln und einen andern Anzug." Conſtant holte ihm Halbſtiefeln, verkleidet ihn von Neuem und empfiehlt hauptſächlich, die Arme herabhängen zu laſſen, wenn er nicht auf den erſten Anblick wieder erkannt ſein will. Der Kaiſer verſpricht, Conſtant's Verhaltungsregeln, wie er ſie nennt, genau in allen Stücken zu befolgen. Aber kaum iſt er wieder in den Saal getreten, als auch ſeine Hände wieder auf dem Rücken ruhen. Eine Dame flüſtert ihm in's Ohr: „Sire, Sie ſind erkannt!" Sogleich läßt er nun die Arme fallen; aber es iſt ſchon zu ſpät und Jedermann tritt ehrfurchtsvoll zurück, um ihm Platz zu machen. Er kehrt nochmals auf ſein Zimmer zurück, kleidet ſich zum dritten Male um und verſpricht feierlich, diesmal auf ſeine Geberden und ſeinen Gang Acht zu haben. Er erbietet ſich zu wetten, nicht erkannt zu werden. Diesmal tritt er in der That in den Saal hinein wie in eine Caſerne, ſtößt und ſchubt Alles um ſich her, das ſich in den Weg ſtellt, aber demungeachtet währt es nicht lange, und wieder flüſtert man ihm in's Ohr: „Sire, Sie ſind erkannt." Neue Verlegenheit, neue Verkleidung, neue Rathſchläge von Seiten Conſtant's, aber immer derſelbe Erfolg, bis er endlich das Hotel des Botſchafters mit der feſten Ueberzeugung verläßt, daß er ſich nicht verbergen könne und daß der Kaiſer unter jeder Verkleidung erkennbar ſei.

„Am andern Tage erzählte er bei Tafel mehren Generalen, die er hatte einladen laſſen, die Geſchichte ſeiner Metamorphoſen und ſcherzte viel über ſeine Ungeſchicklichkeit. Als er auf die junge Dame zu ſprechen kam, welche ihn am vorigen Abend immer zuerſt erkannt und gar arg in Verlegenheit geſetzt

habe, sagte er: „Sollte man es glauben, daß ich nicht habe erfahren können, wer diese kleine Spitzbübin gewesen?“

„Es war gleichfalls im vorigen Winter,“ fuhr der Doctor fort, „als die Kaiserin den Wunsch äußerte, einmal auf den Maskenball im Opernhause zu gehen. Der Kaiser, den sie bat, sie dahin zu begleiten, schlug es ihr ab, trotz aller zärtlichen Bitten. Es ist bekannt, auf welche anmuthige Weise es Josephine versteht, ihre Bitten vorzubringen, aber diesmal war Alles vergebens. Der Kaiser sagte gerade heraus, er gehe nicht mit. „Gut,“ versetzte endlich die Kaiserin schmollend, „so besuche ich den Ball ohne Dich.“ „Wie es beliebt,“ erwiederte Napoleon und verließ das Zimmer.

„Am Abende begab sich die Kaiserin zur bestimmten Stunde auf den Ball. Der Kaiser, welcher sie überraschen wollte, ließ eine ihrer Kammerfrauen rufen, und sich den Anzug Josephinen's auf das Genaueste beschreiben. Hierauf befiehlt er Constant, ihn als Domino zu verkleiden und setzt sich mit dem Großmarschall des Palastes, mit Berthier und Constant in einen Wagen ohne Wappen. So fuhr die Gesellschaft zum Maskenball. Als sie anlangen, kostet es große Mühe, Einlaß zu erhalten. Blos Constant giebt sich zu erkennen, und wird um Namen und Stand seiner Begleiter gefragt. „Gehören diese Herren zu Ihnen?“ fragt die Logenschließerin. „Sie sehen es ja,“ erwiedert dieser. „Verzeihung, Herr Constant,“ entschuldigt sich nun die Schließerin; „aber Sie wissen, daß an Tagen wie der heutige, oft Leute ohne Bezahlung sich einzudrängen suchen.“ Der Kaiser mußte bei diesen Worten laut lachen. Endlich treten sie ein und wandeln zu Zweien. Sie ha-

ben ſich falſche Namen gegeben. Der Kaiſer heißt Auguſt, der Großmarſchall Franz, Berthier Karl und Conſtant Joſeph. Sobald Napoleon einen Domino bemerkt, welcher demjenigen glich, den ihm die Kammerfrau der Kaiſerin beſchrieben, drückt er jedesmal Conſtant ſtark in Arm und fragt: „Iſt ſie es?“ „Nein, ja, nein, Auguſt,“ erwiedert nun der Kammerdiener, der ſich durchaus nicht daran gewöhnen kann, den Kaiſer Du zu nennen. Die beiden Paare drehen ſich eine Zeit lang im Saale umher, durchſuchen alle Ecken, Foyers und Logen, ohne Joſephinen zu entdecken. Der Kaiſer geräth in Beſorgniß, wird aber durch Conſtant beruhigt, welcher ihn vorſtellt, daß Ihre Majeſtät unfehlbar die Kleidung gewechſelt habe.

Während man noch ſucht, tritt ein Domino auf Napoleon zu, der ſich an ihn anſchließt, mit ihm ſpricht, ihn in Verlegenheit ſetzt und äußerſt zudringlich wird, ſo daß ſich Auguſt kaum länger halten kann. Die Verlegenheit des Kaiſers ſoll höchſt poſſirlich geweſen ſein. Der Domino, welcher dieſe Verlegenheit bemerkt, verdoppelt nun ſeine Witze und Spottreden, bis er endlich glaubt, es ſei an der Zeit aufzuhören; er verſchwindet plötzlich im Maskengewühl. Der Kaiſer athmet auf; er iſt höchſt aufgebracht und auf das Empfindlichſte beleidigt. Er hat genug und verläßt ſogleich den Ball.

Als er am folgenden Morgen die Kaiſerin erblickt, ſpricht er: „Du warſt geſtern nicht auf dem Maskenballe!“

„Wahrhaftig ich war da,“ erwiedert Joſephine.

„Wie? Nein!“ ruft er.

„Ich verſichere Dich aber, daß ich da geweſen

bin; und Du, mein Freund, was haſt Du den ganzen Abend gemacht?"

„Ich habe gearbeitet," iſt die Antwort des Kaiſers.

„Das iſt doch ſonderbar," verſetzte Joſephine; „ich ſah geſtern auf dem Balle einen Herrn der den nämlichen Domino und die nämliche Fußbekleidung hatte wie Du; ich habe ihn für Dich gehalten und daher viel mit ihm geſprochen."

„Jetzt mußte Napoleon lachen, als er inne ward, daß es ſeine Gemahlin ſelbſt geweſen war, die ſich die geſtrigen Scherze mit ihm erlaubt hatte.

„Die Vermuthung Conſtant's war nämlich ganz richtig geweſen und die Kaiſerin war gleich zu Anfange in einem andern Kleide erſchienen, als in dem früher beſtimmten, weil ſie das erſtere nicht geſchmackvoll genug gefunden."

Armand hatte ſich an dieſen und ähnlichen Anecdoten, welche der Doctor mittheilte, wahrhaft amüſirt, denn er intereſſirte ſich faſt leidenſchaftlich für Alles, was unmittelbar die Perſon Napoleon's betraf. Als daher der Erzähler zu Ende war, dankte er demſelben herzlich und bat ihn zugleich, falls er noch ähnliche Geſchichten in Petto habe, damit ja nicht hinter dem Berge zu halten, weil ſich dieſelben auf Domingo noch weit angenehmer mit anhörten als ſelbſt zu Paris.

Bonorand geſtand, daß vor der Hand ſein Vorrath erſchöpft ſei, und Armand drang auch nicht länger in den Freund, der ſich nach Ruhe zu ſehnen ſchien.

Die nächſtfolgenden Tage verbrachten die beiden Freunde faſt in ununterbrochener Geſellſchaft mit einander. Bonorand konnte dem ſüdlichen Himmel ob ſeiner großartigen Vegetation nicht Lob genug

ſpenden; er ſprach ſelbſt den Wunſch aus, für immer hier wohnen zu können, blos ſeiner übergroßen Liebe zur Botanik wegen, als ihn plötzlich eine kleine gefleckte Schlange auf ganz andere Meinung brachte.

Der Doctor ging nämlich, wie ſich von ſelbſt verſtand, täglich botaniſiren, kroch durch die unwegſamſten Gründe und ſcheute ſogar gefährliche Felsparthien nicht. Armand, der ihn faſt immer begleitete, warnte ihn, ſich vor einer Art gefleckter Schlangen in Acht zu nehmen, die ſich hier nicht ſelten vorfänden und deren Biß zwar nicht gefährlich, aber doch mehre Tage lang Schmerzen verurſache.

Bonorand lächelte heldenmüthig.

„Der Wiſſenſchaft zu Ehren," ſprach er, „wer wollte da nach Gefahren fragen und wären ſie noch ſo drohend."

Es war nach dieſen kühnen Worten nicht lange Zeit verſtrichen, Bonorand ſtack eben wieder tief im Gebüſch und glaubte eine neue Art Dahlien entdeckt zu haben, als er plötzlich einen ungeheuren Satz that, auf den Weg hervorſprang und unter ſeltſamen Capreolen umhertanzte.

Armand, welcher in einiger Entfernung im Schatten eines Cocosbaumes gelagert war und in einem Buche las, kam eiligſt herbei, und als er den Doctor tanzen ſah, errieth er ſogleich die Urſache.

„Ich bin vergiftet," rief Bonorand, „eine Schlange hat mich in die Wade gebiſſen; nur ſchleunigſte Hülfe kann mich retten."

Mit dieſen Worten rannte er ſporuſtreichs, ohne Armand, der ihn zu beruhigen ſuchte, abzuwarten, nach Hauſe. Hier ergriff er ſogleich die außerordentlichſten Rettungsmittel. Die Wunde war nicht gefährlich, aber der Verwundete konnte, wegen ſeines

geſchwollenen Fußes, mehre Tage das Zimmer nicht verlaſſen. Während dieſes Stubenarreſtes ließen es ſich die Moskito's ſehr angelegen ſein, dem guten Doctor die Zeit nicht auf das Angenehmſte zu vertreiben. Dabei war auch die Hitze unerträglich. Kurz, kaum waren acht Tage in's Land gegangen, als Bonorand Domingo und den transatlantiſchen Himmel höchſt überdrüſſig hatte, und ſich noch weit mehr nach Europa ſehnte als Armand.

Letzterer ging bereits mit erſter Gelegenheit nach der alten Welt unter Segel, während der Doctor noch drei Wochen länger auf der Inſel verweilen mußte. Er ging in dieſer Zeit wohl noch zuweilen botaniſiren, aber nie anders als in ungeheuer langen Stiefeln von Elendshaut, und außerdem noch gepanzert wie ein Ritter der Vorzeit.

Drittes Kapitel.

In Italien hatte Oeſtreich ſeine Hauptkräfte gegen Frankreich vereinigt. Aber die Schnelligkeit der Erſcheinung der Franzoſen auf deutſchem Grund und Boden war allen Vorausſetzungen des öſtreichiſchen Kabinets vorangeeilt.

Kaum hatte ſich der Erzherzog Carl zu ſeinem Heere begeben, als man ihm befahl, zahlreiche Bataillone davon herzugeben, um ſie nach Deutſchland zu ſchicken. Unſicher über den Ausgang des ſchon bei Ulm begonnenen Kampfes, hatte der Erzherzog [illegible] Marſchall Maſſena einen Waffenſtillſtand bis

zum achtzehnten October angetragen; und dieſer Vorſchlag ſagte dem franzöſiſchen Generale um ſo mehr zu, als er an der Etſch nur gegen funfzigtauſend Mann hatte und dieſe Friſt hinreichen konnte, wenn auch nicht zur Ankunft, doch zur Annäherung des Corps, das General Gouvion Saint Cyr aus Neapel, in Folge des mit der ſicilianiſchen Majeſtät abgeſchloſſenen Neutralitätsvertrags, zuführte.

Maſſena's Kräfte waren vertheilt in ſechs Diviſionen Fußvolk, befehligt von den Generalen Duheſme, Gardane, Verdier, Partouneaux und Serras; in drei Diviſionen Reiterei unter den Generalen Pully, Mermet und Espagne. Dieſe Vertheilung war Maſſena's Werk, obgleich theilweiſe den Angaben des Kaiſers entſprechend. Napoleon hatte nur mittelbare Anweiſung gegeben, die dem Marſchall völlige Freiheit im Handeln ließen. „Commandirte ich das Heer in Italien," ſchrieb er an den Kriegsminiſter, „ſo würde ich die und die Anordnung treffen."

Dieſe Thatſache beweiſ't, wie tauſend andere, welche Rückſichten der Kaiſer denen ſeiner Stellvertreter zeigte, die Anſprüche auf ſein Vertrauen hatten.

Nach Ablauf des Waffenſtillſtandes erzwang Maſſena den Uebergang über die Etſch, trotz der herzhaften Vertheidigung von Seiten der Oeſtreicher und machte funfzehnhundert Gefangene. In Folge des Befehls aber, ſeine Bewegungen nach denen des Heeres in Deutſchland einzurichten, ſtellte Marſchall Maſſena ſein Vordringen ein. Erſt eine Woche ſpäter griff er wieder an und drängte die Oeſtreicher, welche einen Verluſt von zweitauſend Mann erlitten, bis zum Dorfe Vago zurück.

Erzherzog Carl hatte bei Caldiero eine furcht-

bare Stellung inne. Seine Rechte dehnte sich bis zum Dorfe San Pietro, seine Linke bis zur Etsch. Seine Reserve, welche bei Villa Nova lagerte, bestand aus vierundzwanzig Grenadierbataillonen und fünf Reiterregimentern.

Massena griff auf der ganzen Linie an. Das Dorf Caldiero wurde genommen. Jetzt rückten die östreichischen Reserven vor, desgleichen die französischen. Massena siegte. Die Oestreicher wurden bis an den Fuß der Feldschanzen verfolgt, die sie jenseits Caldiero aufgeworfen und ließen über dreitausend Gefangene nebst dreißig Stück Geschütze in den Händen der Franzosen. Erzherzog Carl trug einen Waffenstillstand an zur Beerdigung der Todten.

Durch eine geschickt ausgeführte Bewegung der französischen Division Serras wurde ein Corps von fünftausend Oestreichern völlig abgeschnitten und mußte sich ergeben. Die Offiziere wurden, wie es in Deutschland der Fall war, auf's Ehrenwort entlassen.

Dieses Ereigniß, so wie die unglücklichen Nachrichten, welche von der Armee des Generals Mack aus Deutschland einliefen, bestimmten den Erzherzog zum Rückzuge. Er zog sich durch Montebello nach Vicenza zurück.

Die Franzosen drangen nach Erstürmung der letzten Stadt, welche der Erzherzog in der Eile hatte befestigen lassen und woselbst man mehre tausend Mann Gefangene machte, an die Brenta vor, wo sich ein Kanonenfeuer von einem Ufer zum andern entspann, das die ganze Nacht dauerte. Nach Besiegung auch dieses Widerstandes und nach dem Uebergang über die Piave schienen die Oestreicher am Tagliamento eine feste Stellung nehmen zu wollen. Sechs Regimenter Cavallerie, vier Regimenter

Fußvolk und dreißig Kanonen säumten das linke Ufer des Flusses.

Massena faßte jetzt den Entschluß, den Erzherzog zu umgehen, und traf darnach seine Maßregeln. Letzterer aber errieth diese Absicht und setzte seinen Rückzug auf der Straße nach Palma Nova fort.

Seitdem fiel zwischen den feindlichen Heeren kein ernstliches Gefecht mehr vor. Die Franzosen bemächtigten sich der Städte Görz und Triest, ihre Avantgarden vor sich hertreibend, welche vereinzelte Haufen zurückgebliebener Oestreicher gefangen nahmen.

Zu derselben Zeit fand im Rücken des französischen Heeres, das die Oestreicher aus Italien vertrieben hatte, auf derselben Straße, die es zurückgelegt, ein bedeutendes Gefecht statt. Ein Corps Oestreicher, bestehend aus siebentausend-Mann Infanterie und zwölfhundert Reitern, befehligt vom Prinzen Rohan, einem französischen Ausgewanderten, war, in Folge der Bewegungen der Armee in Deutschland unter Napoleon, abgeschnitten worden und kam von den Tyroler Bergen in der Absicht herab, die Linie des französischen Heeres in Italien zu durchbrechen, um sich mit dem Erzherzog Carl zu vereinigen.

Nachdem er in Bassano fünfhundert Franzosen, die dortige Besatzung, aufgehoben hatte, war Rohan nach Castel-Franco gekommen. Unterrichtet davon, daß ein Corps gegen ihn im Anzuge sei, entschloß er sich, demselben zuvorzukommen und griff es mit großem Ungestüme an. Das französische Corps stand unter dem Befehle des eben so klugen als tapfern General Reynier. Der Angriff wurde daher kräftig erwiedert. Mehrmals erneuert, fand er stets noch lebhaftern Widerstand und schon war Rohan nahe daran, zurückgeworfen zu werden, als ein polnisches

Regiment, das General Gouvion Saint Cyr abschickte, um das schon erschütterte Corps zu umgehen, auf einmal dasselbe gänzlich in Unordnung brachte und seine vollständige Niederlage bewirkte.

Die Oestreicher, von den Franzosen bis Castel-Franco verfolgt, verlangten sich auf Bedingungen zu ergeben. Sechstausend Gefangene, tausend Pferde, sechs Fahnen, zwölf Kanonen und bedeutendes Gepäck fielen in die Hände des Siegers. Nur fünftausend Franzosen hatten am Kampfe Theil genommen. Unter den Polen wurde der Bataillonschef Chlopicki vom Oberbefehlshaber mit Auszeichnung genannt.

Indessen reichten die bis Klagenfurth vorgedrungenen Avantgarden dem Corps des Marschall Ney, welches Tyrol inne hatte, die Hand, und sonach bildete das italienische Heer den äußersten rechten Flügel der großen Armee.

Unmittelbar nach der Uebergabe von Ulm hatte der Kaiser Napoleon dem Marschall Ney aufgetragen, Tyrol zu unterwerfen, doch ihm für diese wichtige Aufgabe nur zwei Divisionen überlassen.

Der Marschall brach von Landsberg auf, erreichte nach viertägigem Marsche den befestigten Punkt Leutesch, welcher genommen wurde. Um durch den Engpaß von Scharnitz zu dringen, mußte Ney zuvor die gleichnamige Veste erobern, welche von zweitausend Mann vertheidigt wurde. Die Franzosen hatten senkrecht aufsteigende Felsen zu erklettern und erst die Natur zu besiegen, ehe sie zum Fechten kommen konnten.

Das neunundsechzigste Regiment, eines von denen, die sich bei Elchingen am Meisten ausgezeichnet hatten, wurde mit diesem Wagestücke beauftragt.

Die Soldaten ließen ſich vor der ſchreckenden Gefahr nicht einſchüchtern. Sie nehmen ihre Torniſter auf den Kopf, welche ihnen als Schild gegen die Kugeln oder vielmehr gegen die Steine dienen, die die öſtreichiſche Beſatzung auf ſie herabregnen läßt. Ihre Bayonnette, die ſie in die Felſenritzen einbohren, dienen als Sproſſen, um die Hochebene zu erklimmen, auf welcher die Feſtung liegt.

Das tapfere Regiment formirt ſich unter dem furchtbarſten Feuer. Man ſtürmt, und bald iſt der Platz genommen. Nur hundert zurückgebliebene Tyroler Schützen werden gefangen genommen; die Beſatzung hat die Feſtung geräumt und zieht ſich nach Innsbruck zurück.

Der Marſchall, welcher dies vorausgeſehen, hatte aber bereits eine Heerabtheilung abgeſandt, um die Straße nach Innsbruck abzuſchneiden. Die Oeſtreicher kommen an und wollen ſich um jeden Preis durchſchlagen, als ihnen plötzlich das neunundſechzigſte Regiment, welches die Feſtung genommen und auf dem Fuße gefolgt iſt, in den Rücken fällt, ſie zwiſchen zwei Feuer bringt und zur Uebergabe zwingt. Die Franzoſen machten achtzehnhundert Gefangene und eroberten funfzehn Kanonen.

Marſchall Ney zog in Innsbruck ein, wo er ſechzehntauſend Flinten, große Pulver- und Geſchützesvorräthe erbeutete. Hier fand ein das franzöſiſche Ehrgefühl außerordentlich erhebender Auftritt ſtatt. In einem der früheren Feldzüge der Franzoſen gegen die Oeſtreicher hatte das ſechsundſiebenzigſte Regiment zwei Fahnen verloren. Durch einen Zufall nun wurden dieſe beiden Fahnen im Zeughauſe von Innsbruck wieder gefunden. Die Nachricht verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle unter den Soldaten. Alles ſtürzte

herbei, diese kostbaren Findlinge, deren Verlust man so schmerzlich empfunden hatte, zu betrachten und zu berühren. Marschall Ney theilt die Freude seiner Tapfern. Er läßt das Regiment unter die Waffen treten und giebt ihm mit Feierlichkeit seine alten Fahnen wieder. Alte und junge Soldaten schwören mit Thränen in den Augen, daß sie tausendmal lieber umkommen wollen, als diese Fahnen zum zweiten Male verlieren.

Nach vierundzwanzig Stunden Ruhe bricht der Marschall wieder auf, nimmt Botzen und bewirkt die Vereinigung des Heeres von Italien mit der großen Armee.

So dringen auf einem ungeheuren Raume sämmtliche französische Armeen gegen die Kaiserstadt Wien vor. Die fünfundzwanzigtausend Mann, welche Erzherzog Ferdinand noch vor Umzüngelung Ulms aus dieser Stadt geführt hatte, um mit ihnen längs der Grenze des fränkischen Kreises Böhmen zu erreichen, waren von den Marschällen Murat und Lannes nach mehren Gefechten fast gänzlich aufgerieben worden.

Als Napoleon davon erfuhr, sagte er:

„Das war der Gnadenstoß. Ich hoffe, man wird lange Zeit nicht wieder von Oestreichern sprechen hören. — Nun, meine Herren Russen, stehe ich ganz zu euerm Befehl.“

Obgleich die russische Avantgarde schon bis Passau vorgedrungen war, so entschloß sich doch Kutusow, welcher das erste große Heer befehligte, nach den Nachrichten von Ulm, zu einer rückgängigen Bewegung, um sich mit der zweiten Armee unter General Buxhöveden, die noch ziemlich weit zurück war, zu vereinigen.

Prinz Murat, welcher mit seiner Cavallerie stets der Armee voranstürmte, hatte am neunundzwanzigsten October eine östreichische Nachhut angetroffen. Es kam sogleich zum Gefecht. Eine russische Division, die in der Nähe lagerte, zog den Oestreichern zu Hülfe. Die Franzosen erhalten Succurs durch eine Division vom Corps des Marschall Davoust. Oestreicher und Russen werden geschlagen und mit Hinterlassung von einigen hundert Gefangenen in Unordnung zurückgeworfen.

Dies war das erste Mal, wo in diesem Feldzuge Franzosen und Russen zusammentrafen.

Am zweiten November befanden sich Bernadotte in Salzburg, Davoust in Lambach, Soult in Wels, Lannes in Linz. Marmont umging die Stellung an der Ems.

Napoleon glaubte, die Russen würden in St. Pölten Stand halten, um Wien zu decken. Er entsandte daher den Marschall Davoust nach Steyer, um das feindliche Heer zu umgehen; der Erfolg erwies diese Voraussetzung als irrig. Kutusow gab Wien Preis und ging bei der Brücke von Stein auf das linke Donauufer über.

Indeß war die Bewegung Davoust's für die Franzosen nicht ohne Nutzen gewesen. Bei Mariazell stieß er auf ein östreichisches Corps unter General Meerfeld. Nach einem lebhaften Gefechte blieben viertausend Gefangene in den Händen der Franzosen, sechzehn Kanonen und drei Fahnen. Der Rest des östreichischen Corps ward zerstreut und General Meerfeld gezwungen, sich mit dem Reste seiner Reiterei zu retten. Marmont rückte in Leoben ein.

In der Nacht vom siebenten zum achten Novem-

ber erſchien der öſtreichiſche General Giulay, vom Kaiſer Franz abgeſchickt, vor Napoleon, um auf einen Waffenſtillſtand anzutragen. Dieſer Antrag ward abgewieſen, doch gab der franzöſiſche Kaiſer dem General an Franz den Zweiten ein Schreiben mit, worin er ſich zu Unterhandlungen für eine endliche Ausgleichung bereit erklärte.

Nachdem Napoleon in Linz Abgeordnete des Senats und einen Beſuch des Königs von Baiern empfangen hatte, verlegte er ſein Hauptquartier nach der berühmten Abtei Mölk, welche romantiſch an der Donau gelegen. Am Dreizehnten war er in St. Pölten.

Der Marſchall Mortier, für den der Kaiſer ein neues Corps, beſtehend aus den zwei Diviſionen Dupont und Gazan, gebildet hatte, war bei Linz über die Donau gegangen, um am linken Ufer dieſes Fluſſes hinab zu marſchiren. Der General-Quartiermeiſter der ruſſiſchen Armee, die, wie erzählt worden, bei Stein die Donau überſchritten hatte, war davon unterrichtet worden, daß ein franzöſiſches Corps auf der Straße, welche am linken Flußufer hinabläuft, heranziehe. Er ließ dieſes Corps bis Dürrenſtein vorrücken, in der Hoffnung, es zu umzingeln und gefangen zu nehmen. Bei der Natur des Bodens ſchien dieſe Hoffnung unausbleiblich in Erfüllung gehen zu müſſen. Als die vereinzelte Diviſion Gazan herbeikommt, wird ſie ſogleich angegriffen. Sie leiſtet indeß dem Feind einen ſo bewunderungswerthen Widerſtand, daß ſie ihm ſechs Fahnen und fünf Kanonen abnimmt. Indeß iſt ihre Lage noch immer ſehr mißlich. Der ruſſiſche Obergeneral hat hinter den buſchigen Anhöhen von Dürrenſtein ein Heer von zwölftauſend Mann herangezogen, welches die fran-

zösische Division abschneiden und vernichten soll. Mortier und Gazan schickten einen Ordonnanzoffizier nach dem andern an die Division Dupont, welche noch zurück ist.

Die russische Heersäule, welche die Division Gazan jetzt wirklich umgangen hat, marschirt ihr von zwei Seiten zugleich entgegen. Es bedurfte nur noch eines Augenblicks, und die tapfere Division wurde von der Masse der Feinde erdrückt. In dieser Verlegenheit thut ein Oberoffizier, der Major Henriod, einen rettenden Vorschlag. Er machte nämlich bemerklich, daß der obere Weg, auf welchem der größere Theil des russischen Heeres anrückt, sehr eng und auf beiden Seiten mit einer Mauer von fünf Fuß eingefaßt ist; daß eine ungeheure Masse von Menschen auf diesem Wege sich drängt, daß wenn man auf diese sich wirft, man sie auf einander stürzen kann, so daß bei dem Drucke der beiden Enden auf die Mitte, eine fürchterliche Unordnung unter dem Feinde entstehen muß und ein sicherer Erfolg für die Franzosen zu erwarten ist.

Marschall Mortier faßt den Gedanken auf. Der Angriff erfolgt auf der Stelle, indem man die Division in Züge abtheilt. Der erste Zug feuert in Büchsenschußweite auf die russische Heersäule, dringt alsdann mit dem Bayonnette vor, während ein zweiter und dritter Zug, die immer andere ersetzen, dem Feinde keine Zeit zur Besinnung lassen.

Nach drei Viertelstunden eines fürchterlichen Gemetzels ist die Verwirrung unter den Russen so groß, daß die Truppen in der Mitte, zerquetscht durch die Vorhut, die mit Gewalt zurückdrängt, und durch die Nachhut, die sie vor sich herdrängt, kein anderes Mittel haben, als die Mauern rechts und links zu

erklettern und sich in wilder Unordnung zu retten. Die Dunkelheit der Nacht, welche den Franzosen günstig ist, weil sie den Feind den wahren Grund seiner Niederlage verbirgt, erlaubt ihm nicht, von neuem Stellungen zu fassen.

Die französische Division hat Alles, was sich vor ihr fand, vernichtet, in die Flucht getrieben und ist in Dürrenstein eingedrungen, als Major Henriod auf einmal Kleingewehrfeuer vernimmt. Er rückt vor und ein Hagel von Kugeln begrüßt die Spitze seiner Heersäule.

„Frisch auf!“ ruft er, „hundertstes Regiment, das sind Russen, keine Schonung!“

Auf diesen französischen Zuruf antwortet auf der Stelle ein anderer in derselben Sprache:

„Wir sind von Dupont's Division! Seid willkommen, wir glaubten Euch Alle gefangen.“

Groß war der Jubel, als sich die beiden Divisionen wieder vereinigten, von denen die eine nur durch ein Wunder dem Untergange entgangen war.

Doch dieser glänzende Erfolg war theuer erkauft worden; die Division Gazan hatte zwölfhundert Todte, Verwundete und Gefangene und sogar drei Adler, die ersten in diesem Feldzuge, eingebüßt. Der Verlust der Russen belief sich auf fünftausend Mann, worunter dreizehnhundert Gefangene.

Der Kaiser versäumte nicht, der Division Gazan verdiente Lobsprüche zu ertheilen, während er dem Prinzen Murat, dem nur fortwährend Wien im Sinne lag, Vorwürfe machte, seine Befehle nicht befolgt und so manövrirt zu haben, um den Marschall Mortier unterstützen zu können.

„Mein Wille,“ hatte er Murat durch Berthier

ſchreiben laſſen, „iſt nicht, daß man ſich wie Kinder auf Wien losſtürze.“

Die Armee des General Kutuſow marſchirte nordwärts nach Brünn, um ſich mit der ruſſiſchen Hauptarmee, welche bei Olmütz angelangt war, zu vereinigen. Hier traf auch ſpäter der Kaiſer Alexander ein.

Nachdem die Ruſſen auf dieſe Art aus dem Wege geräumt waren, drang die große Armee gegen Wien vor. Am eilften November rückte Murat mit der Avantgarde daſelbſt ein. Napoleon ſchlug ſein Hauptquartier in dem nahegelegenen Schloſſe Schönbrunn auf.

So war denn ein großes Ziel errungen, die Hauptſtadt des öſtreichiſchen Reichs befand ſich in feindlicher Gewalt. Die Beſetzung Wiens durch franzöſiſche Truppen ging in aller Ruhe vor ſich. Die Einwohner waren von ihrem Kaiſer ſelbſt aufgefordert worden, keinen Widerſtand zu leiſten, und die gemäßigten Maßregeln Napoleon's, welcher ſeinen Soldaten die größte Achtung für Eigenthum und Perſonen einſchärfte, ſtellten das Vertrauen bald wieder her, ſo daß gleich am folgenden Tage alle Geſchäfte, die faſt nur aus Neugierde unterbrochen worden waren, ungeſtört fortgeſetzt wurden. Der deutſche Kaiſer hatte ſich in's ruſſiſche Hauptquartier begeben.

Ungeheuer waren die Vorräthe, welche durch die Beſitznahme Wiens in die Hände der Franzoſen fielen. Dieſer große Mittelpunkt des Reichs enthielt allein zweitauſend Stück Geſchütze, hunderttauſend Flinten, ſechshundert Centner Pulver, ſechshunderttauſend Kugeln und hundertſechzigtauſend Bomben.

Der Erzherzog Carl, anſtatt daß er hätte vor-

rücken sollen, um die Hauptstadt zu decken, war bemüht, Ungarn zu erreichen. Sogleich sandte Napoleon Truppen nach Preßburg, um eine Vereinigung der östreichisch-italienischen Armee mit den Russen zu verhindern. Die Marschälle Marmont und Mortier hielten die Straßen von Ungarn und Italien besetzt.

Aber trotz dem sich die Hauptstadt Oestreichs in Feindes Hand befand, so war das Schicksal der Monarchie noch nicht entschieden. Die beiden russischen Hauptarmeen und die Trümmer der östreichischen Armee, dreißigtausend Mann stark, bezweckten eine Vereinigung, um für die zahlreichen Niederlagen Rache zu nehmen.

Napoleon zögerte keinen Augenblick, mit seinem Heere gegen den russischen Koloß aufzubrechen.

Viertes Kapitel.

„Mein Herr kaiserlich-königlicher Kanonier vom vierten Regiment, wollen Sie wohl die Gewogenheit haben und diese beiden gewichtigen Scheite da in den deutschen Kachelofen schieben, ich glaube, das wird in Betreff eines erhöhten Wärmegrades nicht ohne Nutzen sein. Alsdann nehmen Sie wieder Platz und wir sprechen weiter.“

Diese Worte sprach Herr Morland, der Sergeant der Gardegrenadiere, zu dem jungen Napoleon Maillebois, dem Artilleristen, welcher gekom-

men war, dem Veteranen in seinem Quartier zu Wien seine Aufwartung zu machen.

Der junge Napoleon war auf der Kriegsschule zu Saint Cyr bereits hinlänglich an militairische Disciplin gewöhnt, so daß er sogleich wie ein Blitz auffuhr, um den Wunsch des Höhergestellten auf das Pünktlichste in Ausführung zu bringen. Er scharrte mit einer eisernen Krücke die glühenden Kohlen zusammen, legte trockne Spähne darauf, und auf diese die ast- und kienreichen Holzstücken, dann blies er durch das kleine Ofenthürlein und bald standen die Scheite in prasselnder Flamme.

Als der Sergeant das wohlthuende Gepraſſel vernahm, strich er sich den Bart und sprach: „So ein deutscher Ofen ist etwas werth, er ist für diesen aschgrauen Novemberhimmel wie geschaffen. In Egypten wär' er nicht an Ort und Stelle."

„Da mag's heiß sein," sprach der junge Maillebois.

„Das ist eine von denjenigen Bemerkungen," erwiederte Morland, „die Deiner Einsicht, kaiserlich-königlicher Kanonier vom vierten Regiment, zur Ehre gereichen. Allerdings, es ist sehr heiß in diesem Lande."

„Und in Deutschland um so kälter," versetzte der Artillerist.

„Notabene, im Winter," erklärte kenntnißvoll der Veteran, „die Sommer hier zu Lande sind warm und mild."

„Uebrigens," fuhr er nach einer Pause fort, während Napoleon's Blicke mit Ehrfurcht an seinen Lippen hingen, „fragt der Soldat weder nach Sommer noch Winter; alle Jahreszeiten sind ihm

gleich, wenn es gilt, die Feinde Frankreichs und des Kaisers zu vernichten."

„Ha, die Russen!" rief der Artillerist mit Feuer, „ich wünschte, ich hätte sie alle vor meinem Sechspfünder, he, das sollt' eine Lust sein!"

„Nur Mäßigung, junger Mann," strafte Morland mit ruhiger Ueberlegenheit, „nicht Tappen in's Blaue. Erst Strategie, Flankenmärsche, Cernirung, dann cent pièces du canon auf einen Punkt, und es kommt Keiner davon. Darauf verlaß Dich, mein Sohn."

„Wird es denn nicht bald zur Schlacht kommen, mein Herr Sergeant?" frug Napoleon.

„Wir wollen sehen, je nachdem," sprach Morland, sich siegessicher auf dem Sopha ausstreckend. „Wie mir gestern Seine Majestät vorkam, so scheint Sie mir die Idee zu haben, die Russen gefangen zu nehmen, wie ein Volk Staare, und zwar ohne viel Bataille."

„Also wie bei Ulm die Oestreicher," sprach der Kanonier.

„Sehr richtig!" erwiederte der Veteran, „wie bei Ulm die Oestreicher. Die Garde hat in diesem nichtsnutzigen, aber glorreichen Feldzuge noch keine Patrone verschossen. Da liegen wir nun in Wien und der Kaiser hat so zu sagen ganz Oestreich sammt seiner Armee in der Tasche."

„Unsere Batterie hat schon zweimal auf die Russen gefeuert," versetzte Napoleon.

„Bagatelle," grämelte der Veteran, „hat nichts zu bedeuten, kann nicht in Betracht gezogen werden bei einem Feinde, der nicht Stich hält."

Der alte Grognard, dem es ärgerte, daß sich der kaum der Kriegsschule entlaufene Artillerist etwas

darauf zu gute zu thun schien, auf die retirirenden Russen eine Kanone abgefeuert zu haben, hielt es für seine Pflicht, dem Quasirekruten etwas den Daum auf's Auge zu drücken und ihn seine subordinirte Stellung fühlen zu lassen.

„Mein Herr kaiserlich-königlicher Unterkanonier vom vierten Regiment," begann er, „wollen Sie wohl gefälligst noch einmal ihr toupirtes Haupt, das sich trotz des Pulverdampfes Ihrer tapfern Batterie ziemlich conservirt hat, in die Kochröhre stecken, und nachsehen, ob mein Töpfchen mit Wasser noch nicht zu brodeln Anstalt trifft?"

Der Unterkanonier that wie ihm geheißen und berichtete, daß das Wasser bereits anfange, Blasen zu werfen.

„Schön," sprach Morland und stopfte sich eine Pfeife. Der Artillerist, so wie er dies gewahrte, sprang sogleich nach einem Fidibusse, welchen er anbrannte und mit soldatischer Grandezza und Dienstbeflissenheit dem Veteran überreichte.

Dem Grenadier, obschon er sie vollkommen in der Ordnung fand, gefiel diese Art und Weise an dem Sohne seines alten Zeltkameraden. Er ließ von jetzt das „Unter" bei Kanonier hinweg und nahm mehr eine väterliche Haltung gegen den jungen Soldaten an.

„Madame Maillebois," frug er, seine Pfeife in Brand steckend, „befindet sich doch vollkommen wohl?"

„Ja, mein Herr Sergeant," erwiederte Napoleon, „sie litt zwar diesen Herbst etwas am Fieber, doch ist sie jetzt vollkommen hergestellt."

„Freut mich," versetzte der Veteran, „und der Herr Vater?"

„Ei der ist immer auf dem Platze," sprach der Kanonier, „der wäre lieber mit in's Feld gezogen."

„Ich kenne ihn," meinte der Gardist, „er war nicht der Letzte im Gefecht. Und die Herren Brüder?" fuhr er fort.

„Der Armand," berichtete Napoleon, „hat es noch mit den Schwarzen zu thun auf Sanct Domingo, und der Guiseppe steht auf dem Pluto, Schiffscapitain Cosmao, Station Cadix, welches ein schöner Hafen ist, an der Südspitze von Spanien gelegen."

Der Kanonier ahnete nicht, daß er mit den letzten Worten wieder eine große Unvorsichtigkeit gegen den Veteranen sich hatte zu Schulden kommen lassen. Morland war nämlich gegen Nichts so empfindlich, als gegen jede Art Belehrung, die ihm zu ertheilen sich ein jüngerer Militär den Anschein geben wollte. Der Veteran war sich nur zu gut bewußt, daß es mit seiner Schulgelehrsamkeit nicht weit her war. Machte sich nun ein jüngerer Soldat mit seiner erlernten Weisheit etwas breit, so sah Morland darin einen versteckten Angriff. Darum war ihm auch Nichts so verhaßt, als die neuern Kriegsschulen, wo die jungen Krieger eine eben so wissenschaftliche wie practische Ausbildung erhielten. Dergleichen junge Soldaten, hauptsächlich wenn sie ihre Kenntnisse ein wenig mit Absicht blicken ließen, waren dem Gardisten daher in der Welt nichts weiter, als junge Laffen, eitle Räsonneurs, Relintintins, die erst Pulver riechen sollten, die mit ihrer aufgeblasenen Gelahrtheit keinen Hund vom Ofen lockten und damit weder das graue Egypten noch das goldene Italien erobert haben würden; und sämmtliche Grognards stimmten hierin dem Sergeanten Morland, der in dieser

Angelegenheit gewöhnlich den Sprecher machte, vollkommen bei.

Daher konnte der Kanonier mit seiner geographischen Definition: „Cadix", ein schöner Hafen, an der Südspitze Spaniens gelegen," gar nicht übler ankommen, als bei Morland. Zum Unglück mußte letzterer bei der Fahrt nach Egypten durch einen Sturm selbst nach Cadix verschlagen worden sein. Also er, der mit seinen höchst eigenen Füßen auf den Wällen von Cadix auf und ab promenirt war, der Intimus des Kaiser Napoleons, er, welcher in Asien, Africa und Europa für Frankreichs Ruhm gefochten und in Praxi mehr Geographie durchgemacht hat, als ein Professor im längsten Semester, mußte sich jetzt von so einem, kaum der Schule entlaufenen Relintintin sagen lassen, daß Cadix ein schöner Hafen und an der Südspitze von Spanien liege.

Er blies eine Zeit lang seinen Ingrimm in gewaltigen Rauchwolken von sich. Dann sprach er mit majestätischem Phlegma:

„Als ich eines Tages die Umgegend des schönen Hafens von Cadix durchwanderte, welcher, wie Sie sehr richtig bemerken, an der Südspitze von Spanien liegt, fielen mir die prächtigen Haselgebüsche auf, die dort in reichem Maße wachsen. Der Mensch hat seine Einfälle; ich wollte mir einige Gerten abschneiden und sie meinem Freund Maillebois mit nehmen, welcher mir immer in den Ohren gelegen, daß mit seinen Rangen in Merville kein Auskommen sei. Für Sie, mein Herr, und Vice-Supernummerar-Anhängsel der großen Armee und für Ihr kaum sichtbares Körperchen wäre damals wohl ein zartes Birkenreis hinreichend gewesen."

Der Kanonier war wie vom Donner gerührt. Er sah jetzt ein, daß er den gewaltigen Flügelmann der alten Garde beleidigt und wußte im ersten Schreck nicht, wie er den Fehler wieder gut machen sollte. Es trat eine sehr schwüle Pause ein. Napoleon sann ängstlich darüber nach, wie er den Erzürnten wieder versöhnen könne und sprach:

„Der Vater hat mir viel von Ihren Seefahrten erzählt, Herr Sergeant."

„Also," fuhr Morland voll gerechtem Unwillen heraus, „mußte man mehr Takt besitzen und mich nicht wie einen Quintaner belehren wollen. Verstanden?"

„Das hab' ich ja auch nicht gewollt, mein Herr Sergeant," sprach in bittendem Tone der Kanonier.

„Takt," polterte Morland weiter, „ist eine Hauptsache beim Soldaten, den lernt man aber nicht auf der Schulbank. Gelehrte Soldaten sind in der Welt nichts nütze. Wollen oben hinaus und stoßen überall an. Wir sehen's an dem Armand, schwatzt wie ein Papagei allerhand Zeug, deutsch, britisch, was weiß ich, wußte sich was Rechts damit; nun sitzt er unter den Heiden, dreitausend Meilen von hier. Ich wußte, daß es so kommen würde.

„Ja," fuhr der alte Kriegsmann, nachdem er seinem Aerger Luft gemacht hatte, um Vieles milder fort, „wenn ich mir da den Guiseppe denke, das ist der Soldat, wie er sein muß, ganz der Alte, wie er leibt und lebt; hat auch nicht viel gelernt, die Wissenschaften und confusen Ideen machen ihm den Kopf nicht schwer; hat mir oft erzählt, der wackere Kerl, wie er von dem Schulmeister von Merville immer die meisten Prügel bekommen; drum wird auch was aus ihm. Der geht drauf und dran, wenn's

gilt, und wankt und weicht nicht, eben weil er nicht als gelehrtes Thier vorher lange simulirt."

„Ich bin auch kein Gelehrter," gestand der Kanonier, um sich bei dem Gardisten wieder etwas in Gunst zu setzen.

„Das wäre schon was," sprach Morland bei Weitem ruhiger.

„Und wenn nur die Russen Stand hielten," fuhr Napoleon beherzter fort, „Ihr solltet sehen, Herr Sergeant, daß ich so gut wie Guiseppe mit drauf gehe."

„Bei meinem Barte," meinte Morland, „wie ich den Guiseppe kenne, viel kühner Muth. Nun, wir werden sehen."

„Bei unsern Prügeleien mit den Jungen zu Merville," fügte der Kanonier zu größerer Beglaubigung seiner Worte hinzu, „waren Guiseppe und ich immer die Letzten auf dem Platze."

„Seht 'mal an," nickte Morland, „und Monsieur Armand, der spielte wohl den Vornehmen?"

„Als wir unsre Bataillen lieferten," erzählte Napoleon, „war der schon auf dem Lyceum."

„Ah so," versetzte der Gardist, „und lernte deutsch und arabisch, pensylvanisch, cannibalisch und wie die verschiedenen Mundarten alle heißen. Nun, er kann nun Sprachmeister werden unter den Schwarzen."

Der Kanonier, wie lieb er seinen ältesten Bruder hatte, wagte doch nicht die schönen Kenntnisse desselben gegen den der Gelehrsamkeit abholden Morland in Schutz zu nehmen. Er begnügte sich mit der Bemerkung, daß es Armand an Tapferkeit gewiß nicht fehle.

„Mag auch darnach sein, diese Tapferkeit, mein Sohn," sprach der Grenadier, „ich weiß, was es

damit auf ſich hat. Weit vom Schuß iſt gut Hütten bauen; nicht wahr? Mußten wir in Egypten die Federfuchſer nicht ſtets in die Mitte der Quarrées nehmen und ſie mit unſern guten Bayonnetten gegen die Damascener der Mamelucken decken? Eſel und Gelehrte in die Mitte, das war Sprichwort. Das iſt ja eben der Jammer, daß der Kaiſer ſo viel auf dieſes Volk giebt. Sie rangiren bei ihm ja zum Satan noch vor der alten Garde."

Der Artilleriſt fand das, Morland zu Gefallen, ebenfalls unverantwortlich. Er ging ſogar ſo weit, einige bittere Bemerkungen über den Gelehrtenſtand laut werden zu laſſen und erhob den Kriegerſtand bis zu den Wolken. Das gefiel dem Veteranen.

„Du haſt ein Einſehen, mein Sohn," ſprach er, „Deine Ideen ſind klar und faßlich. Doch ſchweigen wir von dieſen Schafsköpfen, den Gelehrten, ein braver Soldat ſoll gar nicht ſo viel Redens davon machen. Sag' mir lieber, kaiſerlicher-königlicher Kanonier vom vierten Regiment, wie Du die kaiſerlich-deutſchen Mädchen findeſt in der Haupt- und Reſidenzſtadt Wien? Nach meinen bejahrten knaſterbartigen Anſichten ſcheinen verdammt hübſche Dinger da draußen herum zu laufen. Denke Dir, kaiſerlich-königlicher Kanonier vom vierten Regimente, guckt geſtern ein höchſt vorzüglicher Lockenkopf mit ausgemacht ſchönen Augen und einem höchſt ſchätzenswerthen Grübchen im Kinn und einem ſüperben Lächeln zu meiner Thür herein, welche halb offen ſtand und rief: „Je vous salue, mon cher Sergeant!" Alle Wetter, vor allen öſtreichiſchen Kanonen bin ich nicht erſchrocken und wären ſie in meiner Taſche losgegangen; aber bei dem „je vous salue" fuhr ich zu-

sammen und wußte nicht wie mir geschah. Ich ermannte mich endlich und wollte gegen den ungewohnten Feind Posto fassen, aber da war er schon über alle Berge. Das war eine der liebenswürdigsten Hexen, die mir in Europa, Asien und Afrika vorgekommen; ich war einen Augenblick sogar schwach genug, den Wunsch zu hegen, noch der jungen Garde anzugehören, obschon ich diese Gelbschnäbel nicht leiden kann."

Der Kanonier erzählte nun seinerseits, daß seine Wirthstöchter leibhafte Engel wären, nur daß sie keine Flügel hätten. Er beneide Armand um sein Deutsch.

„Nun was hilft ihm seine gelehrte Büffelei," frug Morland, „mitten unter den Kaffern?"

Napoleon brachte das Gespräch wieder auf die Wienerinnen.

„Allerdings," gestand der Gardist, „Barbarinnen bleiben sie darum immer im Vergleich zu unsern Französinnen; aber ich liebe die Barbarei."

„Auch die Herren Wiener sind ganz scharmante Leute," fuhr Morland fort, „die hätten uns gewiß keinen Krieg erklärt, wenn es auf sie ankäme. Ein lustig, lebensfrohes Volk.

„Waren Sie schon im Prater, mein Herr Sergeant?" frug der Artillerist.

„Noch nicht," erwiederte Morland.

„Das ist ein Leben, fast wie auf den Pariser Boulevards," erzählte Napoleon.

„Wie gesagt, die Wiener wissen zu leben," meinte der Veteran der alten Garde. „Doch da ist die Nachmittagsonne gar verlockend hervorgetreten aus den grauen Novembernebeln; wie wär's, wenn wir eine kleine Promenade machten? Wollen wir von der

Parthie sein, mein Herr Kanonier vom vierten Regiment?"

Napoleon fand sich außerordentlich geschmeichelt durch diese Worte des Gardisten.

„Kann mir nur zur großen Ehre gereichen," versetzte er, „an Eurer Seite zu wandeln, mein Herr Sergeant."

„Wohlan," fuhr der Veteran fort, „so wollen wir aufbrechen."

Die Riesengestalt Morland's erhob sich jetzt vom Sopha. Er zog eine ganz neue weiße Piquéweste an, welche unter dem Dunkelblau der feinen Uniform stattlich hervorleuchtete, hing seinen Säbel um und stülpte die martialische Bärmütze auf den Kopf. Der Kanonier erschrack ordentlich vor dem gewaltigen Kriegsmann. Er mußte aufwärts blicken, wollte er den kaiserlichen Gardisten in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit überschauen.

„Komm, mein Sohn," sprach Morland, zum Kanonier, als er mit seiner Toilette zu Ende war, und die Beiden stiegen auf die Straße hinab. Napoleon wandelte wie ein Knabe neben dem bärtigen Goliath.

Kaum aber waren die zwei Franzosen ein paar Schritte die Gasse entlang gegangen, als alsbald ein Haufe jugendliche Gassenbevölkerung daneben hertrabte.

„Franz, Anton, Joseph, Stephan," murmelte es von allen Seiten, „sieh 'mal den großen Gardemann — ei du mein Gott, ist der groß — gewiß ein Feldwaibel — nein, ein Offizier — was denkst du denn, das ist der Tambour-Major — seht mal den Bart — und der Kleine daneben — das

ist ein Husar — ich dächte gar, ein Schütze iß's, — ein Tirailleur — ei wie freundlich."

Alle Leute blieben stehen und schauten dem interessanten Paare nach.

„Seht 'mal, Herr Sergeant," sprach der Kanonier, „die vielen Affiches, die der Kaiser überall hat anschlagen lassen."

Morland, der, da er weder lesen noch schreiben konnte, einen großen Widerwillen gegen alles Geschriebene und Gedruckte hatte, mochte von den Anschlagzetteln nichts wissen.

„Was wird's sein," sprach er, „Polizeigeschichten."

„Die Wiener," erklärte Napoleon, der die Zettel gelesen hatte, „sollen sich hübsch ruhig verhalten und keinen Spectakel anfangen, und die französischen Soldaten würden die strengste Disciplin üben, Personen und Eigenthum heilig achten."

„Ich begreife nicht," versetzte Morland, „wozu man Dinge drucken läßt, die sich von selbst verstehen."

Während sich der Gardegrenadier noch mißbilligend über diese gedruckten Maueranschläge aussprach, entstand plötzlich ein außergewöhnliches Hin- und Herlaufen und aus der Ferne erscholl ein tausendstimmiges „Vive l'empereur!"

Der Kanonier gerieth bei diesem Rufe fast in eben so große Aufregung als der Volkshaufe, welcher über Hals und Kopf der Gegend zustürzte, von wo das „Vive l'empereur" hertönte.

„Der Kaiser, der Kaiser kommt," rief Napoleon und wollte den Sergeanten hastig mit sich fortziehn.

„Keine Thorheit," erwiederte Morland, ohne seinen Schritt im Geringsten zu verändern, „nach

dem Kaiser zu rennen, ist Sache der Relintintins, der jungen Conscribirten und des Civil: die Garde wartet, bis er kommt."

Das Geschrei ward immer betäubender und bald bog der Kaiser Napoleon im grauen Ueberrocke und auf dem Schimmel reitend, nur von Rapp und Savary gefolgt, um die Straßenecke. Morland und der Kanonier, welchem letztern nicht wenig das Herz schlug, machten jetzt Halt und stellten sich parademäßig zur Seite auf und legten salutirend die Hand an ihre militärische Kopfbedeckung.

Der Kaiser kam herangeritten und als er Morland erschaute, hielt er sein Pferd an. Ein bezauberndes Lächeln spielte um seinen Mund.

„Nun," frug er, „mein Herr Grenadier, wie gefallen wir uns in Wien?"

„Sehr gut, Ew. Majestät."

„Mit Quartier und Verpflegung zufrieden?"

„Parfaitement!"

„Was ist der Wirth?"

„Ein Bäcker, Sire!"

„Hat er Söhne?"

„Ja!"

„Wie viel?"

„Zwei!"

„Dienen sie?"

„Der Eine nur, der Andre hilft in der Werkstatt."

„Wie mir es den Anschein hat, so frieren der Herr Morland etwas."

„Allerdings, Sire, es ist nicht zum Wärmsten."

„Mir ist vollkommen warm," sprach der Kaiser auf seinen Oberrock zeigend.

„Das ist sehr möglich!"

Napoleon's Adlerblick fiel jetzt auf seinen Namensvetter, den Artilleristen, welcher kerzengrade, regungslos und mit verhaltenem Athem neben Morland stand.

„Parbleu," sprach der Kaiser, „ist mir recht, da steht ja der Kanonier, Monsieur Maillebois?"

„Ja, Ew. Majestät," erwiederte der Jüngling und schaute etwas schüchtern mit seinen großen Augen zu Napoleon auf.

„Aber wie kommt es," fuhr erstrer fort, „schon so lange im Felde und noch keine Kanone erobert?"

Der Kanonier, ob dieser Frage etwas verdutzt, schlug bestürzt die Augen nieder und wußte nicht, was er erwiedern sollte. Morland ergriff an seiner Statt das Wort und sprach:

„Ew. Majestät, es hat es noch nicht hergegeben."

Der Kaiser mußte lachen.

„Nun da halte Dich dazu, Kanonier," sprach er, „daß wir Deinem Vater in Merville bald etwas Gescheutes von Dir vermelden können. Der Armand wird auch bald zurückkommen. Das ist ein ganz braver Franzose."

Und zu Morland gewendet:

„Adieu, mein Braver, ein andermal zieh' aber Deine Capotte an."

„Sire, es soll geschehen," antwortete der Gardist; und der Kaiser ritt vorüber.

Kaum aber war er eine Strecke dahin, als der Kanonier zu toben anfing und in Verwünschungen ausbrach, daß es nicht schon morgen gegen die Russen gehe. Er träumte von jetzt an von weiter nichts, als von Kanonen, die er den Russen abnehmen wollte.

„Beruhige Dich nur, mein Sohn," sprach Mor-

land, „Seine Majestät haben das gar nicht so ernstlich gemeint; Du kennst des Kaisers Art noch nicht.

„Also Monsieur Armand kommt auch wieder?“ fuhr er nach einer Pause fort, „hm, was man nicht hören muß! Ich denke, der steckt, um sich sein vorlautes Wesen abzugewöhnen, mitten unter den Kaffern auf St. Domingo? Begreife nicht, was der Kaiser für einen Narren an diesen hypergelehrten Menschen gefressen hat. Aha, ich verstehe, wird wahrscheinlich als Dolmetscher angestellt werden. Nun, ich habe nichts dagegen. — Aber Kanonier, halt' zum Satan einmal Dein Maul mit Deiner verdammten russischen Kanone. Du denkst wohl, die kann man so mir nichts Dir nichts in die Tasche stecken? Prosit. Da hat Dir doch nun Seine Majestät einen Floh in's Ohr gesetzt. Possirlich Kerl'chen, Du und ein russisches Geschütz.“

„Und ich muß doch eine kriegen,“ sprach Napoleon mit dem Fuße stampfend.

„Schweig,“ gebot der Gardegrenadier, „und betrachte mit Ruhe do den Stephans-thurm, einen solchen Thurm bekommst Du sobald nicht wieder zu sehen. Nicht wahr, der ist ein klein wenig höher als der auf der Marienkirche zu Merville. Das will ich glauben.“

Die Beiden promenirten noch eine geraume Strecke, endlich aber ward dem Gardisten die Kälte doch zu fatal.

„Der Kaiser hatte recht,“ sprach er, „ich hätte sollen meine Capotte anziehen. Er saß wohl verwahrt in seinem Grauen auf dem Schimmel. Doch da kömmt eine Restauration gerade recht; komm, Kanonier, wir wollen uns darin ein Wenig wärmen und stärken.“

Dem Napoleon kam dieſe Aufforderung nicht unangenehm. Er verſpürte ebenfalls Hunger und Kälte, wiewohl die zu erobernde ruſſiſche Kanone ihn weniger daran hatte denken laſſen.

Fünftes Kapitel.

Während noch Napoleon im kaiſerlichen Luſtſchloſſe zu Schönbrunn, als Gebieter über den größten Theil des Abendlandes, der halben Welt Geſetze dictirt, und über die Karte von Mähren gelehnt, die Armee des Czaren vor ſich hertreibt, da rollt plötzlich, mitten im Sieg und Glück von Cap Finisterre ein betäubender Donnerſchlag daher; Napoleon erhält die Nachricht von dem Untergange ſeiner Marine, von der furchtbaren Seeſchlacht bei Trafalgar.

Der Leſer wird ſich noch der großen Scene entſinnen, wo der Kaiſer in Boulogne die Kunde von ſeinem Admiral Villeneuve erhielt, welcher, anſtatt im Canal zu erſcheinen, nach dem Hafen von Cadix ſegelte, in Folge deſſen Napoleon's großes Unternehmen gegen England ſcheiterte.

Der Kaiſer hatte im erſten Zorne dieſen Admiral vor ein Kriegsgericht ſtellen wollen und ſelbſt fünf Anklagepunkte gegen ihn aufgeſetzt. Bereits war ſein Nachfolger ernannt worden und Admiral Roſily erhielt den Befehl nach Cadix abzureiſen, um den Befehl über die vereinigte franzöſiſch-ſpaniſche Flotte zu übernehmen.

Villeneuve, welcher davon Nachricht erhielt,

hoffte dieſer Schmach zu entgehen und ſelbſt des Kaiſers Achtung wieder zu gewinnen, wenn er entweder glücklich die ganze Flotte nach Toulon bringe, wodurch Frankreich die Herrſchaft über das Mittelmeer erhalten haben würde, oder, wenn er die engliſche Flotte, welche an den ſüd-ſpaniſchen Küſten kreuzte, ſchlüge. Er ſchätzte ſie nämlich für bei weitem nicht ſo ſtark, als ſie wirklich war.

Der Admiral dieſer Flotte, der große Nelſon, hatte die Vorſicht gehabt, ſtets nur wenige Schiffe zuſammen ſehen zu laſſen, und darum glaubte ſich der franzöſiſche Admiral dem engliſchen weit überlegen.

Der Plan des erſtern, für den Fall einer Schlacht, beſtand darin, jedem feindlichen Schiffe ein franzöſiſches entgegen zu ſetzen und ungefähr ein Drittheil ſeiner Kräfte zurückzubehalten, um ſie auf diejenigen Punkte zu werfen, die am Heftigſten angegriffen wären und dadurch den Sieg zu entſcheiden. Er theilte ſeine Schlachtordnung in drei Geſchwader, jedes zu ſieben Schiffen. Seine ganze Macht beſtand aus dreiunddreißig Schiffen, achtzehn franzöſiſchen und funfzehn ſpaniſchen.

Admiral Nelſon befehligte ſiebenundzwanzig Schiffe, folglich ſechs weniger als der franzöſiſche Admiral. In der vereinigten Flotte beſaßen die Spanier ein Schiff von hundertundzehn Kanonen und eins von hundertundvierzig, die berühmte la Santa Trinidat, die ſtärkſten franzöſiſchen führten nur achtzig. Dagegen gebot der engliſche Admiral über drei Schiffe von hundertundzwanzig und vier von hundertundzehn Geſchützen. Daher ward die Ueberlegenheit der combinirten Flotte in Betreff der Schiffe auf der andern Seite durch den Kanonenreichthum ſo ziemlich ausgeglichen; ungerechnet des Nachtheils einer Flotte,

aus zwei Nationen zusammengesetzt, gegen eine Flotte, die eine Gleichheit der Bestandtheile, Aehnlichkeit der Schiffsmannschaft, des Befehls und der Manöver für sich hatte.

Die Admirale beider Flotten hatten ihren Capitainen für den Fall einer Schlacht ihre Anweisungen gegeben. Nelson's Instructionen verriethen den geistvollen Mann, der den Kriegswissenschaften neue Bahnen eröffnet, Villeneuve's Befehle den gewöhnlichen Kopf, der sich im Gleise des Hergebrachten bewegt.

Am vierundzwanzigsten October verließ die combinirte französisch-spanische Flotte den Hafen von Cadix und formirte ihre Schlachtlinie auf der Höhe von Trafalgar. Kaum hatte sie aber Posto gefaßt, als der englische Admiral einen Schlachtplan ersann, welcher der gewöhnlichen Kriegsweise auf dem Meere ganz entgegen war. Er theilte seine Flotte in zwei Divisionen; den Befehl über die eine, funfzehn Schiffe stark, übertrug er dem Admiral Collingwood, die andere, aus zwölf Schiffen bestehend, commandirte er persönlich. In dieser Gestalt rückte er mit vollem Winde an, richtete seinen Lauf gegen einige bestimmte Punkte der französisch-spanischen Schlachtlinie und suchte dieselbe zu durchbrechen.

Villeneuve war nicht der Mann, der diesem genialen, aber tolldreisten Manöver im Stande gewesen wäre, die Stirn zu bieten. Er verstand es nicht, seine Streitkräfte gleichfalls zu concentriren, um den furchtbaren Stößen der englischen Dreidecker, die voransegelten, gewachsen zu sein. Der englische Angriff hüllte alsbald Meer und Himmel in so undurchdringliche Rauchwolken und Feuerflammen, der Donner von nahe an zweitausend Kanonen rollte

so betäubend über die Wellen, daß Franzosen und Spanier die eignen Signale ihres Admiralschiffs weder zu sehen noch zu hören vermochten. Ein großer Theil der alliirten Flotte blieb dem Kampfe fremd, und vermochte nicht, den bedrohten Punkten zu Hülfe zu eilen, während die Engländer ihr Ziel unabwendbar im Auge, die feindliche Linie bald durchbrochen hatten. So löste sich von Seiten der Franzosen und Spanier der Kampf alsbald in einzelne Gefechte auf, während Nelson stets nur mit seiner Gesammtmacht manövrirte.

Ueberhaupt würden Frankreich und Spanien an diesem Tage mehr noch als das Materielle ihrer Seemacht verloren haben, wenn zehn bis zwölf Capitaine aus beiden Nationen nicht durch die schönsten Züge des Muthes, trotz des Verlustes, doch die Ehre gerettet hätten.

Unter diesen Tapfern verdienen Auszeichnung der Contreadmiral Magon, die Capitaine Cosmao, Courége und Camus, die Admirale Gravina und Alava; Villeneuve selbst ein eben so guter Soldat als schlechter Anführer, und besonders die beiden Helden dieses Trauertags, die Capitaine Lucas und Infernet.

Lucas, der Befehlshaber des Redoutable, eines Schiffes von vierundsiebzig Kanonen, im Kampfe mit der Victory, einem Schiffe von hundertundzwanzig Kanonen, auf welchem sich Nelson selbst befand, bot dem englischen Admiral einen seiner ebenbürtigen Gegner dar. Von beiden Seiten macht man verdoppelte Anstrengung zum Entern; man zerschmettert sich durch Geschütz und Gewehrfeuer. Alles verspricht dem französischen Capitain den Sieg, als das englische Schiff, der Téméraire, von hundertzehn

Kanonen, den Redoutable von der andern Seite bedrängend, ihm eine volle Salve giebt, welche auf einmal zweihundert Mann zum Kampfe unfähig macht.

Zwischen zwei Dreidecker geklemmt, fährt das französische Schiff doch in seiner Vertheidigung fort. Sein großer Mast stürzt auf den Téméraire, ihm folgen die beiden Marsen. Da bricht das Deck des Redoutable durch, die Flammen schlagen hervor, man löscht sie und kämpft weiter. Vergeblich rufen die Engländer den Capitain Lucas zu, sich zu ergeben. Der Held, obschon verwundet, antwortet auf diese Aufforderung durch die letzten Kanonenschüsse und das letzte kleine Gewehrfeuer.

Da naht ein drittes englisches Schiff, welches sich quer vorlegt. Erst jetzt, da das Schiff unter seinen Füßen zu versinken droht, giebt der Capitain nach. Das Glück erspart ihn aber, die Flagge zu streichen. Der Sturz des Besanmastes, an welchen die Flagge gehißt ist, bezeichnet den Augenblick, wo die Vertheidigung aufhören muß. Der Redoutable ergiebt sich. Von sechshundertdreiundvierzig Mann, welche seine Besatzung ausmachten, waren fünfhundert zum Kampfe unfähig, von dreißig Offizieren dreizehn todt und zehn schwer verwundet. Aber dieser Sieg kam England theuer zu stehen. Er kostete ihm seinen größten Seehelden, den Horace Nelson.

Ein anderer Mann, der Seitens der Franzosen in dieser furchtbaren Schlacht seinen Namen in das goldne Buch der Geschichte schrieb, war Capitain Infernet, welcher die Intrépide befehligte. Dieser heldenmüthige Offizier hielt sich eine lange Zeit gegen mehre englische Schiffe und hatte endlich gegen fünf derselben zu gleicher Zeit zu kämpfen. In solchen Augenblicken kann sich der Muth nur durch die Hart-

nädigkeit des Widerſtandes verherrlichen. Er verlor alle Maſten, ſah an ſeiner Seite mehr als die Hälfte ſeiner Leute fallen, fügte den Engländern außerordentlichen Schaden zu, wehrte ſich bis zum letzten Augenblicke, bis zu dem Punkte, wo das Schiff zu ſinken begann und ihm kein Schlachtfeld mehr darzubieten vermochte.

Villeneuve hatte ſich ebenfalls ausgezeichnet, doch als bloßer Schiffscapitain. Als er die drei Maſten ſeines Buccentaner nach und nach hatte ſtürzen ſehen, wollte er mit ſeiner Flagge auf ein anderes Schiff übergehen, in der Hoffnung, den Kampf zu erneuern und vielleicht mit den zehn unverletzten Reſerveſchiffen zu ſiegen. Doch ſelbſt dieſes Rettungsmittel war ihm nicht geſtattet. Sein Boot, von feindlichen Kugeln überſchüttet, wird durch das Zuſammenbrechen des Maſtes zerſchmettert. Er verlangt vergeblich ein Boot von dem ſpaniſchen Schiffe la Santa Trinidat. Man verſteht ihn nicht und läßt ihn ohne Hülfe. Angeſchmiedet an ein Schiff, das nicht mehr fechten kann, und der übrigen Flotte unnütz, da er keine Signale geben kann, iſt er verdammt, ſich dem Feinde auszuliefern, um nicht ohne Zweck den Reſt ſeiner Mannſchaft vernichten zu laſſen.

Um fünf Uhr Nachmittags, die Schlacht hatte wegen des nebligen Wetters erſt in den Mittagsſtunden begonnen, giebt Admiral Gravina, welcher nach der Gefangennahme Villeneuve's den Oberbefehl übernommen und der ſelbſt ſchwer verwundet iſt, das Zeichen zum Sichwiederſammeln, bringt fünf franzöſiſche Linienſchiffe, ſechs ſpaniſche, fünf Fregatten und zwei Briggs zuſammen und geht während der Nacht beim Eingang der Rhede von Cadix vor Anker.

Der Contreadmiral Dumanoire verläßt mit

vier Schiffen, die keinen Theil am Kampfe genommen, das Schlachtfeld, doch in einer andern Richtung. Einige Tage darauf wird er auf der Höhe von Finisterre vom englischen Admiral Sir Richard Strachan mit Uebermacht angegriffen und ist gezwungen, sich zu ergeben.

Bald nach der ersten telegraphischen Depesche, welche den Unglückstag von Trafalgar dem Kaiser Napoleon verkündete, liefen nachstehende zwei Schreiben aus Cadix im französischen Hauptquartiere ein:

„Cadix, den 22. October 1805.

„Unsere vereinigten Flotten, dreiunddreißig Linienschiffe, fünf Fregatten und zwei Briggs stark, unternahmen es, am neunzehnten und zwanzigsten October in See zu gehen, und gestern schon gegen Mittag wurden sie von der englischen Flotte, bestehend aus siebenundzwanzig Linienschiffen und funfzehn Fregatten angegriffen. Die Schlacht währte den ganzen Tag und konnte von unsern Seewachten eine Zeit lang beobachtet werden. Es sind noch keine genauen Berichte eingelaufen. Unsere Linie wurde bald durch das Admiralschiff Nelson's, dem noch sechs bis sieben Dreidecker folgten, durchbrochen. Unsere Niederlage scheint vollständig und ohne Beispiel. Wir sind ganz in Trauer und allgemeiner Bestürzung. Eilf unserer Schiffe, vier Fregatten und zwei Briggs gingen heute bei Eingang des Hafens vor Anker, allein da es den ganzen Tag regnete und der Horizont umwölkt war, so haben wir von dem ganzen Ueberreste, der aus zweiundzwanzig Linienschiffen und zwei Fregatten besteht, nichts entdecken können. Nur so viel wissen wir, daß das eine Linienschiff, der Achilles, gestern nach der Schlacht in die Luft geflogen ist.

Man konnte von der Höhe unſerer Thürme das furchtbare Schauſpiel mit anſehen. Die Winde kommen aus Süd-Oſt, ſind heftig und ſtürmiſch, und es iſt zu befürchten, daß die Elemente das noch vollkommen zerſtören werden, was die Kanonen der Engländer übrig gelaſſen, indem alle entmaſtete Schiffe ohne Zweifel ſtranden, ſobald die Winde, wie gewöhnlich, wieder ſüdlich ſtreichen. Unter den zweiundzwanzig Schiffen, welche fehlen, befinden ſich auch die der Admirale Villeneuve, Magon und Dumanoire, und die der zwei ſpaniſchen Admirale, Alava und Cisneros."

„Cadix, den 25. October 1805.

„Was man von der vereinigten Flotte hat vernehmen können, beſteht in Folgendem:

„Franzöſiſche Schiffe: Der Pluto, Schiffscapitain Cosmao, ſehr beſchädigt eingelaufen. — Der Indomptable, Schiffscapitain Hubert, desgleichen. — Der Neptun, Schiffscapitain Meskral, desgleichen. — Der Held, Schiffscapitain Puloni, desgleichen. — Der Archonaut, Schiffscapitain Epron, desgleichen. — Der Algeſiras, Contreadmiral Magon, ganz entmaſtet eingelaufen und im übeln Zuſtande; der Contreadmiral iſt umgekommen, die Engländer hatten ſein Schiff erſtiegen und mit neuer Mannſchaft verſehen, aber eingewilligt, daß es in die Rhede geſchleppt werde, unter der Bedingung, ſelbſt nicht als Gefangene betrachtet zu werden. — Der Buccentaner, ganz entmaſtet, ſank bei ſeiner Einfahrt in die Rhede gänzlich. Er befand ſich gleichfalls, wie der Algeſiras, in der Gewalt der Engländer, welche ihn unter derſelben Bedingung hierher brachten. Der Admiral Villeneuve, welcher ihn

commandirte, wurde auf ein englisches Schiff gebracht. — Der Redoutable, Schiffscapitain Lucas, sein Schicksal gänzlich unbekannt. — Der Intrépide, Schiffscapitain Infernet, sein Schicksal gänzlich unbekannt. — Der Montblanc, Schiffscapitain Villegois, man glaubt ihn versunken. — Der Dugnoy Trouni, sein Schicksal unbekannt. — Der Achilles ist in die Luft geflogen. Es heißt, ein Theil der Mannschaft sei durch die Engländer gerettet worden, aber man hat darüber noch keine Gewißheit. — Der Adler, Schiffscapitain Gourege, ganz entmastet, ging eine Meile von hier in den Klippen vor Anker, ohne daß es möglich gewesen, ihm Hülfe zu leisten, und es ist sehr zu befürchten, daß er an der Küste scheitern wird. — Der Jähzornige, Schiffscapitain Baudain, man glaubt ihn fünf Meilen von hier verunglückt. — Der Scipio, Schiffscapitain Berenger, man kennt sein Schicksal nicht. — Der Jupiter, Schiffscapitain Villemandrin, desgleichen. — Der Greif, desgleichen. — Die Fregatten: Der Rhein, Hortensie, Hermione, Themis und Cornelia; die Briggs: der Argus und der Brüderliche, befinden sich auf der Rhede.

„Spanische Schiffe: Der heilige Justus, Schiffscapitain Gaston, übel beschädigt eingelaufen. — Der Brander, Schiffscapitain Gaston, desgleichen und ganz entmastet. — Der Manzanares, Schiffscapitain Gaston, im übeln Zustande. — Der Prinz von Asturien, Admiral Gravina, ganz entmastet eingelaufen und im schlimmsten Zustande. Der Admiral ist am Arme schwer verwundet, desgleichen ist seinem Generalmajor das Bein zerschmettert worden. — Der heilige Franz von Assisi und Rep-

tun, ganz entmastet, kamen bis zum Eingang der Rhede, allein der Sturm machte sie an den Küsten Fort Maria scheitern; man fürchtet, daß die Mannschaft ganz zu Grunde gegangen ist. — Die heilige Anna, General d'Alava, ganz entmastet, ankerte einige Meilen von hier; eine französische Fregatte bugsirte sie bis an die Rhede. Dieses Schiff befand sich gleichfalls in den Händen der Engländer, welche den General d'Alava wegen einer schweren Kopfwunde nicht auf ihre Schiffe nahmen. — Die heilige Dreifaltigkeit, General Cisneros; man hat ziemliche Gewißheit, daß sie versunken ist. — Der heilige Augustin, man weiß nicht, wo er ist. — Der heilige Jacob, die Bahama, der heilige Johannes Nepomuc befinden sich in der Gewalt der Engländer. — Von dem Schicksale des heiligen Idelphons, des Monarchen und des Argonauten weiß man nichts.

„Die Anzahl der Getödteten und Verwundeten auf den wieder eingelaufenen Schiffen ist über alle Beschreibung groß. Es ist unbekannt, ob man schon eine Zählung vorgenommen hat. Man sah gestern die englische Flotte, sechsunddreißig Segel stark, wie sie ihren Lauf nach der Meerenge nahm; vierzehn darunter waren entmastet. Da die Engländer die Schlacht gewonnen, so konnten sie auch diejenigen Schiffe einfangen, welche sich während des Kampfes nicht ergeben hatten, aber später der Uebermacht keinen Widerstand mehr leisten konnten.

„Nelson durchbrach unsere Linie auf zwei Punkten, indem er mit seinen acht Dreideckern eindrang. Sein Plan war, Unordnung zu bewirken und das gelang ihm. Man schlug sich pelotonsweise. Da er an guten Matrosen, im Manövriren und an Geschütz das Uebergewicht hatte, mußten wir erliegen."

Dies waren die großen Ergebnisse der Seeschlacht von Trafalgar; in ihr erhielt die französische Marine, auf welche Napoleon so unermeßliche Summer verwandt und so große Plane gebaut hatte, den Todesstoß. Binnen wenigen Stunden wurden jahrelange Arbeiten und Anstrengungen ein Raub der Flammen und der Wellen. Von jetzt an konnte Frankreich seinem Erbfeinde auf dem Meere nicht mehr die Spitze bieten.

Die Schlacht von Trafalgar zeigt England zur See durch dasselbe Geheimniß siegreich, das Napoleon auf dem Festlande anwandte: durch die Kunst, den Feind zu errathen und zu täuschen, auf einigen Punkten ihn durch Massen zu erdrücken und auf den andern durch geschickte Bewegungen seine Anordnungen unnütz zu machen. Sicher fehlte es den Franzosen an Muth nicht. Mit Männern, wie die Capitaine Lucas, Infernet und Andre, was würde ein Admiral ausgerichtet haben, der verstanden hätte, ein Bonaparte auf dem Meere zu sein?

Aber nie erfaßte wohl ein Unglück einen Sieger in so Staunen erregenden Glücksfällen. Freute sich Napoleon, den Palast der deutschen Kaiser in Schönbrunn zu bewohnen, so war es nur, weil dem neuen Gebieter von Wien die Hoffnung, London zu erreichen um so gesicherter erschien. Und grade in dem Augenblicke, wo die Zukunft ihm in die Hand gegeben zu sein scheint, vernichtet ein Donnerschlag alle seine Hoffnungen. Sein Schmerz kommt nur seiner Wuth gleich. England verfolgt ihn, umgarnt ihn, zerstört seine Triumphe. England verflucht und verabscheut er dafür.

So erschütternd die Nachricht der großen Seeschlacht für Napoleon sein mußte, so großes Ent-

zücken erregte sie in London. In die Freude mischte sich aber der gerechte Schmerz über Nelson's Tod. Die Anerkennung der Regierung für den großen gefallenen Helden, dessen letzter Tagesbefehl am Morgen des einundzwanzigsten Octobers die eben so bekannten als erhabenen Worte waren: „England hofft, daß heute Jeder seine Pflicht thue," zeigte sich durch glänzende Beweise der Dankbarkeit für Nelson's Andenken und gegen seine Familie.

Englands großer Zweck war erreicht. Die Besorgniß eines so nahe drohenden Einfalls, die Besorgniß neuer Seezüge Frankreichs gegen die britischen Nebenländer war für lange Zeit beschwichtigt. Neben der Möglichkeit eines Einfalls in Großbritannien wäre das bloße Einlaufen der französisch-spanischen Flotte in Toulon vernichtend für den englischen Einfluß im Mittelmeere gewesen. Sicilien, Malta selbst, stand auf dem Spiele; von jetzt erkennen geschlossene und offene Meere nur eine Flagge ohne Nebenbuhlerin an, die — Flagge von England.

Sechstes Kapitel.

Einsam wandelte Napoleon unter den blätterlosen Baumgruppen des Gartens von Schönbrunn. Sein Fuß rauschte in dürrem Laube, den gestorbenen Locken des Frühlings und Sommers von 1805; auf seiner Stirn thronten noch die Gewitterwolken des Schlages von Trafalgar. Schweigend, die Hände auf dem Rücken, schritt er die todtstillen Räume entlang; da

trat plötzlich hinter einer Taxushecke ein junger Offizier der Seegarde hervor. Es war Guiſeppe, welcher als Courier die letzten Depeſchen des Admirals Gravina aus Cadix überbracht hatte.

Der Kaiſer hielt ſeine Schritte an, und den Hervorgetretenen ſtreng anblickend; frug er kurz:

„Was willſt Du hier?“

„Sire,“ ſprach in ſeltſam bewegtem Tone der Jüngling, „eine Bitte erlaube mir, daß ich als Gemeiner in eins Deiner Linienregimenter trete. Auf den treuloſen Wellen beſiegt, will ich die Scharte auf dem feſten Lande und unter Deinen Augen wieder auswetzen.“

Dabei ſchaute Guiſeppe ſo treuherzig und bittend zu ſeinem kaiſerlichen Herrn auf, daß der Ernſt auf deſſen Stirn in ſtilles Wohlwollen überging.

„Nein, mein Sohn,“ erwiederte der Monarch mit Milde und ſeine Hand zum Kuſſe hinreichend, „dieſe Bitte kann ich Dir nicht gewähren; jetzt mehr denn je bedarf ich der braven Leute für meine Marine.“

In den letzten Worten des Kaiſers, wie einfach ſie geſprochen wurden, lag gleichwohl ein Schmerz, der den treuen Guiſeppe durch die Seele ſchnitt. Er drückte ſich eine Thräne aus dem Auge.

„Die verwünſchte Bataille,“ ſprach er halb weinerlich, halb zornig, „wie leid thut mir Eure Majeſtät;“ aber er ſetzte gleich darauf determinirt hinzu, „wir verlieren darum den Muth nicht; nicht wahr, Ew. Majeſtät?“

Napoleon mußte ob dieſer treuherzigen Naivetät lächeln:

„Bewahre, mein Sohn, wird ein Franzoſe den Muth verlieren.“

„Aber die schönen Schiffe“ — gab der ehrliche Guiseppe zu bedenken.

„Sind zum Teufel, willst Du sagen,“ fuhr der Kaiser fort, „da hast Du freilich recht, aber wachsen in unserm Frankreich nicht herrliche Eichenwälder?“

Guiseppe fand sich durch diese Worte des Kaisers sehr beruhigt und bekam allmälig seinen guten, gradherzigen Humor wieder. Er erkundigte sich, ob Morland noch in Wien stehe.

„Nein,“ erwiederte gutmüthig Napoleon, „die Garde ist bereits ehegestern nach Mähren aufgebrochen.“

„Das ist schade,“ gestand der Jüngling, „ich hätte ihn gern einmal gesprochen.“

„Gedulde Dich bis zum Frieden,“ sprach der Kaiser, „der nicht lange mehr ausbleiben wird.“

„Und dann noch eine Frage,“ fuhr Guiseppe etwas stockend fort, „aber Ew. Majestät müssen sie nicht übel nehmen.“

„Keineswegs,“ lächelte der Kaiser.

„Nun,“ frug jener mit treuherziger Vertraulichkeit, „wie sind denn Ew. Majestät mit dem Nap zufrieden?“

„O,“ antwortete Napoleon, „für den Nap ist mir nicht bange, der wird seine Sachen schon machen.“

„Nun, das ist mir sehr lieb zu hören,“ gestand die ehrliche Seele; „daß es mit dem Armand wieder gut steht, hab' ich schon vernommen.

„Doch jetzt,“ fuhr er fort, „will ich Ew. Majestät nicht länger stören. Verzeihen mir Ew. Majestät, daß ich mir die Freiheit genommen, aber wir Seeleute denken, der gerade Weg ist der beste.“

Der Kaiſer, welcher Characteren, wie ſolchen von Guiſeppe ungemein zugethan war, betrachtete den Jüngling mit wahrhaftem Wohlwollen.

„Apropos," ſprach er, „da fällt mir ein, Guiſeppe, daß Du ein recht tüchtiger Reiter biſt; melde Dich doch binnen einer Stunde im Schloſſe, Du ſollſt mir einen Brief an die Kaiſerin von Frankreich überbringen."

Guiſeppe erſchrack gewaltig bei dieſem Auftrage.

„Wie, der Kaiſerin von Frankreich?" frug er mit Beſorgniß.

„Nicht anders," meinte der Kaiſer, „Du biſt ein ſo braver Kerl dem Feinde gegenüber und fürchteſt Dich wohl gar vor einer Dame?"

„Ja, vor dem Feinde," verſetzte der Seegardiſt, „das iſt etwas andres; aber die Kaiſerin, bedenken Ew. Majeſtät, die Kaiſerin, da gehören feine Manieren dazu, die mir Seebären ganz und gar abgehen."

„Es wird ſchon gehen, Guiſeppe," tröſtete der Kaiſer, „ſag' Du nur, daß ich Dir den Brief gegeben, und man wird Dich nicht unfreundlich aufnehmen."

„Nun, Ew. Majeſtät haben es zu verantworten," ſprach Guiſeppe, „wenn ich mich ungeſchickt genug benehme. Lieber wäre mir freilich, ich könnte mit gegen die Ruſſen."

Der Kaiſer mußte hier laut auflachen und kehrte nach dem Schloſſe zurück. — Bereits nach wenig Stunden ſprengte Guiſeppe mit dem Briefe an die Kaiſerin durch das Schloßthor von Schönbrunn.

Siebentes Kapitel.

Während noch Napoleon in Schönbrunn weilte und mehre Tage der Einrichtung einer bürgerlichen und militairischen Regierung für die eroberten Provinzen widmete, verfolgten seine Heercolonnen den Feind in den vorgeschriebenen Richtungen.

Am vierzehnten November erreichten Prinz Murat und Marschall Lannes die Russen bei Hollabrunn und erbeuteten hundert bespannte Wagen. Am andern Tage, wo eben neue Angriffe erfolgen sollten, erschien als Abgesandter im französischen Lager der General Winzingerode und trug auf einen Waffenstillstand an. Demnach versprachen die Russen Mähren zu räumen. Murat willigte ein, seinen Marsch einzustellen, aber Napoleon, welcher einsah, daß es den feindlichen Heerführern blos darum zu thun war, um Zeit zu gewinnen, verweigerte seine Zustimmung zu dem Waffenstillstande. Daß der Kaiser auch hierbei vollkommen recht gehabt hatte, geht deutlich aus dem Schreiben hervor, welches Kutusow in dieser Angelegenheit an den Kaiser Alexander richtete, und worinnen es unter andern hieß: „Ich hatte blos im Auge, Zeit zu gewinnen, um das Heer zu retten, und mich von dem Feinde zu entfernen.“

Den Rückzug des russischen Heeres deckte das Corps des Fürsten Bagration. Dieses Corps kämpfte mit großer Bravour gegen die französische Uebermacht. Es ward endlich geworfen und ließ achtzehnhundert Gefangene und zwölf Kanonen in den Händen der Franzosen.

Durch den tapfern Widerstand des Fürsten Bagration ward Kutusow gerettet. Seine Vereinigung mit dem zweiten russischen Heere unter Buxhöwden konnte nicht mehr verhindert werden. Ueberhaupt hatte sich mit einem Male die ganze Sachlage der Dinge merkwürdig geändert. Napoleon mußte Wien bewachen, die Zugänge von Steiermark dem Erzherzoge Carl verschließen, seine Flanken auf einem sehr großen Raume vertheidigen, während er vor sich Heere zusammenstoßen sah, die ihm jetzt an Anzahl überlegen waren. Er sorgte indeß für Alles dieses. Marmont, dessen Hauptquartier in Leoben war, beobachtete das östreichisch-italienische Heer, das von Massena fortwährend gedrängt wurde. Mortier hatte mit den Divisionen Dupont und Gazan die in Wien zurückgelassenen Truppen abgelöst. Ungarn versprach unbeweglich zu bleiben, wenn die französische Armee sich jeder Feindseligkeit gegen dieses Land enthalten wollte. Die Neutralität dieser Nation ward unter dem Vorbehalte angenommen, daß Preßburg ausgeliefert würde, und Marschall Davoust ließ diese Stadt augenblicklich besetzen. Eine Division Dragoner zu Fuß, unter dem Befehle von Baraguay d'Hilliers und eine baierische Division hielten die Reste des Corps des Erzherzogs Ferdinand in Böhmen in Schach. Folglich war Alles im Rücken und auf den Flanken gesichert und der Kaiser hatte in sehr nahen Räumen, mit Ausnahme einiger Divisionen, die Corps von Bernadotte, Lannes, Soult und Davoust zu seiner Verfügung.

Von Znaim aus hatte er die Reiterei des Generals Sebastiani bei der Verfolgung der Russen auf der Brünner Straße noch funfzehnhundert Ge-

fangene gemacht. Napoleon glaubte, daß Brünn, ein Ort, der eine Belagerung in aller Form auszuhalten vermochte, dem Feinde zum Stützpunkt dienen würde, aber dem war nicht so. Der Kaiser Franz zog sich nach Olmütz zurück und ließ die genannte Stadt ohne Vertheidigung.

Als die Franzosen in Brünn einrückten, fanden sie sechzig Kanonen daselbst, dreihundert Centner Pulver und beträchtliche Vorräthe, sowohl an Getreide als an Bekleidungsstücken aller Art. Napoleon untersuchte die Festungswerke. Er befahl, die Festung Spielberg, die den Ort beherrscht, und die ihm von großer Wichtigkeit zu sein schien, zu bewaffnen und mit Lebensmitteln zu versorgen.

Am neunundzwanzigsten November versuchten sechstausend Mann russische Reiterei den Vereinigungspunkt der Straßen von Brünn und Olmütz zu vertheidigen. Es erfolgte ein scharfes Cavalleriegefecht, in welchem sich der Marschall Bessieres mit vier Schwadronen der alten Garde auszeichnete. Die Russen wurden geworfen. Jetzt befanden sich die beiden einander feindlichen Heere zwischen Brünn und Olmütz in einer Entfernung von funfzehn Stunden auseinander.

Stets mit den kriegerischen Angelegenheiten für die folgenden Tage beschäftigt, versäumte Napoleon gleichwohl nicht, auch auf andere Gegenstände sein Augenmerk zu richten. Von seinem Hauptquartier zu Brünn ergeht der Befehl, daß eine außerordentliche Kriegssteuer von hundert Millionen Franken in Mähren, Oestreich und den andern von seinen Truppen bereits eroberten Provinzen erhoben werde. Unterstützt ihn das Glück, so kann diese Maßregel eine der geheimen oder offenen Friedensbedingungen werden.

Der deutsche Kaiser, welcher schon einigemal Versuche zu Unterhandlungen mit Napoleon gemacht hatte, schickte abermals den General Giulay, diesmal von dem Grafen Stadion begleitet, in's französische Hauptquartier. Der Kaiser der Franzosen empfing diese Abgeordneten am siebenundzwanzigsten November. Da er aber auch diesmal bald einzusehen glaubte, die Abgesandten bezweckten weiter nichts, als ihn hinzuhalten, so verwies er sie an den Herrn von Talleyrand.

Zu derselben Zeit wünschte ein anderer Agent vor Napoleon gelassen zu werden. Es war dies der preußische Minister, der Graf von Haugwitz. Die Kriegspartei hatte endlich im Berliner Cabinette die Oberhand behalten; Preußen war durch einen Vertrag vom dritten November dem Bunde von England, Rußland und Oestreich gegen Frankreich beigetreten. Der genannte Minister sollte nun Napoleon das Ultimatum der preußischen Regierung überbringen, ward aber unter verschiedenen Vorwänden im Hauptquartiere Bernadotte's zu Iglau zurückgehalten.

Aber auch Napoleon sprach seinen Wunsch nach endlicher Ausgleichung und nach Frieden aus. So wie er erfahren, daß der Kaiser Alexander bei seiner Armee eingetroffen war, befahl er seinem Adjutanten Savary nach dem feindlichen Hauptquartier abzugehen und den russischen Monarchen zu begrüßen.

Als der französische Abgesandte vor Alexander erschien, machte dieser mit der Hand ein Zeichen, worauf sich alle Anwesenden entfernten. Savary war von dem edlen Anstande des jungen Monarchen überrascht; Alexander zählte damals sechsundzwanzig Jahre. Er hörte bereits auf dem linken Ohre etwas schwer und neigte sich rechts, um zu verstehen,

was man ihm sagte. Er sprach langsam, legte auf die letzten Sylben Nachdruck, aber im besten Französisch und ohne Accent.

Nachdem Alexander Savary's Botschaft angehört und das Schreiben Napoleon's in Empfang genommen hatte, sagte er:

„Ich weiß die Handlungsweise Ihres Gebieters richtig zu würdigen. Mit Bedauern habe ich mich gegen ihn gewaffnet und werde mit dem größten Vergnügen die erste Gelegenheit ergreifen, ihn davon zu überzeugen. Er ist seit langer Zeit der Gegenstand meiner Bewunderung."

Nachdem er auf einige andere Gegenstände übergegangen war, fuhr er fort:

„Ich werde jetzt gehen, um dieses Schreiben zu durchlesen und Ihnen dann die Antwort zurückbringen."

Mit diesen Worten entfernte er sich in eines der angrenzenden Gemächer. Nach ungefähr einer halben Stunde kehrte er, ein Schreiben in der Hand haltend, zurück, dessen Adresse er nach unten gekehrt hielt.

In einem ziemlich langen Gespräch, welches sich jetzt zwischen dem russischen Kaiser und dem Abgesandten Napoleon's entspann, setzt ersterer in einem etwas dictatorisch, doch nicht verletzendem, Tone auseinander, daß Frankreich, um seine Mäßigung und gute Gesinnung zu beweisen, nichts weiter zu thun habe, als Alles, was es seit zehn Jahren erkämpft habe, herauszugeben, sich mit der Ehre begnügend, das coalirte Europa geschlagen zu haben, welches dann Frankreichs Eroberungssucht nicht mehr fürchten würde.

Nach Beendigung dieses Gesprächs übergab der Kaiser an Savary seine Antwort auf das Schreiben,

welches er von Napoleon erhalten hatte; die Adresse noch immer nach unten gekehrt, sagte er:

„Hier ist meine Antwort, die Aufschrift drückt nicht den Titel aus, den ihr Gebieter in letzter Zeit angenommen hat. Ich lege auf solche Kleinigkeiten keinen Werth.“

Die Adresse lautete: „An das Oberhaupt der französischen Regierung.“

Savary traf Napoleon im Posthause zu Poseritz. Er stattete ihm über Alles Bericht ab, was er mit dem Kaiser Alexander verhandelt hatte. Zugleich ermangelte er nicht, dem Kaiser die übermüthige Bethörung zu schildern, in welcher sich der junge General gefiel, welcher den russischen Monarchen umgab. Diese kriegslustige Generalität hatte allerdings den Grund für sich, daß sie über ein vereinigt russisch-östreichisches Heer geboten, welches eine Macht von neunzigtausend Streitern bildete, während Napoleon nur fünfundsechzigtausend entgegen zu stellen vermochte.

Der Kaiser versank nach Savary's Mittheilung eine Zeit lang in tiefes Nachdenken. Er überdachte seine Lage, durchschaute die ganze Politik seiner Gegner, erinnerte sich, daß Preußen bereit stehe, jeden Augenblick mit seiner ganzen Macht gegen ihn aufzubrechen.

„Kehren Sie auf der Stelle zu Alexander zurück,“ rief er endlich, sich rasch zu seinem Adjutanten wendend; „sagen Sie ihm, daß ich eine persönliche Unterredung für den morgenden Tag vorschlagen lasse. Eilen Sie, so schnell Sie können.“

Savary flog nach den russischen Vorposten zurück und befand sich bald wieder bei Alexander. Dieser Fürst schien auch Anfangs wirklich einer Un-

terredung mit Napoleon nicht abgeneigt, als plötzlich die Nachricht einlief, daß die Franzosen retirirten. Napoleon hatte nämlich gefliſſentlich eine rückgängige Bewegung befohlen, um dasjenige Terrain beſetzen zu laſſen, welches er ſich zum Schlachtfelde auserkoren. Schon vor einigen Tagen hatte er zu ſeinen Marſchällen und Generälen geſagt: „Meine Herren, machen Sie ſich mit dieſer Gegend bekannt, dies wird Ihr Schlachtfeld ſein!“

Der ruſſiſche Generalſtab, welcher bei dieſem wohlberechneten Manöver Napoleon's nichts mehr fürchtete, als die Franzoſen möchten entwiſchen, umlagerte ſeinen Gebieter und drängte ihn zur Schlacht. Vergebens bemühten ſich die öſtreichiſchen Generäle, welche Gelegenheit gehabt hatten, den Strategen Napoleon früher kennen zu lernen, dieſe ſelbſtgefällige Glut zu mäßigen. Ihre Mahnung verklang unerhört. Nach Anſicht der Ruſſen, hatten die Oeſtreicher den ganzen Ruhm der Franzoſen begründet.

Alexander ließ ſich daher bereden, an ſeiner Statt den Fürſten Dolgorücki an Napoleon zu ſchicken.

Napoleon ging eben in einem ſeiner Infanteriebivouaks auf und ab, in deren Mitte er auf einigem Stroh geſchlafen hatte, als ihm der Abgeſandte Alexander's gemeldet wurde. Sogleich ſprengte er in geſtrecktem Galopp nach den Vorpoſten, ſo daß ihm ſein Piket kaum zu folgen vermochte. Der Umſtand, daß Napoleon den Fürſten auf den Vorpoſten empfing, welches der Kaiſer ſonſt nie mit einem Parlamentair zu thun pflegte, ferner das angeſtrengte Arbeiten an den Verſchanzungen, ſo wie die ganz nahe aneinander geſtellten Doppelwachen: Alles beſtärkte den General-Adjutanten Alexander's in ſeinem

Glauben, die französische Armee befände sich in der mißlichsten Lage.

Der Kaiser stieg vom Pferde und wandelte mit dem russischen Offizier die Heerstraße auf und nieder. Die französischen und russischen Vedetten standen einander ganz nahe. Nach den ersten Complimenten ging der Abgesandte des russischen Kaisers ohne Umschweife auf die politischen Fragen über. Er sprach über Alles mit einem schwer zu beschreibenden Uebermuthe ab und befand sich über die europäischen Interessen und die Lage des Festlandes in höchster Unkunde. Er redete zum Kaiser wie zu den russischen Offizieren, welche er durch sein hochfahrendes Wesen schon lange in Entrüstung gesetzt hatte. Napoleon hielt sehr an sich, während Dolgorucki, stolz auf die Gunst seines Monarchen und auf die Sendung, die ihn in den Stand setzte, dem französischen Kaiser eine hochmüthige Sprache hören zu lassen, an welche dieser nicht gewohnt war, sich darin gefiel, Napoleon die verletzendsten Bedingungen zu stellen. Die französische Armee schon als geschlagen ansehend, verlangte dieser junge Mann nichts weniger, als die Verzichtleistung des Kaisers auf die eiserne Krone, die Abtretung Belgiens und Italiens. Man kann denken, was der Kaiser bei diesen Anmuthungen litt. Doch bezwang er sich. Als Dolgorucki mit seiner Mission zu Ende, erwiederte Napoleon trocken:

„Wenn das Alles ist, was Sie mir zu sagen haben, so gehen Sie und melden Sie dem Kaiser Alexander, daß ich keine Ahnungen von solchen Zumuthungen hatte, als ich denselben um eine Zusammenkunft ersuchte. Ich hatte ihn den Zustand meiner Armee gezeigt und mich, in Bezug auf die Friedensbedingungen, auf seine Billigkeit berufen. Er

hat das nicht gewollt; wohlan, so werden wir uns schlagen, ich aber waſche meine Hände in Unſchuld."

Der Fürſt ward nach den ruſſiſchen Vorpoſten zurückgebracht, und er verließ Napoleon mit der feſten Ueberzeugung, daß ſich die franzöſiſche Armee am Vorabende ihres Unterganges befinde.

Napoleon kehrte nach ſeinem Hauptquartiere zurück.

„Dieſe Menſchen müſſen wahnſinnig ſein," ſprach er unterwegs zu Savary, „die darauf beſtehen, ich ſollte Italien aufgeben, während ſie nicht im Stande ſind, mir Wien zu entreißen. Welche Pläne haben ſie denn? Und was würden ſie mit Frankreich angefangen haben, wenn ich geſchlagen worden wäre? Es mag ergehen, wie es Gott gefällt; aber wahrhaftig, bevor noch achtundvierzig Stunden vorüber, werde ich ihnen den Kopf zurecht geſetzt haben."

Während der Kaiſer ſo ſprach, ging er zu Fuß bei dem erſten Infanterieposten vorüber. Er war gereizt und machte ſeinem Unmuthe dadurch Luft, indem er mit ſeiner Reitgerte auf die Erdhaufen ſchlug, die umherlagen. Die Schildwacht, ein alter Soldat, überhörte ihn, und hatte ſich gemächlich hingeſetzt, um, das Gewehr zwiſchen den Knieen, ſeine Pfeife zu ſtopfen. Als Napoleon dicht bei ihm vorüber ging, ſah er ihn an und ſagte: „Die Ruſſen bilden ſich ein, daß ſie nichts zu thun haben, als uns zu verſchlingen."

Der alte Soldat miſchte ſich ſogleich in's Geſpräch und erwiederte: „Oho, das wird nicht ſo leicht gehen, wir werden uns die Queer legen."

Der Kaiſer mußte lachen und bekam durch dieſen Einfall ſeine gute Laune wieder.

Bereits am ſiebenundzwanzigſten November hatte

ſich das vereinigte ruſſiſch-öſtreichiſche Heer in fünf Säulen in Bewegung geſetzt, um ſeine Stellung zu der bevorſtehenden Schlacht zu nehmen. Die beiden erſten ſtanden unter dem Befehle zweier ruſſiſchen Generäle, die zwei letztern commandirte der Fürſt Johann von Lichtenſtein, General en Chef der öſtreichiſchen Truppen. Die Reſerven, zehn Bataillone und achtzehn Schwadronen ſtark, folgten unter dem Großfürſten Conſtantin.

Uebelunterrichtet von der Stellung der Franzoſen rückte Kutuſow nur mit großer Vorſicht vor.

Am folgenden Tage erreichte er Wiſchau. Seine Zuverſicht wuchs in dem Maaße, als er auf dem Terrain Fortſchritte machte, wohin ihn der Kaiſer Napoleon berufen hatte.

Am neunundzwanzigſten November ſchlug Napoleon ſein Hauptquartier zwei Stunden vorwärts Brünn auf einer Höhe auf, welche die Soldaten den Kaiſerhügel nannten. Seine Rechte war an den See von Monitz geſtützt, der Mittelpunkt war durch ſumpfiges Land und hochuferige Bäche gedeckt. Seine Linke, die bis zu einem Bergzuge reichte, hatte den Boſenitzberg vor ſich, einen ſteilen Berg, den er durch eine ſtarke Batterie hatte befeſtigen laſſen und ihn Santon nannte, weil er an eine ähnliche Stellung in Egypten erinnerte. Alle dieſe Vertheidigungsanſtalten ſollten die Ruſſen glauben machen, daß franzöſiſcher Seits ein Rückzug im Werke ſei. Alle Maßregeln, die der Kaiſer traf, hatten dieſen Zweck. Murat ließ ein kleines Corps in die Ebene vorrücken. Plötzlich aber kehrte es um, gleichſam erſchrocken über die unermeßlichen Streitkräfte des Feindes. So wirkte Alles zuſammen, um den ruſſiſchen Feldherrn in der ſchlechten Operation, die er beſchloſ-

sen hatte, zu bestärken. Kutusow dachte jetzt allen Ernstes, der Kaiser Napoleon wolle ihm entwischen.

Am ersten December gewahrte der Kaiser von der Höhe seines Bivouaks mit unsagbarer Freude, wie die russische Armee zwei Kanonenschußweiten von seinen Vorposten eine Bewegung begann. Mit Blitzesschnelle errieth der große Feldherr den Plan des Feindes, welcher ihn umgehen und die Straße von Wien abschneiden wollte.

Napoleon entwarf jetzt einen der kühnsten Schlachtpläne, welche die Kriegsgeschichte kennt, und wobei alle zeitherige Kriegsregeln verletzt wurden. Er stellte sich nämlich mit seiner Hauptmacht vor den Reziczkabach auf und an den rechten Flügel hinter denselben.

Den Oberbefehl über den linken Flügel des französischen Heeres übertrug der Kaiser dem Marschall Lannes, über den rechten dem Marschall Soult, und das Centrum commandirte Marschall Bernadotte. Die ganze Cavallerie war auf einem einzigen Punkte vereinigt und stand unter den Befehlen des Marschall Murat. Der Kaiser selbst mit seinem treuen Waffengefährten, dem Marschall Berthier, seinem ersten Adjutanten, dem General-Obristen Junot und seinem ganzen Generalstabe, befand sich bei der Reserve, welche aus zehn Bataillonen seiner Garde und zehn Grenadierbataillonen des Generals Oudinot bestand.

Diese auserlesene Schaar, funfzehntausend Mann stark, welche allein eine Armee aufwog, stand in Bataillonscolonnen formirt und in der Entfernung zum Aufmarschiren bereit. In den Zwischenräumen erblickte man eine Batterie von vierzig Kanonen, welche von der Artillerie der Garde bedient wurde.

Mit dieſer Reſerve konnte ſich der Kaiſer überall hinſtürzen, wo es der Aushülfe oder des Nachdrucks bedurfte.

Als Napoleon am Nachmittage des erſten Decembers von der Höhe ſeines Bivouaks die Bewegung der Ruſſen beobachtete und den Plan des feindlichen Generals errathen hatte, ſprach er zu Berthier gewendet: „Bis morgen Abend iſt dieſes Heer mein!“

Achtes Kapitel.

Als Guiſeppe im Schloßhofe zu Saint Cloud vom Pferde ſtieg, war er bald von mehren zur Hofdienerſchaft gehörigen Perſonen umringt, welche ſich nach ſeinem Begehren erkundigten.

„Ich habe ein Schreiben an Ihre Majeſtät die Kaiſerin zu übergeben,“ erwiederte der Jüngling, „wollen Sie wohl ſo gut ſein und mir ſagen, wo ich dieſelbe finde?“

„Für dieſen Fall,“ verſetzte Einer dieſer Leute, „muß ich Sie bitten, mir dieſes Schreiben zu überantworten, damit ich es dem erſten Kammerdiener Ihrer Majeſtät zuſtelle, welcher das Weitere beſorgen wird.“

„Mein Befehl lautet,“ ſprach Guiſeppe trocken, „den Brief eigenhändig der Kaiſerin zu überreichen.“

Der Hofbediente betrachtete mit etwas ſpöttiſcher Miene die nicht eben audienzgemäße Kleidung des Subalternoffiziers, welcher laut ſeiner Ordre, das

Schreiben unverzüglich zu übergeben, keine Zeit gehabt hatte, hofmäßige Toilette zu machen.

„Wollen Sie mir Ihren Brief übergeben," fuhr der Hofbediente fort, indem er seine Worte vornehm betonte, „daß ich selbigen dem ersten Kammerdiener Ihrer Majestät überreiche?"

Guiseppe, dem nichts mehr zuwider war, als dieses fade, etiquettenmäßig dressirte Hofdomestikenvolk und der sich gleich über die ersten Worte dieses Hofbedienten geärgert hatte, erwiederte noch kürzer angebunden:

„Ich habe es Ihnen schon einmal erklärt, daß ich das Schreiben persönlich zu übergeben habe; sprechen Sie also nicht so überflüssig, und sagen Sie mir lieber, wo ich die Kaiserin finden kann?"

Der betreßte Bediente warf sich in die Brust und sprach:

„Unter bewandten Umständen, mein Herr, —"

„Ich frage," fuhr Guiseppe gereizt fort, „ob Sie mir sagen wollen oder nicht, wo ich die Kaiserin finde?"

„Mein Herr, unter so bewandten Umständen —"

„Nun, da lassen Sie es bleiben," versetzte der Seeoffizier grob, schritt an dem Zornerstarrten vorüber und ging dem Hauptportale des Schlosses zu.

Hier trat ihm ein Höhergestellter der Hofbeamten entgegen, der den Jüngling gleichfalls nach seinem Begehren fragte, doch mit Höflichkeit und Anstand. Guiseppe erklärte abermals, daß er einen Brief an die Kaiserin zu übergeben habe.

„Und dürfte ich wohl so unbescheiden sein," sprach der Hofbeamte, „mir die Frage zu erlauben, wer der Absender des Schreibens sei, damit Ihre Majestät die Kaiserin zuvor davon benachrichtiget werde?"

„Der Absender ist Seine Majestät der Kaiser," erwiederte Guiseppe.

Bei diesen Worten zuckte der Frager unwillkürlich zusammen. Er war im Augenblick ein gänzlich verändertes Wesen und seine Höflichkeit ward fast zur Unterwürfigkeit.

„Dürft' ich Sie gehorsamst bitten, näher zu treten, mein sehr werther Herr Capitain," sprach der Beamte, welcher durch diese Erhöhung des Grades dem jungen Offizier eine Schmeichelei zu sagen glaubte.

„Bin nur simpler Lieutenant," versetzte Guiseppe; jener aber führte den Boten des Kaisers in ein sehr geschmackvoll decorirtes Gemach.

„Nur einen Augenblick bitte ich, sich hier es gefallen zu lassen," fuhr der Höfliche fort, „ich werde sogleich den diensthabenden Kammerherrn in Kenntniß setzen, damit Sie unverzüglich bei Ihrer Majestät der Kaiserin vorgelassen werden."

Der Hofbeamte entfernte sich schleunigst. Guiseppe schaute ihm lächelnd nach.

„Der kleine Corporal," sprach er, „versteht es doch meisterlich, sich in Respect zu setzen. Man braucht blos seinen Namen zu nennen und Alles beginnt zu zittern, und gleichwohl giebt es keinen gütigern Mann wie den Kaiser. Wer ein gut Gewissen hat, kann ihm getrost unter die Augen treten und hat Nichts zu fürchten."

Nach einer kleinen Viertelstunde kehrte der Hofbeamte mit dem diensthabenden Kammerherrn zurück. Letzterer war ein Mann, der Wohlwollen mit den feinsten Hofmanieren zu vereinigen verstand.

„Ihnen ist der schöne Beruf geworden, Saint Cloud mit Freude zu erfüllen," sprach er mit An-

muth, sich gegen Guiseppe verbeugend, „Ihre Majestät, unsere verehrte Kaiserin, harrt schon lange auf ein Schreiben Ihres erlauchten Gemahls. Seine Majestät befindet sich doch im erwünschtesten Wohlsein?"

„Vollkommen," erwiederte Guiseppe.

„Und unsere ruhmgekrönte Armee, die Besiegerin von Oestreich?"

„Wird unfehlbar jetzt schon Wien verlassen haben und gegen die Russen aufgebrochen sein," antwortete der Offizier.

„Ha, vortrefflich!" rief der Kammerherr, „die Helden von Ulm verstehen es sogar in Schnee und Eis Rosen und Lorbeeren zu pflücken."

Er bat jetzt Guiseppe zu folgen, und führte ihn durch eine Reihe von Sälen und Zimmern nach demjenigen Flügel des Schlosses, welcher nach dem Garten hinaus ging. Sie traten auf eine Art Altan, von wo eine Treppe nach dem Garten hinab führte.

„Ihre Majestät die Kaiserin," fuhr der Kammerherr fort, „hat die paar freundlichen Blicke der Mittagssonne benutzt, um sich ein Wenig im Freien zu ergehen. Wollen Sie gütigst nur einen Augenblick hier verziehen, ich eile, jetzt Ihre Majestät von Ihrer Ankunft schleunigst in Kenntniß zu setzen."

Er stieg raschen Schrittes die Stiegen hinab und verschwand bald hinter künstlich verschnittenen Baumwänden. Der vorige Hofbeamte nahte sich jetzt unter vielen Bücklingen dem kaiserlichen Boten und erkundigte sich neugierig nach den neuesten Angelegenheiten der Armee. Er frug nach dem Befinden mehrer seiner Vettern, die in verschiedenen Regimentern dienten, welche aber Guiseppe nicht kannte und daher keine Auskunft zu geben vermochte. Plötzlich aber

ſprang der Frager mit dem Ausrufe: „da kommt Ihre Majeſtät“ zwei Schritte zurück.

Wirklich bog jetzt auch Joſephine, aus einem der Seitengänge kommend, in die Hauptallee ein. Sie kam mit all' der Anmuth und Grazie, welche ihr in ſo hohem Grade zu eigen, die Allee daher.

„Ja, das iſt unſere vortreffliche Kaiſerin!“ rief Guiſeppe ſeltſam bewegt aus; „aber,“ fuhr er gleich darauf fort, „wer iſt denn das himmliſch ſchöne Mädchen, das ihr zur Seite wandelt?“

Der Hofbeamte, welcher ſich geehrt fühlte, hier Auskunft geben zu können, antwortete: „Das iſt das Fräulein Florentine von Nevers, welches ſich im ausgezeichneten Grade der Gnade Ihrer Majeſtät zu erfreuen hat.“

„Wie?“ frug Guiſeppe, der ſeinen Ohren nicht zu trauen glaubte, auf das Freudigſte überraſcht, „Fräulein Florentine von Nevers, deren Tante, in ein royaliſtiſches Complott verwickelt, ſich vergiftet hat?“

„Daſſelbe,“ fuhr der Hofbeamte fort; „durch die Fürſprache von Madame Junot, der hochgebornen Gemahlin des kaiſerlichen erſten Adjutanten und Generalobriſten der Garde, wurde das ſchöne, verlaſſene Kind, mit Ihrer Majeſtät bekannt, welche gleich eine ſolche Vorliebe für das Mädchen empfand, daß ſie daſſelbe in ihre Nähe zog und ihm eine mütterliche Freundin wurde.“

„Nun das kann ſich ja gar nicht charmanter treffen,“ ſprach Guiſeppe für ſich, „da kann ich doch endlich Armand's Brief an ſeine Adreſſe bringen, den ich nun ſchon auf allen Meeren mit umhergeſchleppt habe. Aber das muß ich geſtehen, Geſchmack hat der Schlingel.“

Der Kammerherr kam jetzt eiligſt zurück, bat dem Seeoffizier zu folgen und führte ihn zur Kaiſerin, worauf er ſich ehrfurchtsvoll zurückzog. Als der Jüngling in das ſonnenklare, von himmliſcher Milde überſtrahlte und von Freude verklärte Antlitz Joſephinen's ſah, blendete ihn nicht mehr das Diadem der Majeſtät. Er glaubte eine Heilige vor ſich zu ſehen. Die Kaiſerin war bei der Nachricht, daß ein Brief von Napoleon angekommen ſei, ſo von Entzücken ergriffen, daß ſie, alle Etiquette vergeſſend, dem Guiſeppe mit freudiger Haſt ein paar Schritte entgegen trat.

„Ein Brief von Bonaparte," rief ſie, „o ſchnell, geben Sie ihn mir;" und als Guiſeppe das Schreiben überreicht hatte, fuhr ſie fort: „O ſprechen Sie, mein Herr, wie geht es Napoleon, iſt er geſund, iſt er wohl?"

„Ich kann Ew. Majeſtät verſichern," erwiederte geradherzig der Jüngling, „daß mir Seine Majeſtät der Kaiſer nie geſünder vorgekommen iſt, als vor einigen Tagen, wo ich ihn verlaſſen habe, trotz aller Strapazen, die er zu erdulden gehabt hat."

„Ach, warum darf ich ihn nicht pflegen?" ſprach die hohe Frau und eilte nach einem in der Nähe befindlichen geheizten Pavillon, um den Brief des Kaiſers zu leſen.

Florentine, welche bei der Zuſammenkunft Joſephinen's mit Guiſeppe zugegen war, hatte kaum einen Blick auf den Jüngling geworfen, als ihr Herz unwillkürlich mit Heftigkeit zu klopfen begann; denn Guiſeppe konnte in ſeinen Zügen die Familienähnlichkeit mit ſeinem Bruder Armand nicht verläugnen. Sie gerieth daher in ſichtbare Verlegenheit, als ſie ſich mit dem jungen Offiziere allein be-

fand. Letzterem erging es nicht beſſer. Er wußte nicht, mit welcher irdiſchen Mundart er dieſes engelhafte Weſen anreden ſollte. Endlich faßte er ſich ein Herz und ſprach nicht ohne Schüchternheit:

„Mein ſchönes Fräulein, auch für Sie hab' ich ein Brieflein mitgebracht, wenn Sie es nicht übel nehmen wollen. Es iſt von Armand Maillebois, meinem Bruder, der Sie ſo liebt, und der jetzt wieder nach Europa zurückgekommen iſt."

Florentine, auf dieſe Weiſe von einem jungen, fremden Offiziere angeredet, gerieth in den erſten Augenblick in hohe Beſtürzung, die Purpurröthe der Schaam überſtrömte das holde, jungfräuliche Antlitz. Sie zitterte und vermochte kein Wort zu erwiedern. Guiſeppe fuhr fort:

„O, mein ſchönes Fräulein," fuhr er in ſeinem zum Herzen ſprechenden Tone fort, „es iſt ja nichts Böſes, wenn Sie den Armand lieben, er verdient es gewiß. Wie wird er ſich freuen, wenn ich ihm erzähle, daß ich Sie hier gefunden habe; ach, glauben Sie mir nur, der arme Junge iſt gar nicht wieder ruhig geworden, ſeit er von Ihnen getrennt war und über Ihr Schickſal keine Nachricht erhalten konnte."

Wie beſeligend dieſe Worte in Florentinen's Herzen wieder klangen, ſo war das Mädchen doch nicht im Stande, dem Bruder ihres Geliebten irgend eine Sylbe zu erwiedern: und ihre Hand ſträubte ſich aus weiblichem Schaamgefühl und aus Furcht, beobachtet zu werden, Armand's Brief, den ihr Guiſeppe hinhielt, anzunehmen.

„Mein Fräulein," ſprach Guiſeppe traurig, „haben Sie den Armand wirklich ganz vergeſſen, daß Sie nicht einmal ſeinen Brief leſen wollen, den er Ihnen gewiß mit blutendem Herzen niederſchrieb?"

„Nein! nein!“ rief endlich das Mädchen in gepreßtem Tone, indem sie die eine Hand krampfhaft über die Brust hielt, wo das Herz zu zerspringen drohte. Dann warf sie schüchtern einen Blick umher, griff schnell nach dem Briefe und verbarg ihn im Busentuche.

Die Kaiserin trat jetzt aus dem Pavillon und kam den Gang daher. Sie war noch so voller Freude, daß sie den aufgeregten Zustand Florentinen's nicht bemerkte, welche die Gelegenheit ergriff, sich einige Schritte zurückzuziehen.

„Wie danke ich Ihnen, mein Herr,“ sprach sie zu Guiseppe, „für die freudige Botschaft, die Sie mir überbracht haben.

„Wie mir mein Gemahl schreibt,“ fuhr sie nach einer Pause und nachdem sich Guiseppe wiederholt dankbar verbeugt hatte, anmuthsvoll fort, „sind Sie der brave Offizier, der sich bei mehrern Gelegenheiten durch seine Unerschrockenheit und Tapferkeit so ausgezeichnet hat.“

„Habe nur meine Schuldigkeit gethan, Ew. Majestät,“ erwiederte der Jüngling.

„Tapferkeit und Edelsinn,“ sprach Josephine weiter, „sollen wir Frauen aber besonders ehren. Darum empfangen Sie diesen Ring, den ich Ihnen im Namen der Damen Frankreichs übermache.“

Mit diesen Worten zog sie einen kostbaren Brillantring vom Finger und ihn dem Jüngling, der bescheiden zögerte, die werthvolle Gabe anzunehmen, hinreichend, fuhr sie in freundlichem, huldvollem Tone fort:

„Immer nehmen Sie, Niemand hat ihn mehr verdient.“

Der glückliche Guiseppe wußte in der That

nicht, wo er Worte hernehmen ſollte, ſeinen Dank gebührend auszudrücken. Er wollte ſich gern auf irgend eine Art bei der hohen Geberin revangiren und da fiel ihm ein, daß Joſephinen nichts angenehmer ſein könnte, als recht viel von ihrem Gemahl zu hören. Dies that denn auch der Seeoffizier in ſeiner gewohnten geradherzigen Manier, ſo daß die Kaiſerin ſich oft des Lächelns nicht erwehren konnte.

Erſt nach Verlauf einer halben Stunde entfernte ſich der Erzähler, um ein Wenig der Ruhe zu pflegen und alsdann unmittelbar nach Deutſchland zurückzukehren. Er verabſchiedete ſich von ſeiner hohen Gönnerin und machte auch Florentinen, die ſich unterdeß wieder etwas geſammelt hatte, eine ſtumme, ehrfurchtsvolle Verbeugung. Wie gern er auch mit dem ſchönen Mädchen noch ein paar Worte ohne Zeugen geſprochen hätte, um ſeinen Bruder vielleicht einen Gruß von ihr zu bringen, ſo war dies doch bei der Kürze der Zeit, die ihm vergönnt war, nicht möglich. Er hatte indeß doch dieſe Genugthuung, Florentinen Armand's Brief zugeſtellt und die Entdeckung gemacht zu haben, daß ſein Bruder bei ihr keineswegs vergeſſen ſei. Das war ihm vor der Hand genug.

Als Guiſeppe nach der erhaltenen Audienz wieder über den Schloßhof ſchritt, ſo war er diesmal der Gegenſtand allgemeiner Ehrfurcht unter dem Hofperſonale. Im Verlaufe weniger Stunden befand er ſich bereits mit einem Antwortsſchreiben der Kaiſerin an den Kaiſer auf dem Wege nach Straßburg.

Neuntes Kapitel.

Lustig loderte das kaiserliche Wachtfeuer zum grauen Decemberhimmel empor. Seine Flammen beleuchteten den Kaiser Napoleon, wie er in seinem grauen Ueberrocke auf einem Feldstuhle vor der dürftigen Hütte saß, die ihm seine Soldaten aus Stroh erbaut hatten. Auf dem gefrornen Boden war die Karte von Mähren ausgebreitet und im Kreise umher standen die Marschälle von Frankreich, denen der Kaiser die letzten Befehle für den morgenden Schlachttag ertheilte.

Der Abend begann hereinzubrechen. Die Feuer der Bivouaks erhellten im meilenweiten Umkreise düster die Gegend. Der Kaiser war aufgestanden und schritt, die Hände auf dem Rücken, bei seinem Feuer eine Zeit lang auf und nieder. Oft war er damit beschäftigt, die aus den Flammen springenden Brände mit dem Fuße wieder in die Gluth zurückzuschleudern. Zuweilen blieb er stehen und betrachtete aufmerksam den Himmel. Dieser war mit Gewölk dunkel umhangen. Einige Mal gelang es dem aufgegangenen Monde, die Wolken zu durchbrechen und die Gegend schwach zu erleuchten; aber bald verschwand er wieder und die Dunkelheit sank immer mächtiger hernieder.

Rings umher herrschte trotz der Hunderttausende, die in einem Umkreis von wenigen Stunden auf Ebenen und Hügeln lagerten, große Stille; nur das eintönige Hämmern der Feldschmieden vernahm man in den verschiedenen Bivouaks.

Napoleon sprach so eben mit dem Marschall Soult, welchem er das Commando über den rechten

Flügel anvertraut hatte, als er plötzlich seine Rede abbrach und zu lauschen schien.

„Hörten Sie nichts?“ frug er den Marschall, „das ist klein Gewehrfeuer auf unserm äußersten rechten Flügel.“

Bei diesen Worten hielt Jedermann den Athem an. Wirklich tönten aus weiter, dunkler Abendgegend kaum hörbar einzelne Flintenschüsse daher, welche bald in regelmäßiges Pelotonfeuer übergingen.

„Das ist eine von Davoust's Divisionen, welche angegriffen ist,“ fuhr der Kaiser fort; „Savary, schauen Sie einmal nach', was die Russen vorhaben.“

Der Adjutant verschwand in der Nacht und Napoleon setzte seine Unterhaltung mit den Marschällen fort. Das Gewehrfeuer hielt noch geraume Zeit an. Der Kaiser berechnete, vermöge seiner außerordentlichen Combinationsgabe, blos aus dem anhaltenden Pelotonfeuer die Stärke und Absicht des Feindes, und selbst diejenige seiner Divisionen, welche angegriffen war.

„Die Russen,“ sprach er, „haben drei Bataillone abgeschickt, um einen festen Punkt gegen unsere äußerste Rechte zu gewinnen, unfehlbar, um von da aus morgen früh ihren ersten Angriff zu unternehmen.“

Nach Verlauf von einer halben Stunde kam ein Adjutant angesprengt. Er ward sogleich vor Napoleon geführt.

„Nun werden wir ja hören,“ sprach dieser.

„Sire,“ berichtete der Adjutant, „die Russen haben die Division Legrand, die Avantgarde des Marschall Davoust's beim Dorf Sakolniz angegriffen, um auf morgen eine feste Stellung für den Angriff gegen unsern rechten Flügel zu gewinnen.“

Die Marschälle und Generäle drückten ihr Erstaunen aus, wie der Kaiser alles dies voraus gewußt habe; der große Feldherr aber machte mit der Hand ein Zeichen, womit er die Generalität verabschiedete.

„Auf Morgen, meine Herren," sprach er und kehrte in seine Hütte zurück, wo er sich auf ein paar Bund Stroh ausstreckte und sogleich einschlief.

Nach einiger Zeit kehrte auch Savary zurück, welchen Napoleon ausgesandt hatte. Als er zum Kaiser geführt wurde, schlief dieser so fest, daß ihm Constant leis am Arme schütteln mußte, um ihn zu erwecken.

Savary erstattete fast denselben Rapport ab wie der frühere Adjutant, fügte jedoch hinzu, daß, trotz dem die Russen wiederholt zurückgetrieben worden seien, sie ihre Bewegung fortsetzten.

Auf diese Nachricht schickte Napoleon sogleich nach dem Marschall Soult, stieg zu Pferde, um in Person sich über den feindlichen Angriff zu belehren.

Nur von dem genannten Marschall und zweien Adjutanten begleitet, ritt er durch die schweigenden Bivouaks. Als er bei der Division Legrand ankam, hatten die Russen wegen der großen Dunkelheit den Angriff aufgegeben und die frühere Stille war wieder eingetreten.

Der Kaiser näherte sich so viel als möglich den feindlichen Stellungen, aber bei der Finsterniß war wenig zu erkennen; nur die hier und da noch klimmenden niedergebrannten Wachtfeuer bezeichneten die russischen Linien. Bei einer seiner äußersten Vedetten hielt er eine Zeit lang still und war bemüht, sich in der Dunkelheit zu orientiren. Auch in den feindlichen Bivouaks herrschte große Ruhe, nur aus weiter Ferne, wo die Garden Alexander's lagerten,

ſchlug von Zeit zu Zeit wüſtes, tumultuariſches Geſchrei an ſein Ohr.

„Die Ruſſen ſcheinen guter Dinge," ſprach der Kaiſer zu Soult, „ich glaube, ſie betrinken ſich ſchon auf unſern Untergang."

Er ritt nach dieſen Worten die Kette ſeiner Vorpoſten entlang und kehrte nach ſeinem Bivouak zurück. Als er bei den Schildwachen der Garde vorüber kam, ward er ſogleich erkannt. Ein einziges „Vive l'empereur!" brachte ſogleich das ganze Lager in Bewegung. Die Soldaten verließen ihre Lagerplätze und ſtimmten enthuſiaſtiſch in den Ruf ein. Bereits hatte es Mitternacht geſchlagen. Die Armee erinnerte ſich, daß der Jahrestag von Napoleon's Krönung angebrochen ſei. Sogleich geriethen mehre Compagnien Gardegrenadiere auf den Einfall, Strohbündel auf Stangen zu ſtecken und anzuzünden. Dieſes Beiſpiel fand Nachahmung, verbreitete ſich wie eine feurige Lawine von Bivouak zu Bivouak, und binnen kurzer Zeit ſtanden ſiebzigtauſend Mann in Reihe und Glied und brachten ihrem großen Kaiſer ein flammendes Angebinde. Es war eins der wunderähnlichſten und großartigſten Schauſpiele, die man ſehen konnte.

Als Napoleon bei dem Bataillone ſeiner Garde vorbei ging, das den Ehrennamen der „Granitcolonne von Marengo" führte, ſprach er zu den alten Graubärten:

„Die Ruſſen wollen unſern rechten Flügel umgehen und bieten uns ſo ihre Seite. Ich werde morgen dem Feuer fern bleiben, wenn Ihr mit der gewohnten Tapferkeit Schrecken und Verwirrung in den feindlichen Reihen verbreitet; ſollte aber der Sieg einen Augenblick zweifelhaft ſein, ſo werdet

Ihr Euern Kaiſer ſich dem dichteſten Kugelregen ausſetzen ſehen."

Auf dieſe Worte trat Morland aus dem Gliede und die Hand ſalutirend an die Bärmütze legend, erwiederte er:

„Sire! Du ſollſt nicht nöthig haben, Dich der Gefahr auszuſetzen; ich verſpreche Dir im Namen der Grenadiere der Armee, daß Du blos mit den Augen zu fechten brauchſt, und daß wir Dir die Kanonen und Fahnen der Ruſſen bringen werden, um den Jahrestag Deiner Krönung zu feiern."

Allmälig erloſch die majeſtätiſche Illumination und die frühere Stille trat wieder ein. Napoleon kehrte nach ſeiner Hütte zurück. Er war von der unvermutheten, außerordentlichen Huldigung auf's Tiefſte bewegt.

„Die ſo eben verlebten Augenblicke," ſprach er, „gehören zu den ſchönſten meines Lebens; aber ich fühle tiefes Bedauern, wenn ich bedenke, daß ich viele dieſer braven Leute binnen wenig Stunden verlieren werde. Der Schmerz, den ich darum empfinde, ſagt mir deutlich, daß es meine Kinder ſind, und ich glaube, dieſes Gefühl wird mich noch einmal zum Kriege untüchtig machen."

Der Kaiſer war eben im Begriff, ſich wieder zur Ruhe zu begeben, als entferntes Pferdegeſtampf durch die Stille der Nacht daher tönte, das von Augenblick zu Augenblick näher kam, plötzlich aber mit einem dumpfen Gekrach ſich endigte.

„Da iſt Jemand geſtürzt," rief auffahrend der Kaiſer, „man eile, man ſehe, was es gebe."

Nach Verlauf weniger Minuten trat der dienſthabende Adjutant mit der Meldung ein:

„Sire," berichtete er, „der Gardecapitain Ar-

mand Maillebois, von den Antillen kommend, bittet um die Gnade, Ew. Majestät eine Depesche aus St. Domingo überreichen zu dürfen.

„Armand Maillebois?“ frug der Kaiser überrascht, „also doch noch vor Thorschlusse eingetroffen. Das muß ich gestehen! Man führe den Officier herein.“

Armand, dessen Pferd von dem unerhörten Ritte unfern von der kaiserlichen Baracke zu Boden gestürzt war, jedoch ohne den kühnen Reiter zu verletzen, trat jetzt ein.

„Nun, willkommen in Europa,“ sprach Napoleon, „wie stehen die Sachen auf Domingo?“

„Die Fahne Frankreichs,“ antwortete Armand, „weht von einem Ende zum andern.“

„Wirklich?“ frug der Kaiser und sein Gesicht heiterte sich sichtbar auf, „und Herr Dessalines?“

„Ist so gut wie vernichtet,“ fuhr Armand fort; er überreichte seine Depesche, welche das Weitere berichtet.

Nachdem Napoleon gelesen, ward er vollkommen guter Laune. Er erkundigte sich jetzt, wenn Armand an's Land gestiegen, und als er die Antwort erhalten, rief er, ob der Kürze der Zeit, in welcher Armand den langen Weg zurückgelegt, verwundert:

„Aber wo Teufel, habt Ihr zwei Maillebois nur das Reiten gelernt? Der Guiseppe jagt auch mit dem Sturmwind um die Wette.“

„Wir sind Normannen, Ew. Majestät,“ versetzte der Gefragte.

„Beaumont,“ wandte sich jetzt Napoleon zum diensthabenden Adjutanten, „tragen Sie Sorge, daß der Capitain ein gutes und weiches Lager er-

halte. Er wird der Ruhe bedürfen. Fünf bis sechs Stunden Schlaf werden ihn in den Stand setzen, beim Beginnen der Schlacht die dritte Escadron der Garde-Grenadiere unter General Rapp zu commandiren. Gute Nacht, mein braver Capitain."

Armand klangen diese Worte des Kaisers, seine Ruhe betreffend, äußerst angenehm, denn er war zum Tode ermüdet und bedurfte vor Allem der Stärkung zum bevorstehenden Kampf.

Bald ruhte er tief in weichem Heu, Stroh und Decken und der gesundeste Schlaf erquickte und stärkte seinen ermatteten Körper.

Weiße, geisterhafte Nebel sanken immer dichter hernieder. Rings herrschte tiefe Stille. Bald waren die Bivouaks beider Heere in tiefe Schleier gehüllt. Die nächste Sonne sollte über das Schicksal der Welt entscheiden.

Es war die Sonne von — Austerlitz!

Zehntes Kapitel.

Das Licht des jungen Tages, des zweiten Decembers 1805, brach herauf. Noch hüllte ein dichter Nebel alle Bivouaks ein; er war so stark, daß man kaum wenige Schritte weit zu sehen vermochte. Weit und breit herrschte die tiefste Stille. Niemand hätte denken sollen, daß hinter diesen feuchten Nebeldecken Hunderttausende lagerten, daß in diesen grauen Schleiern zahllose Blitze schlummerten.

Das französische Heer griff zu den Waffen und

rückte mit einer Ordnung wie auf dem Exercierplatze in Colonnen nach den bezeichneten Stellungen. Dieser einhellige Aufbruch der in Boulogne an die vollkommenste Tactik gewöhnten Armee hatte etwas Ehrfurcht-einflößendes. Man hörte in der Morgenstille die Befehle der einzelnen Offiziere.

Napoleon, umringt von allen seinen Marschällen, hielt auf der Höhe seines Bivouaks und wartete, bis sich der Horizont vollkommen aufgehellt haben würde. Die Ungeduld der Generale und Soldaten, die Schlacht zu beginnen, war groß; der Kaiser blieb ganz ruhig.

Da erhob sich strahlend die Sonne zum Jahrestage Napoleon's, die Nebeldecken zerreißen und der schönste Wintermorgen beleuchtet die beiden Armeen.

Der Kaiser giebt die letzten Befehle und jeder Marschall sprengt in gestrecktem Galopp nach seinem Corps.

„Soldaten!“ ruft Napoleon, indem er mehre Regimenter entlang reitet, „wir müssen den Feldzug durch einen Donnerschlag beenden, der den Stolz unserer Feinde niederschmettert.“

Alsbald fliegen Hüte und Tschakos auf die Spitzen der Bayonnette und der Ruf: „Hoch lebe der Kaiser!“ wird das allgemeine Zeichen zur Schlacht. In demselben Augenblicke beginnt die Kanonade auf dem äußersten rechten Flügel, welchen die feindliche Avantgarde zu umgehen im Begriffe ist; aber eine unerwartete Bewegung des Marschall Davoust thut dem Vordringen der Russen schnell Einhalt.

Zu gleicher Zeit setzt sich Marschall Soult in Bewegung und sucht mit den Divisionen der Generale Vandamme und St. Hilaire den feindlichen rech-

ten Flügel abzuschneiden. Die Russen sind durch diesen kühnen Flankenmarsch überrascht.

Prinz Murat rückt mit der gesammten Cavallerie vor. Der linke Flügel, unter Marschall Lannes, marschirt echelonförmig in Regimentscolonnen gegen den Feind.

Eine furchtbare Kanonade erhebt sich durch die ganze Linie. Zweihundert Geschütze speien Tod und Verderben und fast zweihunderttausend Menschen rücken zum Riesenkampfe gegen einander.

Noch schlägt man sich keine Stunde, und schon ist der linke Flügel des Feindes vollkommen vom Centrum abgeschnitten. Er ist bereits bis Austerlitz zurückgedrängt, woselbst das Hauptquartier der beiden Kaiser sich befindet.

Während die Bewegungen russischer Seits bereits von Unsicherheit zeigen, herrscht auf der französischen Linie die vollkommenste Ordnung. Der Adlerblick Napoleon's wacht über dem ganzen unermeßlichen Schlachtgemälde.

Die französischen Reiterangriffe sind alle von der Beschaffenheit, daß sie zwischen den Bataillonen hervorbrechend, im glücklichen Falle dem Feinde außerordentlichen Schaden zufügen und im entgegengesetzten sich die geworfenen Schwadronen auf das Fußvolk zurückziehen können, das stets im Vorrücken begriffen ist. Werden sie vom Feinde verfolgt, so geräth dieser zwischen das Kreuzfeuer der Infanterie und findet daselbst größtentheils seinen Untergang.

Bald gab es auf Seiten der Russen und Oestreicher kein einiges Heer mehr, das in einem Sinne geleitet werden konnte und dessen einzelne Theile sich gegenseitig unterstützt hätten. Bereits hatten die Franzosen die feindliche Schlachtlinie an zwei Orten durch-

brochen und die russischen Stellungen wurden von verschiedenen Seiten angegriffen.

Am Uebelsten für die Russen steht es auf ihrem linken Flügel aus, der, wie bereits erwähnt, durch Marschall Soult vollkommen abgeschnitten ist. Die französische Infanterie steht zwischen ihm und dem russischen Centrum. Die Kluft wird immer größer und gefahrdrohender. Da versucht Kutusow einen außerordentlichen Schlag, um eine Vereinigung seines Mitteltreffens mit dem linken Flügel wieder herzustellen. Die Schwadronen der russischen Gardecavallerie donnern heran und werfen sich auf die französische Infanterie. Zwei Bataillone vom Viertes der Linie, gegen welche die furchtbare Colonne zuerst anbrauft, werden geworfen und ihr Adler fällt in die Hände der Russen.

Sogleich ruft Napoleon, der nicht fern ist:

„Bessières, laß Deine Unbezwinglichen vorrücken!“

Trompeten schmettern. Im Augenblicke stürzt sich der tapfere Rapp an der Spitze der Mamelucken, zweier Schwadronen Gardejäger und zweier Schwadronen Gardegrenadiere auf die auserlesene Schaar Alexander's.

Der Kampf der beiden Kaisergarden zu Pferde ist furchtbar. Die Erde dröhnt unter den Hufen zahlloser Rosse. Wild brausen die Schwadronen über die gefrorne Erde gegen einander. Tausende von Schwertern flammen im Sonnenlicht. Es entsteht ein Kampf, Mann gegen Mann, wie in den Schlachten des Mittelalters. Bald zeigt sich Verwirrung in den Geschwadern der Russen. Sie werden geworfen, ein Theil zusammengehauen, ein anderer gefangen genommen; unter Letztern befindet sich der Fürst Repnin,

Obriſt der Rittergarden. Das Regiment des Großfürſten Conſtantin wird gänzlich vernichtet. Er ſelbſt verdankt ſeine Rettung nur der Schnelligkeit ſeines Pferdes.

Von der Höhe von Auſterlitz ſehen die beiden Kaiſer die Niederlage ihrer Garden. Sie ſuchen ihnen Hülfe zu ſenden, da rückt das franzöſiſche Centrum unter Bernadotte vor. Desgleichen greift Marſchall Lannes mit dem linken Flügel dreimal an. Alle ſeine Angriffe ſind glänzend und ſiegreich. Seine Cuiraſſierdiviſionen donnern gegen die feindlichen Batterien und bemächtigen ſich derſelben. Ueber das feindliche Heer bricht die Verheerung ein.

Es iſt ein Uhr Mittags. Der keinen Augenblick zweifelhaft geweſene Sieg iſt entſchieden. Napoleon hat nicht einen Mann ſeiner Reſerve bedurft. Die zehn Bataillone ſeiner Garde und die zehn Grenadierbataillone unter Oudinot, dieſe ganze erleſene Schaar, umringt von vierzig Kanonen, ſteht noch immer Gewehr beim Fuß, aber murrend, blos müſſige Zuſchauer bei der großen Heldenſchlacht geweſen zu ſein, in der Nähe des franzöſiſchen Hauptquartiers.

Viermal hatte die Garde ſich vorwärts zu werfen verlangt und ihr Murren ſich verdoppelt.

Da iſt der Kaiſer mit ſeiner Schlachtenſtirn herangeſprengt und hat donnernd Ruhe geboten.

„Aber Du giebſt uns auch niemals etwas zu thun,“ antwortete bei dieſer Gelegenheit ein alter Grenadier.

In dieſem Augenblicke führt Armand Maillebois, blutend und pulvergeſchwärzt und mit zerbrochenem Säbel den ruſſiſchen Fürſten Repnin,

den er mit eigener Hand zum Gefangenen gemacht, vor Napoleon.

„Sire," ruft dieſer General, „laſſen Sie mich erſchießen, ich habe alle meine Kanonen verloren."

„Prinz," antwortete der Kaiſer, „ich achte Ihren Schmerz, doch kann man durch meine Armee geſchlagen werden, ohne aufzuhören, ein braver Militair zu ſein. Maillebois, man gebe dem General ſeinen Degen zurück."

Napoleon reitet ruhig nach der Höhe ſeines Bivouaks zurück und überſchaut mit ſeiner gewohnten Schlachtenruhe das furchtbar-majeſtätiſche Schauſpiel, das ſich vor ihm ausbreitet. Rings in meilenweitem Umkreiſe nichts als flammende Batterien, Rollen und Geknatter des Peloton- und Heckenfeuers, donnernde Cavalleriechargen und ſtürmende Bayonnettangriffe.

Wie der Meiſter über ſein Werk, ſo ſchaut der große Mann über das Schlachtfeld. Ununterbrochen kommen Adjutanten und Ordonnanzoffiziere mit Meldungen aus allen Gegenden geflogen und jagen eben ſo ſchnell mit neuen Verhaltungsbefehlen nach ihren Corps zurück.

„Mouſtache," ruft der Kaiſer ſeinem in der Nähe haltenden Cabinetscourier zu, „reiten Sie nach Paris, ſo ſchnell Sie können und melden Sie der Kaiſerin Joſephine, daß die Hauptſchlacht gewonnen und der Feldzug beendigt ſei."

Zu derſelben Zeit werden Couriere an die Fürſten von Baiern, Würtemberg und Baden mit der Siegesnachricht entſendet.

Allmälig verſtummen die ruſſiſchen und öſtreichiſchen Batterien. Nur auf dem franzöſiſchen rechten Flügel dauert die Kanonade ununterbrochen fort. Soult und Davouſt drängen die abgeſchnittene

und in völliger Auflöſung begriffene, feindliche Linke vor ſich her. Die Ruſſen werden von Höhe zu Höhe, von Stellung zu Stellung getrieben, bis ſie in einer Niederung angelangt, bei einem gefrornen See, wo ſie nicht weiter können, Poſto faſſen.

Wieder jagen Adjutanten heran und melden das Schickſal des feindlichen Corps. Sogleich wendet ſich der Kaiſer im Sattel und ruft dem Artilleriegeneral Drouot zu:

„Zwanzig Piecen! En avant!“

Er verläßt ſeinen Platz und galoppirt quer über das Schlachtfeld nach ſeinem rechten Flügel. Raſſelnd folgte ihm eine Batterie von zwanzig Kanonen reitender Artillerie. So wie er die Anhöhe erreicht hat, von wo aus das abgeſchnittene Corps und der See beſtrichen werden können, läßt er auffahren und abprotzen. Ein Theil des ruſſiſchen Corps iſt bis mitten auf den gefrornen See zurückgedrängt.

„Sire,“ fragte Berthier, „ſoll man ſie mit Kartätſchen beſchießen?“

„Man muß ſie Alle vernichten,“ erwiedert trocken der Kaiſer.

Sogleich werden die Geſchütze, anſtatt auf die in Unordnung geworfene Maſſe, auf die Eisdecke gerichtet. Die Kanonen- und Haubitzkugeln zerreißen dieſelbe alsbald in große, ungeheure Stücke. Ganze Compagnien ſuchen ſich einen Augenblick auf dieſen unſichern Eisſchollen zu halten, allein bald wird die Laſt zu ſchwer, die Schollen berſten und unter dem verzweiflungsvollen Kampfe gegen Wellen, Eis und feindlichen Kugeln finden unter fürchterlichem Todesgeſchrei mehre tauſend Menſchen ihr Grab.

Während dieſer Zeit macht Berthier den Kaiſer auf die furchtbare Wirkung der Artillerie gegen den

Feind aufmerksam. Mit halblauter Stimme murmelt der Kaiser vor sich hin:

„Ich werde niemals vergessen, daß ich in diesem Corps meine Laufbahn begonnen. Die Artillerie wird künftig die erste Waffe der französischen Armee sein. Ich kann mich jedoch nicht enthalten, das Schicksal dieser braven, aber unglücklichen Leute zu beklagen, welche bessere und geschicktere Führer verdient hätten."

Kaum hatte der Kaiser diese Worte gesprochen, als die Kanonen zu seiner Rechten verstummen: sie haben ihren Zweck erreicht. Alles, was sich auf der Eisdecke befunden, Menschen, Rosse, Kanonen, Munitionswagen, ist von der Oberfläche des Wassers verschwunden, und in den Abgrund versunken.

So endigte diese in den Annalen der Weltgeschichte ewig denkwürdige Schlacht, in dem dreißigsten Bulletin der großen Armee „ein wahrhafter Riesenkampf," von den Soldaten die „Dreikaiserschlacht" oder die „Krönungsschlacht", von Napoleon aber die Schlacht bei Austerlitz genannt, welchen Namen sie auch behalten hat.

Alles, was von dem Genie eines großen Feldherrn, von der Pünktlichkeit in der Ausführung seiner Befehle, von der durchdachtesten Strategie, vollendetsten Taktik und endlich von der persönlichen Bravour der Soldaten verlangt werden kann, findet sich in der Schlacht von Austerlitz vereinigt. Wie groß sie auch in politischer Bedeutsamkeit dasteht, so wird sie dennoch von der kriegswissenschaftlichen Bedeutsamkeit noch übertroffen.

Unermeßlich sind die Vortheile und die Beute des Siegers. Zehntausend Todte bedecken feindlicher Seits die Wahlstadt; zehntausend sind theils versprengt, theils in den See versunken. Die Anzahl der Ge-

fangenen beläuft ſich auf zwanzigtauſend, darunter drei Generallieutenants, ſechs Generalmajors, zwanzig Oberoffiziere und achthundert andere Offiziere von allen Graden und Waffengattungen. Erbeutet wurden vierzig Fahnen, darunter die der kaiſerlich ruſſiſchen Garde, ſechsundachtzig Kanonen, vierhundert Pulverkarren und ſämmtliches ſchweres Fußwerk.

Für Napoleon iſt es aber nicht genug zu ſiegen. Ihm liegen noch andere Pflichten ob. Er durcheilt das Schlachtfeld, beeilt die Hülfe für die Verwundeten, richtet tröſtende Worte an ſie. Er beſucht die Bivouaks, dankt den Soldaten, preißt ihre ſchönen Thaten, wünſcht allen Glück, denn alle haben ſich wie Helden gezeigt.

Als der Kaiſer die verſchiedenen Rapporte der verſchiedenen Armee-Commandanten durchlas, rief er:

„Ich müßte mehr als menſchliche Kraft beſitzen, um alle dieſe Braven würdig belohnen zu können.“

Unter denjenigen, welche ſich an dieſem denkwürdigen Tage am Meiſten auszeichneten, befanden ſich in dem Corps des Marſchall Lannes, die Diviſions-Generale Suchet und Caſarelli; in dem von Bernadotte: Rivaud und Drouet; in dem von Soult: Legrand und der ehrwürdige greiſe Saint Hilaire, der, obſchon beim Beginn des Kampfes verwundet, gleichwohl den ganzen Tag auf dem Schlachtfelde aushielt; in dem Corps von Davouſt: Friant und Guidin. Die Cavallerie-Generale unter Murat hatten ſich ſämmtlich ausgezeichnet. Unter den Adjutanten des Kaiſers bedeckten ſich Savary und Rapp mit Ruhm. Volhubert allein ſtarb an den Folgen ſeiner Wunden.

„Ich wünſchte mehr für Sie gethan zu haben,“ ſchrieb dieſer General noch in den letzten Augenblicken

an Napoleon. „In einer Stunde werde ich nicht mehr ſein. Ich habe nicht nöthig, Sire, Ihnen meine Gattin und meine Kinder anzuempfehlen.“

Als dieſer tapfere General von einer Haubitzkugel, welche ihm den Schenkel zerriß, zu Boden geworfen und die Soldaten herbei eilten, ihn fortzutragen, rief er denſelben zu:

„Zurück, meine Freunde! Erinnert Euch des Tagesbefehls. Erſt nach errungenem Siege werdet Ihr mich fortſchaffen.“

Der tödtlich verwundete Füſſelier Charpentier, vom Einundvierzigſten der Linie, wollte durchaus nicht zugeben, daß ihn ſeine Kameraden in's Lazareth brachten.

„Denkt daran nicht,“ ſprach er, „ich will lieber auf dem Schlachtfelde ſterben, als unter den Händen der Chirurgen. Zum wenigſten bin ich dann ſicher, daß ich nicht ſtückweis begraben werde.“

Der Grenadier Trigaud vom achtundvierzigſten Regiment, deſſen Bruſt von einer Büchſenkugel durchbohrt worden war, fragte am Abende des Tages den zu ſeiner Hülfe herbeigeeilten Arzt, ob er wohl bis zum folgenden Tage leben werde? Nach einer ausweichenden Antwort des Letztern, welcher ihm die Wahrheit nicht ſagen wollte, fügte Trigaud mit philoſophiſcher Ruhe hinzu:

„Verdammt! Heut' ſchon zu ſterben, das iſt ja wider den Tagesbefehl. Morgen wäre es mir gleichgültig geweſen.“

Der Kaiſer bewilligte den hinterlaſſenen Wittwen der in der Schlacht gefallenen Generale, Offiziere und Soldaten Penſionen. Er adoptirte die Kinder derſelben, ſorgte für deren Erziehung, Unterkommen, ſo wie für die Ausſtattung der Töchter. Alle Verwun-

deten erhielten eine dreimonatliche Soldzulage, jedoch empfingen nur Diejenigen, welche ſich durch irgend eine glänzende Waffenthat oder außerordentliche Handlung ausgezeichnet hatten, das Kreuz der Ehrenlegion.

Um endlich der ganzen Armee ſeine hohe Zufriedenheit zu beweiſen, ließ er nachſtehende Proklamation in den Tagesbefehl rücken, den er ſelbſt dictirte:

„Soldaten der großen Armee!

„Ich bin zufrieden mit Euch! Ihr habt an dem Tage von Auſterlitz Alles gerechtfertigt, was ich erwarten konnte. Ihr habt Eure Adler mit unſterblichem Ruhm gekrönt. Eine Armee von hunderttauſend Mann, von den Kaiſern von Rußland und Oeſtreich in Perſon befehligt, iſt in weniger denn vier Stunden getrennt, zerſtreut und beſiegt worden. Was dem Feuer entfloh, iſt im See ertrunken.

„Soldaten! Als das franzöſiſche Volk die kaiſerliche Krone auf mein Haupt ſetzte, vertraute ich mich Euch an, um ſie ſtets in jenem Glanze des Ruhms zu erhalten, welcher ihr nur allein in meinen Augen Werth geben konnte. Und jene eiſerne Krone — durch das Blut ſo vieler Franzoſen erobert — wollten ſie mich verbindlich machen, auf das Haupt eines unſerer erbittertſten Feinde zu ſetzen! . . . Verwegene und unſinnige Plane, welche Ihr gerade am Jahrestage der Krönung Eures Kaiſers vernichtet habt. Ihr habt Ihnen gezeigt, daß es leichter iſt, uns verhöhnen und Trotz bieten, als uns beſiegen zu können.

„Soldaten! Wenn Alles, was zum Glück und zur Wohlfahrt unſers theuren Vaterlandes nöthig iſt, erfüllt ſein wird, werde ich Euch nach Frankreich zurückführen. Dort werdet Ihr der Gegenſtand meiner

ganz besondern Fürsorge bleiben. Mein Volk wird Euch mit Freuden wiedersehen und es wird Euch genügen zu sagen: „ich war mit bei Austerlitz,“ um Euch darauf zu antworten: „Siehe da, ein Braver?“

Eilftes Kapitel.

Der Kanonendonner ist fast ganz verhallt, nur aus weiter Ferne tönen noch vereinzelte Schüsse der französischen Avantgarden, welche ununterbrochen die Trümmer der geschlagenen Armeen verfolgen. Der Kaiser reitet auf dem Schlachtfelde umher, hier und da vom Pferde steigend, und Verwundeten Trost und Hülfe spendend, da stellt sich ihm plötzlich ein Grenadier seiner Garde vor, es ist Morland, der salutirend die Hand an die Bärmütze legt.

„Was willst Du, mein Alter?“ fragt Napoleon gütig.

„Sire, er hat sie!“

„Erklär' Dich deutlicher, Morland, ich verstehe Dich nicht.“

„Sire,“ fährt der Grenadier fort, „er hat die Kanone, weiß Gott, er hat sie.“

„Wer hat die Kanone?“

„Der Nap dort!“

Mit diesen Worten zeigt Morland nach einer Gruppe Grenadiere, die sich in einiger Entfernung um einen russischen Zwölfpfünder geschaart haben. Der Kaiser lenkt sein Roß dahin und es bietet sich

ihm der rührendste Anblick dar. Zehn bis zwölf Grenadiere seiner Garde umringen stumm einen Jüngling, der bleich und leblos noch die Lafette eines feindlichen Geschützes umklammert hält, das er mit beispiellosem Heldenmuthe erobert hat. Es ist Napoleon Maillebois, der kleine Kanonier.

Der Kaiser springt vom Pferde.

„O, mein Kind, mein Kind!“ ruft er schmerzvoll aus, „so hast Du meinen Scherz für Ernst genommen! Feldscheer, ist noch Rettung?“

Der Wundarzt legt sanft seine Hand an die Brust des tödtlich Verwundeten.

„Noch schlägt leis das Herz,“ erwiedert er.

„O, er muß mir gerettet werden,“ fährt der Kaiser auf das Tiefste ergriffen fort, indem er niederkniet und die bleiche Wange des Jünglings streichelt, „Feldscheer, Du mußt mir ihn retten, auf, eilt nach meinen Aerzten, er ist ja mein Taufpathe, ich kenne seinen Vater ganz gut, dieser diente mir in Egypten.“

Der Kaiser richtet sich auf, er schaut sich um im Kreise seiner Grenadiere, er sieht, wie den alten Veteranen die Thränen in den Bart träufeln, er vernimmt das Nähere über die Heldenthat des jungen Maillebois, sein Auge strahlt von ungewöhnlichem Feuer, sein Antlitz verklärt sich — er schaut über das winterliche Schlachtfeld von Austerlitz, über das Feld so vielen Ruhms.

„Ha, Ihr Franzosen!“ ruft er, „Ihr seid doch das größte Volk der Welt.“

Der Verwundete wird jetzt mit der außerordentlichsten Sorgfalt von den Grenadieren der alten Garde nach dem nächsten Bivouak gebracht; Napoleon selbst begleitet zu Fuß den Zug und trägt Sorge, daß Alles angewendet wird, den Heldenjüngling zu retten.

„Morland," ſprach der Kaiſer zum Sergeanten, der unmittelbar hinter ihm ſchritt, mit leichtem Vorwurf, „konnteſt Du nicht dem Kinde auseinander ſetzen, daß es nicht ſo ernſtlich gemeint war?"

„Ja, Ew. Majeſtät," entſchuldigte ſich Dieſer und die Thränen traten ihm gleichfalls hervor, „ich hab' es wohl gethan. „Närriſcher Kerl," ſagte ich, als ihm die Kanone gar nicht wieder aus dem Kopfe wollte, „der Kaiſer hat es gar nicht ſo ernſt gemeint; aber er war einmal auf die gottverfluchte Donnerbüchſe verſeſſen, was kann ich dafür?"

Napoleon kehrte ſchweigend und innerlichſt bewegt nach ſeinem Hauptquartier von Auſterlitz zurück; doch kaum hatte er dieſes Dorf erreicht, als ihm abermals ein Maillebois in den Weg kam. Es war Guiſeppe, welcher ſoeben von Saint Cloud anlangte und ihm den Brief der Kaiſerin überreichte. Der Seegardiſt war außer ſich und in Verzweiflung, die große Schlacht verſäumt zu haben. Er machte dem Kaiſer in ſeiner geradherzigen Weiſe ordentlich Vorwürfe, daß er ihn nach Frankreich geſchickt, während er der ganzen Armee Gelegenheit gegeben, ſich mit Ruhm zu bedecken.

Der Kaiſer mußte lächeln.

„Du ſiehſt, Guiſeppe," ſprach er, „daß wir auch ohne Dich mit den Ruſſen fertig geworden ſind. Uebrigens gräme Dich nicht, der Name Maillebois iſt darum nicht vermißt worden und er hat ſich meiner und des Vaterlandes würdig bewieſen. Doch jetzt ruhe Dich aus. Du ſollſt mir morgen an die Grenze Italiens reiten und den Maſſena ärgern, indem Du ihm die Nachricht von unſerm großen Siege überbringſt. Sage ihm, daß ich ſchon dreißig Schlachten wie dieſe geliefert, aber keine, wo der Sieg ſo

glänzend, die Entscheidung so wenig schwankend und das Resultat so unermeßlich gewesen wäre."

In Austerlitz angelangt, stieg der Kaiser in einem dem Fürsten von Kaunitz, Schwager des Herrn von Metternich, zugehörigen Schlosse ab und errichtet hier für diese Nacht sein General-Hauptquartier.

Ein großes Feuer war bereits in einem geräumigen Saale des Parterre angezündet und eine kleine Tafel vor das Kamin gestellt worden, an welche sich Napoleon, um zu diniren, niederließ; denn außer einem halben Glase Punsch, welches er am Morgen vor Anbruch des Tages getrunken, hatte er die ganze Zeit über nicht das Geringste zu sich genommen.

Indem er eben damit beschäftigt ist, ein Stück Huhn, welches man aufzuwärmen nicht einmal Zeit gehabt, kalt zu verzehren, macht man ihm die Meldung, daß einige von den in der Schlacht gefangen genommenen Oberoffizieren im Hauptquartiere eingetroffen seien.

„Führen Sie dieselben zu mir," sagt er zu Savary.

Dies geschieht. Die Gefangenen, neun an der Zahl, erscheinen im Saale. Napoleon empfängt sie mit Wohlwollen und ist bemüht, ihnen ihr Schicksal zu mildern. Derselbe Mann, welcher sich so leicht über jedes ihm in den Weg tretende Hinderniß erzürnen konnte, und der, welcher denjenigen, der ihm auch nur den geringsten Widerstand entgegensetzte, ohne Unterschied der Rechte und des Ranges mit so viel Stolz zu behandeln verstand, war nicht mehr derselbe, wenn er sich als Sieger in Gegenwart seiner besiegten Feinde befand. Er tröstete Letztre und diese Trostsprüche waren nicht blos der Abglanz einer erheuchel-

Wein und ihn dem Grafen Langeron präsentirend, sprach er:

„Trinken Sie, mein Herr, es wird dies Ihnen nur wohl bekommen.“

Als sich der Graf zum Zeichen der dankbarsten Annahme mehrmals verbeugte und im Begriffe stand, den Becher an die Lippen zu führen, rief ihm der Kaiser mit einem viel sagenden Blicke zu:

„Einen Augenblick, Herr von Langeron! — Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß es — französischer Wein ist, Wein aus Burgund,“ fügte er betonend hinzu.

Ein tiefes Stillschweigen folgte auf diese nicht unedle Rache; wohl verzeihlich einem Souverain, der ein gegen ihn und sein angebornes Vaterland kämpfendes und mit den Waffen in der Hand ergriffenes Landeskind vor sich sieht.

Einige Zeit darauf ergriff Napoleon wieder das Wort und sagte zu den gefangenen Generälen in jenem kurzen, scheinbar unschlüssigen Tone, der aber die Aufmerksamkeit des Angeredeten um so mehr fesselte und den er in der Regel dann anzunehmen pflegte, wenn er wollte, daß auch nicht eines seiner Worte verloren gehe:

„Meine Herren, ich bedaure, daß so brave Leute wie Sie, Opfer eines Cabinets, wie des englischen, geworden, welches sich nicht scheut, die Würde der Nationen zu compromittiren, indem es die Dienste ihrer Alliirten durch Subsidien erhandelt und erkauft. Jetzt, nachdem mir Ihre Namen bekannt, erkläre ich Ihnen, daß Sie Alle, mit einer einzigen Ausnahme, und überall wo Sie gefochten, ehrenvoll dastehen.“

Nach diesen Worten machte Napoleon ein Zeichen und die fremden Generäle wurden entlassen.

lein der Graf Langeron hatte dieſes Anerbieten ausgeſchlagen.

Als daher der Kaiſer den Namen dieſes Generals hörte, warf ſich ſeine Stirn in Falten.

„Dieſer iſt beklagenswerther als alle Uebrige,“ ſagte er halb laut und ſich wieder zu den Gefangenen wendend, frug er in ziemlich indifferentem Tone:

„Wer commandirte dieſen Morgen Ihre Armee?“

„Sire, es war der Kaiſer Alexander.“

„Ich fragte Sie nach dem Namen des Generals en Chef, der die ruſſiſche Armee befehligte,“ wiederholte er laut.

Der General Kutuſow, Sire!“

„Ah, das iſt etwas andres,“ verſetzte er nun, „denn der Kaiſer Alexander iſt noch zu jung, um die Bewegungen einer ſo zahlreichen Armee, wie die Ihrige war, zu leiten.“

„Sire,“ erwiederte reſpectvoll der General, in der Abſicht die Eigenliebe des Siegers vielleicht zu ſchmeicheln, „Ew. Majeſtät ſind nur einige Jahre älter als der Kaiſer Alexander, mein Gebieter“ — hier hob Napoleon den Kopf empor — „und dennoch haben Sie ſchon mehr als zwanzig Schlachten gewonnen.“

„Mein Herr, ſagen Sie vierzig,“ unterbrach ihn der Kaiſer mit halbem Lächeln, „und Sie werden ſich nicht täuſchen. Ihr Gebieter, da es Ihnen einmal ſo beliebt ihn ſo zu bezeichnen, iſt wenigſtens acht Jahre jünger als ich, doch bin ich vielleicht um ein ganzes Jahrhundert älter als er — freilich iſt er auch nicht in ſolche Schule gegangen, wie Sie und ich.“ —

Damit raſch die Unterhaltung abbrechend, füllte er einen vor ſich ſtehenden ſilbernen Becher mit

Wein und ihn dem Grafen Langeron präsentirend, sprach er:

„Trinken Sie, mein Herr, es wird dies Ihnen nur wohl bekommen.“

Als sich der Graf zum Zeichen der dankbarsten Annahme mehrmals verbeugte und im Begriffe stand, den Becher an die Lippen zu führen, rief ihm der Kaiser mit einem viel sagenden Blicke zu:

„Einen Augenblick, Herr von Langeron! — Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß es — französischer Wein ist, Wein aus Burgund,“ fügte er betonend hinzu.

Ein tiefes Stillschweigen folgte auf diese nicht unedle Rache; wohl verzeihlich einem Souverain, der ein gegen ihn und sein angebornes Vaterland kämpfendes und mit den Waffen in der Hand ergriffenes Landeskind vor sich sieht.

Einige Zeit darauf ergriff Napoleon wieder das Wort und sagte zu den gefangenen Generälen in jenem kurzen, scheinbar unschlüssigen Tone, der aber die Aufmerksamkeit des Angeredeten um so mehr fesselte und den er in der Regel dann anzunehmen pflegte, wenn er wollte, daß auch nicht eines seiner Worte verloren gehe:

„Meine Herren, ich bedaure, daß so brave Leute wie Sie, Opfer eines Cabinets, wie des englischen, geworden, welches sich nicht scheut, die Würde der Nationen zu compromittiren, indem es die Dienste ihrer Alliirten durch Subsidien erhandelt und erkauft. Jetzt, nachdem mir Ihre Namen bekannt, erkläre ich Ihnen, daß Sie Alle, mit einer einzigen Ausnahme, und überall wo Sie gefochten, ehrenvoll dastehen.“

Nach diesen Worten machte Napoleon ein Zeichen und die fremden Generäle wurden entlassen.

Kaum hatten ſie ſich entfernt, als der Kaiſer den ſtrengen Befehl erließ, daß man die Gefangenen mit aller ihrem Unglücke gebührenden Schonung und Rückſicht behandele.

Es war nahe an Mitternacht; die auf Recognoscirung ausgeſchickten Ordonnanzoffiziere kamen mit der Meldung zurück, daß ſich der Feind nach Gording zurückziehe. Napoleon durchlas alle eingehende Rapporte.

„Meine Herren," ſprach er, „meine Meinung iſt, daß in einem Kriege noch nicht Alles entſchieden iſt, ſobald noch Etwas zu thun übrig bleibt. Ein Sieg iſt dann allemal unvollſtändig, wenn man ihn noch vollſtändiger machen kann."

Dem Adjutanten, welcher um Verhaltungsbefehle für den Marſchall Davouſt bat, gab er zur Antwort:

„Im gegenwärtigen Falle giebt es nur eine Verhaltungsregel, nur eine Generalsordre. Sagen Sie dem Marſchall Davouſt, er ſolle dem Feinde ſo viel Schaden thun als immer möglich. Eilen Sie!"

Kaum war der Adjutant Davouſt's davon geſprengt, als General Junot — welcher ſich ſeit ſeiner Rückkehr aus Portugal fortwährend in der nächſten Nähe des Kaiſers befand — die Ankunft des Herrn von Haugwitz, Geſandten des Königs von Preußen meldete.

„Ah, ich erwarte ihn," rief Napoleon, „er trete ein."

Der Miniſter wurde eingeführt und überreichte dem Kaiſer ein verſiegeltes Papier, das er mit einiger Schwierigkeit aus der Seitentaſche ſeiner Uniform zog. Indem Napoleon dieſen Brief des Königs von Preußen in Empfang nahm, lächelte er, las

denſelben zwei Mal, und mit einem Blicke, der das Innerſte des preußiſchen Geſandten zu durchdringen ſchien, ſagte er, auf den wieder zuſammengefalteten Brief deutend:

„Herr Baron! Sie ſehen hier ein Compliment, deſſen Adreſſe nur die Umſtände verwechſelt haben. — Es iſt gut.“

Und mit einer leichten Bewegung des Kopfes, gab er das Zeichen zum Abſchiede.

„Ich wette,“ ſprach der Kaiſer, nachdem ſich der Miniſter entfernt hatte, zu ſeinem General-Adjutanten, „daß dieſer Mann zwei Briefe in der Taſche hatte. Haſt Du bemerkt, Junot, wie lange er Zeit brauchte, um den herauszufinden, der das Compliment zu meinem Siege enthielt. In dem andern ſtand gewiß eine geharniſchte Kriegserklärung. Ich würde wohl gelacht haben, wenn er ſich vergriffen hätte. Wenn ich ein Türke war, ſo mußte ich den Herrn Baron durchſuchen laſſen.“

„Gott ſei Dank, Sire,“ erwiederte Junot, „man weiß, daß Ew. Majeſtät kein Türke ſind.“

„Nun bin ich ſehr begierig,“ fuhr der Kaiſer auf- und abgehend fort, „was mir morgen der Kaiſer von Oeſtreich zu ſagen haben wird, der mich durch den Lichtenſtein zu einer Unterredung, einige Meilen von hier, hat einladen laſſen.“

Nach einiger Zeit blieb der Kaiſer wieder vor Junot ſtehen.

„Apropos,“ ſprach er, „da fällt mir ein, daß wir uns in dem Armand Maillebois nicht getäuſcht haben, das iſt ein höchſt braver Junge. Geſtern erſt von den Antillen zurück, hat er heute unter Rapp wie ein junger Gott gefochten und den

Kaum hatten sie sich entfernt, als der Kaiser den strengen Befehl erließ, daß man die Gefangenen mit aller ihrem Unglücke gebührenden Schonung und Rücksicht behandele.

Es war nahe an Mitternacht; die auf Recognoscirung ausgeschickten Ordonnanzoffiziere kamen mit der Meldung zurück, daß sich der Feind nach Gording zurückziehe. Napoleon durchlas alle eingehende Rapporte.

„Meine Herren," sprach er, „meine Meinung ist, daß in einem Kriege noch nicht Alles entschieden ist, sobald noch Etwas zu thun übrig bleibt. Ein Sieg ist dann allemal unvollständig, wenn man ihn noch vollständiger machen kann."

Dem Adjutanten, welcher um Verhaltungsbefehle für den Marschall Davoust bat, gab er zur Antwort:

„Im gegenwärtigen Falle giebt es nur eine Verhaltungsregel, nur eine Generalsordre. Sagen Sie dem Marschall Davoust, er solle dem Feinde so viel Schaden thun als immer möglich. Eilen Sie!"

Kaum war der Adjutant Davoust's davon gesprengt, als General Junot — welcher sich seit seiner Rückkehr aus Portugal fortwährend in der nächsten Nähe des Kaisers befand — die Ankunft des Herrn von Hauzwitz, Gesandten des Königs von Preußen meldete.

„Ah, ich erwarte ihn," rief Napoleon, „er trete ein."

Der Minister wurde eingeführt und überreichte dem Kaiser ein versiegeltes Papier, das er mit einiger Schwierigkeit aus der Seitentasche seiner Uniform zog. Indem Napoleon diesen Brief des Königs von Preußen in Empfang nahm, lächelte er, las

denſelben zwei Mal, und mit einem Blicke, der das Innerſte des preußiſchen Geſandten zu durchdringen ſchien, ſagte er, auf den wieder zuſammengefalteten Brief deutend:

„Herr Baron! Sie ſehen hier ein Compliment, deſſen Adreſſe nur die Umſtände verwechſelt haben. — Es iſt gut.“

Und mit einer leichten Bewegung des Kopfes, gab er das Zeichen zum Abſchiede.

„Ich wette,“ ſprach der Kaiſer, nachdem ſich der Miniſter entfernt hatte, zu ſeinem General-Adjutanten, „daß dieſer Mann zwei Briefe in der Taſche hatte. Haſt Du bemerkt, Junot, wie lange er Zeit brauchte, um den herauszufinden, der das Compliment zu meinem Siege enthielt. In dem andern ſtand gewiß eine geharniſchte Kriegserklärung. Ich würde wohl gelacht haben, wenn er ſich vergriffen hätte. Wenn ich ein Türke war, ſo mußte ich den Herrn Baron durchſuchen laſſen.“

„Gott ſei Dank, Sire,“ erwiederte Junot, „man weiß, daß Ew. Majeſtät kein Türke ſind.“

„Nun bin ich ſehr begierig,“ fuhr der Kaiſer auf- und abgehend fort, „was mir morgen der Kaiſer von Oeſtreich zu ſagen haben wird, der mich durch den Lichtenſtein zu einer Unterredung, einige Meilen von hier, hat einladen laſſen.“

Nach einiger Zeit blieb der Kaiſer wieder vor Junot ſtehen.

„Apropos,“ ſprach er, „da fällt mir ein, daß wir uns in dem Armand Maillebois nicht getäuſcht haben, das iſt ein höchſt braver Junge. Geſtern erſt von den Antillen zurück, hat er heute unter Rapp wie ein junger Gott gefochten und den

Fürſten Reppnin mit eigner Hand gefangen genommen.

„Doch,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „er ſoll ſich nicht über mich zu beklagen haben. Iſt nur erſt Frieden und ſind wir wieder in Frankreich, ſoll er ſein Püppchen, der zu Gefallen er ſo dumme Streiche machte, bekommen. Ich habe das Kind einſtweilen bei Joſephinen in Penſion gegeben; übrigens muß das Mädchen bemerkenswerth hübſch und gut ſein, die Kaiſerin hat es ganz in ihr Herz geſchloſſen und macht mir viel Rühmens davon.“

„Fräulein von Nevers,“ geſtand Junot, „iſt von wunderbarer Schönheit und engelgutem Herzen.“

„Ich ſehe wohl,“ lachte der Kaiſer, „was ein paar ſchöne Augen in aller Unſchuld für Unheil anſtiften können, mir den braven Jungen von ſeiner Pflicht abzuleiten. Doch genug davon. Alles iſt vergeben. Armand hat ſeine Thorheit mich vergeſſen machen.

„Ueberhaupt,“ fügte Napoleon hinzu, „ich wüßte nicht, wen ich ſo lieb hätte, als dieſe drei Maillebois, das ſind Franzoſen, wie ſie ſein ſollen. Wenn mir nur der Kanonier nicht drauf geht. Denke Dir, Junot, erobert mir das Kindchen einen Zwölfpfünder. Du hätteſt heut' meine alten Grenadiere ſollen weinen ſehen. Laß mich nur ein Wenig zur Ruhe kommen, ich denke mir mit den drei Jungen ſchon Etwas aus. Wie geſagt, wenn mir nur der Kanonier nicht drauf geht, mein Namensvetter.“

Am darauf folgenden Tage, den dritten December, um acht Uhr Morgens, wo die Sonne zwar majeſtätiſch am iſtlichen Horizonte, das Thermometer aber zwölf Grad unter Null ſtand, verließ Napoleon das Luſtſchloß des Fürſten Kaunitz, um ſich

in der Richtung der großen Landstraße nach Holitsch, in eine noch vor den Bedetten Bernadotte's gelegene Mühle zu begeben. Es war dieser ungefähr drei und eine halbe französische Meile von Austerlitz entfernte Ort zum Rendezvous bezeichnet worden.

Der Kaiser ritt nun im Schritt, denn er wollte, daß seine sämmtlichen Garden ihn dahin begleiteten. Nachdem er vom Pferde gestiegen, ließ er ein Feldfeuer anzünden, während er selbst, seine Hände in die Taschen seines grauen Rocks gesteckt, auf dem gefrornen Boden auf und ab promenirte, oft mit den Füßen stampfend, um sich zu erwärmen.

Die Garde stand, das Gewehr im Arm, zweihundert Schritte dahinter in Schlachtordnung und die Soldaten suchten sich dadurch warm zu machen, daß sie das Beispiel ihres Kaiser nachahmten und die Füße gegen einander schlugen.

Es währte nicht lange, so meldete man die Ankunft des östreichischen Monarchen, welcher in einem wohlverdeckten Wagen anlangte. Er war von den Fürsten Johann und Moritz von Lichtenstein, den Generälen Kienmayer, Bubna und Stutterheim, so wie von mehren Oberoffizieren begleitet welchen sich eine Eskorte ungarischer Husaren anschloß. Diese letzte blieb, ebenso wie die Eskorte der kaiserlich-französischen Generalstabswache, auf zweihundert Schritte von dem Zusammenkunftsplatze zurück. Napoleon ging dem Kaiser Franz zu Fuße entgegen und empfing ihn mit einer Umarmung. Der Prinz Johann von Lichtenstein folgte seinem Souverain bis zu dem Feuer Napoleon's und hielt sich daselbst während der ganzen Unterredung auf. Der Marschall Berthier blieb ebenfalls bei Napoleon.

„Sire, verzeihen Sie," begann der französische

Kaiser, „daß ich Sie auf diese Weise empfange, allein dies hier ist der einzige Palast, den ich seit drei Monaten bewohne.“

Er zeigte dabei auf die rings umher ausgebreitete Winterfläche.

„In der That,“ erwiederte der Kaiser Franz, „Ew. Majestät wissen so guten Gewinn aus dieser Wohnung zu ziehen, daß sie Ihnen gefallen muß.“

Nach diesen Worten zogen sich Lichtenstein und Berthier in einige Entfernung zurück und die beiden Monarchen blieben länger als zwei Stunden mit einander allein. Man kam über einen Waffenstillstand überein, in welchen der östreichische Kaiser auch den Kaiser Alexander eingeschlossen wünschte. Napoleon gab zu bedenken, daß von den Trümmern der russischen Armee ihm kein Mann entgehen könne; nichtsdestoweniger ließ er sich bewegen, den Befehl abzuschicken, wodurch dem Vordringen seiner Colonnen Einhalt gethan und den Russen Zeit gelassen wurde, sich zurück zu ziehen.

Die beiden Kaiser verließen einander, nachdem sie sich nochmals umarmten. Die französischen und östreichischen Offiziere eilten wieder auf ihre Posten. Man vernahm deutlich, als Napoleon den Kaiser Franz zum Wagen begleitete, von ersterm die Worte: „Ich bewillige Alles, vorausgesetzt, daß Ew. Majestät versprechen, mich nicht mehr mit Krieg zu überziehen.“

„Ich verspreche es Ihnen,“ erwiederte Franz, „wir werden künftig nur im Frieden leben.“

Mit diesen Worten stieg er in seinen Wagen und Napoleon kehrte zu seinem Bivouak zurück, in Gedanken noch mit dem beschäftigt, was er mit dem östreichischen Kaiser verhandelt hatte.

„Es ist wahrscheinlich ein Fehler," sprach er zu seiner Umgebung, „daß ich die Russen ziehen lasse, ich hätte sie sämmtlich sollen gefangen nehmen. Gleichviel, so werden wenigstens einige Thränen weniger fließen."

Während der ganzen Zeit hatte die Garde fortwährend in Schlachtordnung aufmarschirt gestanden. Berthier machte den Kaiser darauf aufmerksam, indem er hindurchblicken ließ, daß den Leuten unmöglich warm sein könne.

„Sie sind doch stets frostig, Berthier," erwiederte Napoleon etwas ärgerlich, „ich kenne das Mittel, der Garde warm zu machen; folgen Sie mir, mein Herr Marschall."

Napoleon nahm jetzt seine Richtung gegen die beiden Regimenter alte Garde, welche seit dem Augenblicke des Eintreffens auch nicht einmal ihre Reihen gebrochen hatte. Als er ungefähr noch hundert Schritte von ihnen entfernt war, ertönte der Ruf: „Achtung! Präsentirt das Gewehr!" Die Tambours schlugen den Wirbel, die beiden Adler neigten sich vor der Front der Bataillone. Der Kaiser griff mit der Hand an seinen Hut und grüßte, indem er zugleich seine Schritte anhielt. In der Mitte, wenige Schritte vor ihren Regimentern salutirten die Regimentscommandanten in der üblichen Weise mit dem Degen. Napoleon erwiederte diesen Gruß, indem er zum zweiten Male an seinen Hut greift. Endlich auf zehn Schritte herangekommen, giebt er den Tambouren das Zeichen zum Aufhören und sich zu den Colonnels wendend, welche sich ihm, die Degen zur Erde geneigt, nähern, sagt er zu ihnen im Tone eines guten Humors:

„Meine Herren, wir sind hier nicht im Hofe der

Tuilerien; ich komme nicht, um eine Revüe abzuhalten. Es iſt ein Beſuch, den ich Ihnen abſtatte, laſſen Sie die Leute ſich rühren."

Das Commando „Achtung!" und „Gewehr ab!" erſchallt. Die lange Linie bildet einige Krümmungen und Geflüſter wird vernehmbar.

Der Kaiſer ſpricht einige Minuten mit den beiden Obriſten; dann ſich wieder gegen die Grenadiere wendend, ruft er: „Achtung! Schultert das Gewehr!" Im Augenblick herrſcht Todtenſchweigen und die Linie der Garde ſteht wieder in ſchnurgrader Richtung.

Napoleon ſchreitet jetzt die Reihen entlang; dem Einen nickte er, freundlich mit dem Kopfe grüßend, zu, zu einem Andern ſagte er: „Guten Tag, guten Tag!" An die, welche er perſönlich kennt, richtet er einige Worte. Bei den Neueingetretenen vorüber gehend begnügt er ſich zu ſagen: „Gut, gut!" Endlich am äußerſten Flügel des Bataillons angekommen, wendet er ſich plötzlich, indem er nämlich Morland bemerkt, der nebſt einigen ſeiner Cameraden das Gewehr zwiſchen den Knieen feſt hält und ſich in die hohl zuſammen geſchloſſene Hand aus vollem Halſe haucht:

„Was ſind das für neue Manieren?" fragt Napoleon barſch aber freundlich, indem er die Geſten des Grenadiers nachahmt. „Wer wird denn ſrieren? Das iſt ja gegen meine Verordnung."

Morland erfaßt ſogleich wieder ſein Gewehr bei dem zweiten Laufring, legt vorſchriftmäßig den kleinen Finger der linken Hand an die Naht ſeiner Beinkleider, richtet den Kopf in die Höhe, und vergebens die an dem Schnurrbarte herabhängenden Eiszapfen mit der Unterlippe abzuzwicken verſuchend,

ſieht er dem Kaiſer, ohne ein Wort zu erwiedern, ſtarr in's Geſicht.

Und wie vor Kurzem zu Wien, ſpricht der Kaiſer: „Du frierſt, und mir iſt vollkommen warm.“

Und wieder antwortete der Veteran:

„Das iſt ſehr möglich!“ Doch fügt er diesmal mit der ernſthafteſten Miene von der Welt und ohne ſeine Stellung zu verändern hinzu:

„Indeſſen iſt aber doch auch nicht zu läugnen, daß die heutige Kälte ein Wenig ſticht und dann habe ich auch nicht den Vortheil, ſo feuerfeſt und waſſerdicht zu ſein wie Ew. Majeſtät.“

Napoleon mußte lachen.

„Wohlan,“ ſprach er halb laut, „in Kurzem ſollt Ihr es Alle warm haben.“

„Das wäre auch zu wünſchen,“ brummte Morland.

Als der Kaiſer beim rechten Flügel anlangte, empfing ihn die Muſik mit der ſchönen Arie: „Der Sieg iſt unſer!“

Napoleon blickte Berthier an.

„Kennen Sie dieſe Arie?“ frug er, „ſie iſt wie dazu geſchaffen, das Herz derer zu wärmen, deren Finger vor Froſt erſtarrt ſind.“

Nachdem er hierauf noch einen Augenblick vor der unbeweglichen, herrlichen Figur des Tambour-Majors ſeines erſten Grenadierregiments ſtehen geblieben — welcher Mann auch in der That in Rückſicht ſeiner majeſtätiſchen Geſtalt und des Reichthums ſeiner Uniform einem Curtius zu vergleichen war — kehrte er, noch immer die Hände in den Rocktaſchen haltend und ohne ein Wort weiter zu ſprechen, zu dem Feuer ſeines Bivonaks zurück.

Er ſtieg endlich zu Pferde und nur im langſamen

Schritte reitend, ſchlug er, gefolgt von einem glänzenden Generalſtabe, den Weg nach Auſterlitz ein.

Währenddeß hatte auch die Garde ihre Linien durchbrochen und war in Bataillons-Colonnen dicht aufmarſchirt. Mit den Muſikchören an ihrer Spitze trat ſie unter dem tauſendſtimmigen: „Vive l'empereur!“ den Rückmarſch an.

Als Napoleon nach Auſterlitz zurückgekehrt war, dictirte er, im gewärmten Saale auf und ab gehend, einem ſeiner Secretaire folgendes Decret in die Feder:

„Ich wünſche, daß die Künſte das Andenken der geſtrigen, für die Geſchichte der Völker ſo wichtigen Schlacht verewigen. Ich will, daß ſich in der Mitte des Vandome-Platzes meiner geliebten Haupt- und Reſidenzſtadt Paris eine Säule im Style der römiſchen des Trajan erhebe, und daß ſie ausſchließlich nur aus dem Metall der von den Feinden Frankreichs eroberten Geſchütze gegoſſen und aufgerichtet werde. Ich will, daß dieſe bronzene Maſſe en relief bearbeitet, und durch dieſe ſpiralförmig um ſie herum zu windenden Basreliefs dem Auge des Zuſchauers Alles dargeſtellt werde, was dieſer Feldzug, deſſen Beginn mit der Aufhebung des Lagers von Boulogne, und deſſen Ende mit dem Frieden, den ich zu Wien zu unterzeichnen gedenke, zu rechnen iſt: ich will, ſage ich, daß Alles, was dieſer ewig denkwürdige Feldzug für unſer Vaterland Glorreiches hat, auf dieſe Weiſe verewigt werde. Dies iſt indeß noch nicht genug; es bleibt mir viel mehr noch übrig, allen meinen heldenmüthigen Waffenbrüdern meine Erkenntlichkeit abzuſtatten.“

Und ſich zu dem noch anweſenden Generalſtabe

wendend, ſagte er: „Berthier, ſetzen Sie ſich und ſchreiben Sie, was ich Ihnen ſagen werde.“

Hier erfolgte das Decret, welches die bereits oben erwähnten Penſionen für die Wittwen der in dieſem Feldzuge gefallenen Generale, Offiziere und Soldaten feſtgeſetzt und für die Erziehung und Verſorgung der hinterlaſſenen Kinder derſelben Sorge trägt*). Laut des dritten Artikels erhielten auch die Knaben der betreffenden Familien das Recht, ihrem zeitherigen Taufnamen den Namen Napoleon beilegen zu dürfen.

Daſſelbe Decret verordnet die Jahresfeier der Schlacht von Auſterlitz mit derjenigen des kaiſerlichen Krönungsfeſtes, gemeinſchaftlich an einem Tage, nämlich an dem jedesmaligen erſten Sonntage des Monats December.

Aber trotz ſeiner kriegeriſchen und politiſchen Angelegenheiten verlor der große Mann die an ſich unſcheinbarſten Intereſſen ſeines Volkes nicht aus den Augen. Unmittelbar nach den erwähnten Decreten ließ er ſeinem Miniſter des Innern alſo ſchreiben:

„Mein Herr von Champagny!

„Es exiſtiren in der Nationalbibliothek ſehr viel koſtbare Steine. Man ſoll dieſelben ſofort ordnungsmäßig an die beſſern Graveurs von Paris austheilen, damit ſie die verſchiedenen Figuren graviren,

*) Wörtlich lautet der desfalſige Artikel alſo: „Wir adoptiren alle die von den in der Schlacht von Auſterlitz gebliebenen Generälen, Offizieren, Soldaten hinterlaſſenen Kinder. Sie ſollen alle auf Unſre Koſten unterhalten und erzogen werden; und zwar die Knaben in Unſerm kaiſerlichen Palais von Rambouillet, die Töchter in Unſerm kaiſerlichen Palais von St. Germain. Die Knaben werden in der Folge von Uns verſorgt; ſo wie Wir die Ausſtattung der Töchter gleichfalls übernehmen.“

welche sie darstellen. Die Hälfte des Preises für diese Arbeiten soll den Künstlern vorausbezahlt werden. Die andere Hälfte sollen sie jedoch erst dann erhalten, wenn sie das Werk gänzlich vollendet und den ihnen anvertrauten Steinschnitt wieder abgeliefert haben. Dies wird die Industrie aufmuntern und den zahlreichen Kupferstechern Arbeit verschaffen, woran es ihnen jetzt fehlt. Hüten Sie sich indeß ja, irgend einem der Künstler den ganzen Betrag der Arbeit im Voraus zu bezahlen; denn dies wäre der Weg, auf welchem man von ihnen entweder gar Nichts oder doch wenigstens nicht viel Gutes erhalten dürfte.

„Dies ist der Zweck dieses Schreibens und hiernächst, mein Herr von Champagny, bitte ich Gott, daß er Sie in seinem gnädigen Schutz erhalten möge.

„Aus meinem Lager zu Austerlitz, den 4. December 1805.

Napoleon."

Nachdem der Kaiser mit Dictiren zu Ende, ließ er den Ingenieur Sorti rufen, welcher dem Hauptquartiere, in der Eigenschaft als Ingenieur der Militairverbindungen, gefolgt war.

„Mein Herr Ingenieur," begann er, nachdem der Gerufene eingetreten war, „es freut mich, Sie hier zu sehen. Sie haben, als wir noch in Boulogne beisammen waren, doch gut prophezeit. Daher sollen Ihnen auch, eingedenk meines Wortes, das ein Ehrenmann stets hält, und der Souverain soll ja der erste Ehrenmann seines Reichs sein, die dreißigtausend Franken für meine Boulogner Baracke ausgezahlt werden."

Auf einen Wink des Kaisers nahm Duroc aus einem kofferähnlichen, an der Ecke mit Kupfer be-

schlagenen Mahagonikasten mehre Rollen, die er auf den Tisch legte, an welchem Napoleon stand.

„Zehn, zwanzig, dreißig," zählte nun dieser, „so ist es richtig." Dabei brach er eine der Rollen auf, und die schönsten östreichischen Kronenthaler rollten heraus; er erbrach eine andere, in welcher russische Goldrubel glänzten.

„Sie sehen, daß ich mein Wort halte," fügte er lächelnd hinzu, „zählen Sie jetzt nach, ob die Summe richtig ist."

Als sich Sorti mit einer Verbeugung dankergebenst zurückzog, erwiederte ihm Napoleon zum Abschiede:

„Nicht mir, mein Herr Ingenieur, den Kaisern von Oestreich und Rußland haben Sie zu danken."

Der Kaiser machte mit der Hand ein Zeichen, welches andeutete, daß er wünsche allein zu sein. Alle Anwesenden entfernten sich. Napoleon trat an eines der Fenster. Draußen leuchteten die Sterne der prachtvollsten Winternacht. Lange ruhten die Blicke des Kaisers auf den sieben funkelnden Sternen des Orion. Endlich sprach er:

„Laß mir, allmächtiger Gott, diese sieben Sterne noch zu Sonnen von Austerlitz werden und du sollst in deinem Himmel meine Erde beneiden!"

Am andern Tage ward das Hauptquartier nach Brünn zurück verlegt.

Zwölftes Kapitel.

In einem festlich geschmückten Saale zu Wien gab das erste Bataillon des ersten Grenadierregiments der kaiserlichen Garde einen glänzenden Ball. Gäste von allen Waffengattungen waren geladen. Morland, welcher mit zu einem der Festordner erwählt worden, versah dieses Amt mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit. Seiner neuen Würde sich vollkommen bewußt, schritt er mit jenem Lächeln im Blicke und jener freundlich-sanften Bonhommie, die einem Festordner unerläßlich, die glänzenden Reihen auf und ab; hier mit Milde bittend, den Tanzpaaren Platz zu machen, dort sorgsam bethätigt, daß die Damen weder an Getränken noch an Confect Mangel litten. Nur wenn er sich, was jedoch selten geschah, in die vom Tanzsaale abgelegenen Rauchzimmer verirrte, wo seine alten Kameraden mit grimmigen Bärten um die dampfenden Punschbowlen saßen, blickte zuweilen der schlachtergraute Veteran in einem leisen „heiligen Kreuzbombenbataillon" hervor, doch schnell erinnerte er sich wieder seiner Würde und verließ anstandsvoll und mit nachsichtsvollem Bedauern die unverbesserliche Gesellschaft, welche die qualmende Thonpfeife und das gefüllte Punschglas den reizendsten Sylphiden vorzog, die im kerzenerhellten Ballsaale graziös auf- und niederwogten.

Morland ging heute vorzugsweise fein gekleidet. Sein Haarzopf gereichte seinem Friseur zur wahren Ehre und verrieth den denkenden Künstler. Er vermied daher, theils seiner Toilette zu Gefallen, theils

weil er wußte, was er sich selbst schuldig war, diese geräusch- und nebelvollen Rauchzimmer.

In einem dieser Estaminets ging es besonders laut und lebhaft zu. Hier saß der große Tambour-Major, unter dem Namen „der Schah von Persien," oder auch „der große Moor" bekannt, im Kreise einer zahlreichen Zuhörerschaft und theilte Fresko-Anekdoten mit, worin er eine Force besaß.

Der Schah von Persien hatte soeben unter allgemeinem Applaus einen außerordentlichen Witz losgelassen und strich sich selbstgefällig seinen Riesenbart, indem er zur Stärkung ein neues Glas in den Magen goß. Er ward von den hör- und lachbegierigen Kameraden bestürmt fortzufahren.

Der Schah von Persien, welcher stets über einen ansehnlichen Anekdotenfond zu disponiren hatte, fuhr fort:

„Da reitet vorige Woche der Kaiser durch das Thor einer kleinen Stadt in Mähren. Er wird festlich empfangen und von der gesammten Stadtpfeiferschaft feierlich angeblasen. Es ist eine sehr schöne deutsche Arie, wenn ich nicht irre von Cherubini. Plötzlich platzt der Rapp, der unmittelbar hinter Seiner Majestät reitet, vor Lachen heraus. Der kleine Korporal wendet sich um und fragt: was Rapp lache? „Die Arie ist gar zu schön," versetzt der brave General mit thränenden Augen. Der Kaiser erkundigt sich genauer. Nun erklärt Rapp, der als Elsasser die deutsche Musik aus dem Fundamente versteht, den Text der Arie."

„Nun wie hieß denn der?" frugen neugierig die Zuhörer.

„Nun der hieß: Bist der beste Bruder auch nicht."

Allgemeines Gelächter.

„Man hat den kleinen Korporal," fügte der Schah von Persien hinzu, „noch nie so lachen hören, als bei dieser Erklärung Rapp's."

„Der Rapp hat überhaupt einen ungeheuern Stein im Brete bei Seiner Majestät," bemerkte einer der Zuhörer.

„Er soll dem kleinen Corporal selbst manchmal die Wahrheit geigen," sprach ein Anderer.

„Wißt Ihr die Geschichte mit dem „vingt-un?" frug der Schah von Persien.

„Nein, was ist damit?" rief es von allen Seiten.

Der Schah genoß wieder ein Glas zur Stärkung und sprach:

„Wenn Ihr die nicht wißt, wißt Ihr nichts."

„Also heraus damit, Schah!" drängte man allgemein.

Der Schah, der keinen der kleinen Kunstgriffe vernachlässigte, welche ein recitirender Künstler zu berücksichtigen hat, um der Aufmerksamkeit seines Publikums die erforderliche Spannung zu verleihen, begann zuvor seine Pfeife, die ausgegangen war, in Brand zu stecken, was lange nicht gelingen wollte. Erst als die Neugier der Zuhörer auf dem Punkte stand, in Insurrectionszustand zu gerathen, erzählte er wie folgt:

„Diese Tage spielt der Kaiser mit Berthier, Savary, Murat und Rapp vingt-un. Nun muß man wissen, daß es dem kleinen Korporal besondern Spaß macht, beim Spiele seine Generäle zu beschummeln" —

„Wie er die Oestreicher und Russen beschummelt hat," unterbrach einer der Zuhörer.

Der Schah ſah den Unterbrecher mit einem majeſtätiſchen Blicke an.

„Wenn ich erzähle," ſprach er, „bitt' ich mir Ruhe aus."

„Ja wohl," rief es von allen Seiten, „man unterbreche den Schah nicht."

Der Schah, nach dieſer erhaltenen Satisfaction, fuhr fort:

„Alſo Seine Majeſtät liebt es beim Spiel, und namentlich beim vingt-un, ſeine Generäle zu beſchummeln. Durch dieſes corriger la fortune befindet ſich der Kaiſer natürlich ſtets im Vortheil. Dieſe Tage nun ſpielte er wieder mit den genannten Generälen und hat faſt das ganze Geld zuſammen gewonnen. Wohlgefälligen Blicks betrachtet er den vor ihm liegenden Goldhaufen, und um den armen Rapp, der wegen ſeiner Ehrlichkeit am Meiſten verloren, noch mehr zu ärgern, hält er ihm einen der gewonnenen Napoleon's hin und fragt: „Nicht wahr, Rapp, Deine Landsleute, die Deutſchen, haben dieſe kleinen Napoleon's gern."

„Ja wohl," erwiedert der brave General, „lieber als den großen."

Allgemeines Lachen und Bravorufen belohnte den Schah, welcher ſich genöthigt ſah zur Stärkung ein friſches Glas zu ſich zu nehmen.

„Nun, was ſagte denn der Kaiſer zu dieſer Antwort?" frugen Einige.

„Der kleine Korporal lachte," ſprach der Erzähler, und hat gerufen: „das nenne man deutſche Gradheit."

Die luſtige Geſellſchaft, welche in Folge der genoſſenen Getränke immer lärmender wurde, ſtieß mit den Gläſern aneinander und brachte erſt dem Kaiſer,

dann dem General Rapp und drittens dem Schah von Perſien ein Lebehoch.

Mißbilligend ſteckte ob dieſer unaufhörlichen Vivats, die ſich mit dem guten Anſtande unmöglich vereinigen ließen, Morland den Kopf zur Thüre herein. Doch bald erkennend, daß bei dieſer Geſellſchaft Hopfen und Malz verloren und daß er ſich nur unnützerweiſe ärgern würde, wenn er hier zur Ruhe und Ordnung verweiſen wollte, kehrte er nach den ſeinern Regionen des Ballſaales zurück, wo er heute als große Reſpectsperſon in Anſehn ſtand.

Morland hatte alle drei Brüder Maillebois als Gäſte mitgebracht. Der Kanonier war noch nicht gänzlich hergeſtellt von ſeinen Wunden von Auſterlitz. Der arme Kleine hatte viel leiden müſſen und war mehrmals von den Aerzten ſchon aufgegeben geweſen. Er trug den Arm noch in der Binde und mußte auf den Tanz wie auf den Genuß geiſtiger Getränke für diesmal gänzlich verzichten. Gleichwohl gefiel ſich Nap ſehr wohl auf dem Balle; die anerkennenden Worte ergrauter Gardegrenadiere ob ſeiner bewieſenen Bravour, welche 'er heut' oft zu hören bekam, klangen ſeinen Ohren gar zu ſüß. Mit dem Armand, dem Gardekapitain, hatte ſich Morland ſo ziemlich ausgeſöhnt. Er konnte nicht umhin, deſſen heldenmüthigem Benehmen auf St. Domingo alle Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Zudem hatte Armand nicht unterlaſſen, dem braven Alten ein Wenig die Cour zu machen. Aber wer den Morland heut' manchen Seufzer koſtete, das war Niemand anders, als gerade ſein Liebling, der Guiſeppe, welcher etwas zu tief in's Glas geguckt, ſich Courage getrunken, gegen die Damen den Galanten ſpielte, was ſonſt gar nicht ſeine Art, und vor allen

Dingen auf's Tanzen ganz verſeſſen war, obſchon er auch dieſe edle Kunſt in völlig nüchternem Zuſtande faſt gänzlich vernachläſſigte. Was aber nun das Schlimmſte bei der Sache war: Guiſeppe hatte die weiſen Lehren und tiefdurchdachten Regeln Morland's, welche ihm dieſer in zahlloſen Tanzſtunden im Lager zu Boulogne gegeben, auf ſeinen ſtürmiſchen Meerfahrten auch total vergeſſen. Morland's ganzes Lehrgebäude war über den Haufen geworfen, alle Dreſſur dahin, Guiſeppe ſprang in ſeinem fröhlichen Uebermuthe in den Quarrés umher, als komme er direct aus den nordamerikaniſchen Urwäldern und habe keine Ahnung von der höhern Weihe der edeln Tanzkunſt, und gleichwohl dachte dieſer Menſch an kein Aufhören. Auch war ihm gar nicht beizukommen, denn während der Tanzpauſen ſtak er in einem Gewühl junger Mädchen. Er hatte ſich von Armand ein paar Dutzend deutſche Worte aufſchreiben laſſen und ſie auswendig gelernt, und damit wollte er heut' durchaus ſein Glück machen.

Morland hatte ſich wiederholt bei den haarſträubenden Entrechat's ſeines verwilderten Zöglings mit Schaudern von ihm abgewandt.

„Ich habe nie viel auf ſein Tanztalent gegeben," ſprach er für ſich, „ihm geht die höhere Weihe gänzlich ab, aber dieſen Scandal hätt' ich mir nie träumen laſſen"

Zufällig kam ihm der Kanonier in den Weg.

„Gut, daß ich Dich treffe, Nap," ſprach Morland, „mein Sohn, ich beſchwöre Dich bei der ruſſiſchen Kanone, die Du mit ſo viel Bravour erobert haſt, ſuche mir dieſen Seebär, Deinen Bruder Guiſeppe zu bewegen, daß er einmal vom Tanzen

abſteht, er compromittirt ja ganz Frankreich mit ſeinen Bocksprüngen."

Der Kanonier, gehorſam wie immer, ſuchte eine Gelegenheit zu erſpähen, den Guiſeppe von dem Wunſche Morland's in Kenntniß zu ſetzen. Er kehrte nach einer Weile zurück.

„Nun, was ſagte denn das tanzluſtige Meerungeheuer?" frug Morland.

„Er behauptet," berichtete Nap, „noch nie mit ſolcher Vollkommenheit getanzt zu haben und will zum Beweiſe in der nächſten Française ein Solo à la Pigeon aufführen."

„Was will er aufführen?" rief Morland erſchrocken.

„Ein Solo à la Pigeon," wiederholte der Kanonier.

„Nun, er wird mir immer großartiger," verſetzte der Sergeant, „à la Pigeon, das iſt ja die ſchwierigſte Figur, die ſich denken läßt."

„Ja, und gleichwohl will er ſie tanzen," meinte Nap achſelzuckend, „es hilft gar kein Zureden bei ihm."

Jetzt ergriff Morland die außerordentlichſten Maßregeln, um dieſes Unglück abzuwenden, das ihm wirklich unermeßlich ſchien. Er ſchickte Unterhändler über Unterhändler an den Tanzluſtigen und ſo gelang es endlich auch, den Guiſeppe, ohne daß es das geringſte Aufſehen verurſachte, aus dem Saale zu entfernen und in einem der entfernten Nebengemächer in kriegeriſche Geſpräche zu verwickeln, über welchen er zu Morland's großem Troſte das Solo à la Pigeon vergaß.

Als der Tanzmeiſter von Boulogne in den Saal zurückgekehrt war, athmete er leichter auf, denn eine Felſenlaſt hatte ſich ihm vom Herzen gewälzt.

Er fühlte sich wieder behaglich und frug alle drei Schritte die Begegnenden nicht ohne Selbstzufriedenheit: „Nun, wie finden Sie den Ball? Nicht wahr, nobel, höchst nobel, à la bonheur!“

Zu Armand, als er mit diesem zusammen traf, sprach er:

„Wenn sich Ihr Herr Bruder, der Seeleutenant, nur nicht in den Sinn kommen lassen wollte, als Tänzer aufzutreten. Haben Sie denn den Scandal nicht gesehen? Solche grausame Pas sind mir in meinem Leben nicht vorgekommen.“

Armand gestand, seinen Bruder nicht bemerkt zu haben.

„Uebrigens, wie amusiren Sie sich, Herr Capitain?“ fuhr Morland fort.

Der Gefragte gestand, daß ihm Herr Morland ein größeres Vergnügen habe bereiten können, als ihm durch die Einladung zu diesem Balle geworden sei.

„Ja, man muß gestehen,“ nickte der Sergeant, „er ist recht nobel, recht nobel.“

Gleichwohl war es Armand, der sich wohl am Wenigsten für diese Ballherrlichkeiten interessirte, da seit der himmelvollen Botschaft, die ihm Guiseppe aus St. Cloud mitgebracht hatte, ein ganz anderes Interesse sein ganzes Wesen in Anspruch genommen. Nur ein quälender Gedanke vergiftete, trotz Junot's Tröstungen, seine Tage, daß nämlich der Kaiser Florentinen einem Andern zur Gattin bestimmt haben könne.

Während sich's aber seine Soldaten wohl sein ließen in den deutschen Quartieren und ausruhten von den Strapazen eines beschwerlichen Feldzuges, saß Napoleon einsam in seinem Cabinette zu

Schönbrunn vor der Karte von Oestreich und bestimmte die neuen Grenzen dieser Monarchie.

Der eintretende Constant meldete den Intendanten der kaiserlichen Antiken, Herrn Denon, welcher soeben von Paris angelangt war.

„Er soll kommen," sprach Napoleon, und gleich darauf trat der Angemeldete in's Cabinet. Er überreichte dem Kaiser das Modell zu mehren Medaillen, welche zum Andenken des Feldzugs von Austerlitz geschlagen werden sollten. Die erste derselben stellte auf der einen Seite den Kopf Napoleon's, auf der andern den französischen Adler dar, welcher den englischen Leoparden gepackt hielt.

„Was soll das bedeuten?" frug der Kaiser und eine Stirn verfinsterte sich.

„Sire," erwiederte der Intendant, „es ist der französische Adler, welcher mit seinen Fängen den Leoparden, ein Emblem des englischen Wappens, zerreißt."

„Niedriger Schmeichler," donnerte Napoleon, die Münze weit von sich schleudernd; „wie können Sie zu mir sagen, daß der französische Adler den englischen Leoparden zerfleischt, da ich jetzt kein Fischerboot mehr in See schicken kann, ohne daß es die Engländer hinweg nehmen. Es ist im Gegentheil der englische Leopard, der den französischen Adler erwürgt. Lassen Sie die Medaille sofort vernichten."

Als er auf die Denkmünze kam, welche unmittelbar auf die Schlacht von Austerlitz Bezug hatte, tadelte er gleichfalls die Zeichnung und gebot eine neue zu fertigen.

„Setzen Sie auf die eine Seite," sprach er zu dem zitternden Denon, die Worte: Schlacht bei Austerlitz und das Datum, und auf die andre,

die Adler von Frankreich, Oeſtreich und Rußland. Seien Sie überzeugt, die Nachwelt wird den Sieger ſchon heraus finden."

Nachdem ſich der Intendant der Antiken entfernt hatte, wünſchte der General Rapp den Kaiſer zu ſprechen.

Napoleon's Geſicht erheiterte ſich.

„Gott ſei Dank," rief der Monarch, „das iſt kein Schmeichler. Der Brave ſoll kommen."

Rapp trat ein und erklärte, daß er von ſeinen Wunden von Auſterlitz vollkommen hergeſtellt ſei und wünſche, wieder in activen Dienſt zu treten.

„Meinetwegen," ſprach der Kaiſer, „ich habe nichts dagegen. Doch apropos, als ich Dich das letzte Mal ſah, habe ich Dir mitzutheilen vergeſſen, daß Du Diviſionsgeneral geworden biſt. Beeile Dich daher, einen Stern mehr Deinen Epauletten beizufügen."

Als ſich hierauf der General zum Zeichen ſeiner Dankbarkeit verneigte und abtreten wollte, hielt ihn der Kaiſer mit den Worten zurück:

„Aber Rapp, vor allen Dingen ſorge dafür, daß Du nicht immer gleich verwundet wirſt; die wie vielſte Bleſſur iſt das nicht ſchon? Das wird ja ſonſt lächerlich. Du biſt wie der Murat, der auch wie ein Blinder drauf los ſtürzt. Dann biſt Du gezwungen, das Bett zu hüten, während wir andern uns ganz wohl befinden. Rapp, ſage mir, wärſt Du wirklich ſchon im Stande ein Wenig zu reiſen?"

„Ich bin Alles im Stande, was Ew. Majeſtät befehlen!"

„In dieſem Falle," fuhr der Kaiſer fort, „wirſt Du Maſſena, den ich durch den mittlern Mailleboiſ bereits vorläufig über die Affaire von Auſter-

litz habe benachrichtigen lassen, das Ausführlichere erzählen. Das wird Dich zerstreuen. Demnächst kannst Du auch die Wirkung beobachten, welchen Eindruck unsre hiesigen Angelegenheiten auf die Italiener machen. Du wirst morgen abreisen. Also auf Wiedersehen, mein Herr Divisionsgeneral. Fahren Sie fort für Ihre Gesundheit zu sorgen. Ich erwarte vor Allem Nachrichten über Ihr Befinden."

Und die Hand des biedern Generals ergreifend, und sie wiederholt drückend, fügt er in unnachahmlichem Tone hinzu:

„Adieu Rapp! Lebe wohl, mein Braver; ich werde Dir sogleich Deine Instruction zusenden. Erwarte sie unten im Dienstsaale."

Eine Stunde darauf erhielt der General nächst der vom Kaiser selbst dictirten Instruction den Grand-Cordon des Ordens der Ehrenlegion und eine jährliche Rente von zwölftausend Franken, hypothekarisch eingetragen auf den Mont-de-Milan.

„Jetzt bin ich aber in der That neugierig," sprach Napoleon, nachdem er die Angelegenheiten Rapp's besorgt, von seinem Sitze aufstehend, „zu sehen, ob mein erstes Gardebataillon, das heute einen Ball giebt, den Frauen und Mädchen Oestreichs eben so gefährlich ist, wie seinen Männern. Fast sollt' ich es bezweifeln, denn von glatten Gesichtern ist bei diesen Grenadieren verdammt wenig zu spüren."

Er ließ hierauf Junot rufen und fuhr mit ihm nach dem Hotel, wo die Grenadiere des ersten Bataillons vom ersten Regiment ihren Ball hatten.

Als der Kaiser in den Saal trat, wirbelten die Pauken und die Trompeten schmetterten, und auf das geräuschvolle Ballleben folgte augenblicklich die ehrfurchtvollste Stille.

Langſamen Schrittes, die Hände auf dem Rücken, durchwandelte Napoleon die Gruppe des Ballpublikums, hier und da ſtehen bleibend und ein Geſpräch anknüpfend; überall erblickte er ja alte gute Bekannte. Als er bei Morland vorüber kam, frug er:

„Aber Morland, was bedeutet das himmelblaue Band da im Knopfloch; Du trägſt einen Orden ohne meine Erlaubniß?“

„Sire, mit Verlaub,“ erwiederte der Gardiſt, „das Band bedeutet, daß ich mit auf Ordnung zu ſehen habe auf dem Balle.“

„Ah, das iſt was anders; aber iſt denn kein Maillebois auf dem Balle? Ich denke, ihr ſteht gut mit einander?“

„Sire, alle drei ſind meine Gäſte.“

„Das iſt brav, das freut mich; aber wo ſtecken ſie denn?“

Im Augenblicke ſtanden die drei Brüder wie aufmarſchirt vor Napoleon.

Mit beſonderem Wohlwollen ruhten die Blicke des Kaiſers auf den drei Jünglingen. Der kleine Kanonier, mit dem Arm in der Binde, feſſelte zunächſt ſeine Aufmerkſamkeit. Er erkundigte ſich nach dem Befinden deſſelben, rieth ihm väterlich, ſich ja zu halten und den Verordnungen des Arztes ſtreng nachzukommen. Dann redete er mit Guiſeppe und dann mit Armand einige freundliche Worte. Er trat einen Schritt zurück. Noch einmal überflog ſein Blick voller Güte das Kleeblatt, und er ſprach die bedeutſamen Worte:

„Wenn die Roſen aufbrechen in meinen Gärten von Malmaiſon, dann haltet euch Drei bereit, ich werde Euch rufen laſſen!“

Napoleon kehrte nach der Mitte des Saals zu-

rück, leerte ein Glas Champagner auf das Wohl des ersten Bataillons vom ersten Regiment seiner Garde, worauf er unter einem donnernden „Hoch lebe der Kaiser!“ den Ball verließ.

„Wenn die Rosen aufbrechen in den Gärten von Malmaison?“ frug sich Armand sinnend und gedachte Florentinen's. Ein Himmelstrahl zuckte durch seine Brust. Da kam Morland mit Eifer herbei und rief, sich vergnügt die Hände reibend:

„Nun jetzt werdet Ihr doch einsehen, daß das ein höchst nobler Ball sein muß, den Seine Majestät mit Ihrer Allerhöchsten Gegenwart zu beehren geruht!“

Dreizehntes Kapitel.

Die Friedensunterhandlungen, welche französischer Seits Talleyrand, östreichischer Seits der Fürst Johann von Lichtenstein, Graf Stadion und General Giulay leiteten, begannen, dem Waffenstillstande von Austerlitz zu Folge, zu Nikolsburg in Mähren, wurden aber nach Preßburg verlegt, wo am zweiten Weihnachtsfeiertage 1805 der Friede zu Stande kam.

Dieser Friede ist hauptsächlich darum merkwürdig, weil kraft desselben die wesentliche Veränderung der deutschen Reichs-Verfassung durch Stiftung des Rheinbundes und ihre gänzliche Auflösung vorbereitet wurde.

Napoleon trennte die deutschen Fürsten am

Rheine von dem Interesse Oestreichs und verband sie enger mit Frankreich, um an ihnen eine Vormauer gegen künftige Angriffe Oestreichs, Preußens und Rußlands zu haben.

Der Preßburger Friede sicherte ferner Frankreich als gänzliches Eigenthum und mit voller Souverainetät alle Herzogthümer, Fürstenthümer, Herrschaften und Territorien jenseits der Alpen, welche vor diesem Vertrage mit dem französischen Reiche vereinigt oder durch französische Gesetze und Verwaltungen regiert wurden.

Der Kaiser von Oestreich leistete Verzicht auf diejenigen Theile der Republik Venedig, welche ihm durch die Verträge von Campo-Formio und Luneville abgetreten worden waren. Diese Theile wurden dem Königreiche Italien einverleibt. Der Kaiser von Oestreich erkannte ferner den Kaiser Napoleon als König von Italien an.

Baiern und Würtemberg erhielten Königskronen und wie auch Baden bedeutenden Länderzuwachs.

Oestreich erlitt in seinen deutschen Staaten eine Verminderung der Volkszahl von gegen Neunmalhunderttausend Seelen; in Italien belief sich der Verlust über zwei Millionen, wodurch vierzehn Millionen Staatseinkünfte hinweg fielen.

Aber wie groß dieser Verlust an Land und Leuten für die östreichische Monarchie war, noch weit schmerzhafter war die Verminderung seiner politischen Stellung. Während vorher Oestreich, als Mittelpunkt Europa's, der Stützpunkt des politischen Gleichgewichts in demselben zu betrachten, so ward durch den Preßburger Frieden dieses Reich von Italien, dem Rheine, der Schweiz und Schwaben gänzlich abge-

ſchnitten und ſein Einfluß auf die deutſchen Angelegenheiten ging auf den franzöſiſchen Kaiſer über.

Napoleon kündigte dieſe für Frankreich ſo glänzenden Ergebniſſe ſeinen Soldaten in einer Proclamation an, worin er ſagte, daß ſie, nachdem ſie ihren Kaiſer mit ihnen Gefahren und Beſchwerden theilen geſehen, jetzt ihn, umgeben von jener Größe und jenem Glanze erblicken ſollten, die dem erſten Souverain des erſten Volkes der Welt gebühre.

„Ich werde," fügte er am Schluſſe hinzu, „in den erſten Tagen des nächſten Mai's ein großes Feſt zu Paris geben. Ihr werdet Euch dort Alle einfinden und dann wollen wir dahin gehen, wohin uns das Glück unſers Vaterlandes und die Intereſſen unſers Ruhms rufen werden.

„Soldaten, der Gedanke, daß ich Euch Alle noch vor Ablauf von ſechs Monaten um meinen Palaſt geſchaart ſehen werde, rührt mein Herz und ich empfinde im Voraus die lebhafteſte Freude. Wir werden das Andenken derjenigen feiern, die in dieſem Feldzuge auf dem Bette der Ehre gefallen ſind, und die Welt wird uns Alle bereit erblicken, ihr Beiſpiel nachzuahmen, ja noch mehr zu vollbringen, als wir bereits vollbracht haben, um diejenigen zu zerſchmettern, die unſere Ehre antaſten wollen und ſich durch das beſtechende Gold der ewigen Feinde des Feſtlandes verführen laſſen."

Bevor Napoleon Wien verließ, ſprach er zu den Bewohnern dieſer Hauptſtadt:

„Bürger von Wien, ich habe mich wenig unter Euch gezeigt, nicht aus Geringſchätzung oder eitelm Hochmuthe, ſondern ich wollte Euch in keinem der Gefühle beirren, das Ihr Euerm Fürſten ſchuldig ſeid. Indem ich Euch verlaſſe, nehmet als ein Geſchenk, das

Euch meine Achtung beweiſe, Euer Zeughaus, welches die Geſetze des Kriegs zu meinem Eigenthume gemacht haben, zurück. Bedient Euch deſſen ſtets zur Aufrechthaltung der Ordnung. Alle Uebel, die Ihr erduldet, ſchreibt ſie dem Unglücke zu, das von einem Kriege unzertrennlich iſt. Alle Schonung aber, die meine Armeen in Eurem Lande bewieſen haben, verdankt Ihr der Achtung, die Ihr Euch bei mir erworben habt."

An demſelben Tage erſchien noch eine zweite Proclamation, welche die Welt mit dem Wortbruche des Hofes von Neapel bekannt machte, welcher trotz eines zwei Monate vorher mit Frankreich abgeſchloſſenen Vertrags ſeine Häfen den Engländern und Ruſſen geöffnet hatte. Bourbonen, dieſe ewigen Feinde Frankreichs, warfen abermals die Maske ab. Hier nun ließ ſich die kaiſerliche Dictatur vernehmen, wie es einſt der Convent gethan. Dieſe durch ihre Energie ſo weltberühmt gewordene Proclamation lautet alſo:

„Aus dem kaiſerlichen Lager zu Schönbrunn den 26. December 1805.

„Soldaten!

„Seit zehn Jahren habe ich Alles gethan, den König von Neapel zu retten und er hat Alles gethan, ſich in's Verderben zu ſtürzen.

„Nach den Schlachten von Dego, Mondovi und Lodi konnte er mir nur einen ſchwachen Widerſtand entgegenſetzen. Ich vertraute dem Worte dieſes Fürſten, benahm mich edelmüthig gegen ihn.

„Als die zweite Coalition auf dem Schlachtfelde von Marengo geſprengt ward, blieb der König von Neapel, der dieſen ungerechten Krieg zuerſt begonnen und zu Luneville von ſeinen Verbündeten im

Stiche gelaſſen worden war, allein und ohne Vertheidigung. Er bat und ich verzieh ihm zum zweiten Male.

„Noch vor wenig Minuten ſtandet Ihr vor den Thoren von Neapel. Ich hatte vollgültige Gründe, den Vertragsbruch, auf den man ſann, zu argwohnen, und die Beleidigungen, die mir angethan worden waren, zu rächen. Abermals war ich edelmüthig; ich erkannte die Neutralität von Neapel an, befahl Euch, dieſes Königreich zu räumen, und zum dritten Male war das Haus Neapel gerettet und auf dem Throne befeſtigt.

„Sollen wir zum vierten Male verzeihen? Zum vierten Male dieſem Hof trauen? Nein, nein! Die Dynaſtie von Neapel hat aufgehört zu regieren! Ihr Daſein iſt mit der Ruhe von Europa und mit der Ehre meiner Krone unvereinbar.

„Soldaten, auf, ſtürzt die ſchwachen Bataillone dieſes Tyrannen des Meeres, wenn anders ſie Euch erwarten, in die Fluthen. Zeigt der Welt, wie wir den Vertragsbruch beſtrafen. Säumt nicht, mir kund zu thun, daß ganz Italien meinen Geſetzen, oder denen meiner Verbündeten unterworfen, daß das ſchönſte Land der Erde von dem Einfluſſe Englands befreit, daß die Heiligkeit der Verträge gerächt iſt, und daß die Manen meiner tapfern Soldaten, die, nachdem ſie den Gefahren des Schiffbruchs, der Wüſte und von hundert Schlachten entgangen waren, auf ihrer Rückkehr aus Egypten in den ſicilianiſchen Häfen ermordet wurden, endlich verſöhnt ſind.“

Napoleon reiſte auf der Rückkehr nach Paris durch München, wo er ſich einige Tage aufhielt, um der Vermählung des Prinzen Eugen mit einer Tochter des Königs von Baiern beizuwohnen. Er

ſchrieb aus dieſer Hauptſtadt an den Senat, um denſelben in Kenntniß zu ſetzen, daß ihm der Preßburger Friedenstractat bald vorgelegt werden würde.

„Ich wollte," hieß es in dem Schreiben, „Euch die Friedensbedingungen in einer feierlichen Sitzung in Perſon ankündigen, da ich aber mit dem Könige von Baiern die Vermählung ſeines Stiefſohnes des Prinzen Eugen mit der Prinzeſſin Auguſte beſchloſſen hatte, und zu München zu der Zeit anweſend war, wo die Vermählung gefeiert werden ſollte, ſo konnte ich mir die Freude nicht verſagen, das junge Brautpaar, von welchem beide Theile die Muſter ihres Geſchlechts ſind, ſelbſt zu vereinigen. Meine Ankunft in der Mitte meines Volkes wird daher um einige Tage verzögert werden. Dieſe Tage werden meinem Herzen lang vorkommen; aber nachdem ich mich unaufhörlich den Pflichten eines Soldaten gewidmet habe, finde ich eine liebevolle Erholung darin, mich mit den Pflichten eines Familienvaters zu beſchäftigen."

So ſchuf die Schlacht von Auſterlitz neue Königreiche und vermiſchte bürgerliches und fürſtliches Blut, und dies war der Anfang jenes Syſtems, wodurch Napoleon „Könige zu ſeinen Schildwachten und Throne zu ſeinen Grenzthürmen machte."

Während ſich der Kaiſer noch in Baiern aufhielt, trafen die großen Staatskörper und die Bevölkerung von Paris die außerordentlichſten Vorkehrungen, den Sieger von Auſterlitz würdig zu empfangen.

Das Tribunat machte den Anfang. Es beſchloß:

„Dem Helden, der durch ſeine Wunderthaten das Lob unmöglich gemacht, einen Beweis der Bewunde-

rung, der Liebe und Dankbarkeit zu geben, der so unsterblich bleibe, wie sein Ruhm."

Am ersten Januar 1806 wurden die vierundfunfzig Fahnen, die der Kaiser dem Senate geschenkt hatte, von dem Tribunate, im Gefolge der Behörden, der Militairmusik und eines Theils der Besatzung von Paris nach dem Luxembourg gebracht. Der Erzkanzler und alle Minister waren daselbst versammelt. Der Senat, in welchem der Großwahlherr den Vorsitz führte, bezeichnete den Empfang des ruhmreichen Geschenks, das seinen Palast schmücken sollte durch den im Namen des französischen Volks gefaßten Beschluß:

das ein Triumphdenkmal Napoleon dem Großen errichtet werde;

daß der Senat Seiner Majestät, dem Kaiser, entgegengehe, um ihm die Bewunderung, Liebe und Dankbarkeit des französischen Volkes als Huldigung darzubringen;

daß das aus Elchingen datirte Schreiben des Kaisers an den Senat in marmorne Tafeln eingegraben und diese im Sitzungssaale des Senats aufgestellt werden sollten;

daß man diesem Schreiben ferner eingrabe:

„Diese vierundfunfzig Fahnen sind dem Senate von dem Tribunate überbracht worden, Mittwochs, den ersten Januar 1806."

Auch die Kathedrale von Paris erhielt ihren Antheil von den in diesem glorreichen Feldzuge erbeuteten Fahnen. Die erzbischöfliche Geistlichkeit nahm diese Trophäen am Portal ihrer Kirche mit großem Pompe in Empfang, worauf sie an dem Bogengewölbe des Tempels aufgehangen wurden.

Also endete der neunte Feldzug Napoleon's, in welchem die dritte Coalition europäischer Mächte gegen Frankreich gesprengt ward. Keiner war glorreicher für den Ruhm des großen Feldherrn. In diesem neunten Feldzuge sah man wie durch einen Zauberschlag binnen sechzig Tagen hundertfunfzigtausend Franzosen von den Küsten des Kanals und aus der italienischen Halbinsel an die Quellen der Donau, in die Schluchten des Schwarzwaldes, und von da bis an die karpatischen Gebirge und die Quellen der Weichsel versetzt. In ihm erblickt man den Kaiser der Franzosen als Sieger über die zwei mächtigsten Beherrscher des Festlandes; in ihm endlich sieht man, wie der Kaiser Napoleon seinen Verbündeten Kronen, seinen Verwandten fürstliche Bräute, seinen Generälen ganze Staaten und seinem Frankreich Größe, Glanz und unsterblichen Ruhm verleiht.

Vierzehntes Kapitel.

Noch in keinem Frühlinge war wohl die Rosenblüthe von Armand sehnsüchtiger erwartet worden, als im schönen Monat Mai 1806. Es verging fast kein Tag, wo er nicht nach dem stillen Gärtchen hinabgegangen wäre, daß an seine Wohnung gränzte und nach den schwellenden Knospen gespäht hätte, die sich von Tag zu Tag mehr rötheten.

Von Florentinen, welche noch immer in der nächsten Umgebung der Kaiserin weilte, hatte er durch Junot's Vermittelung wohl einige Male Zuschriften erhalten, aber die Geliebte zu sehen und zu sprechen

war ihm, trotz aller Bemühungen, nicht gelungen. Wiewohl er nicht begriff, warum man ihm ein Zusammentreffen mit dem Fräulein von Nevers so augenscheinlich erschwerte, so lebte er gleichwohl der süßen Hoffnung, daß der Kaiser, dem Armand's Liebe nicht unbekannt war, ihm in Betreff einer dereinstigen Vereinigung mit Florentinen kein Hinderniß in den Weg legen werde.

Der Jüngling saß so eben wieder in der Laube des im reichen Schmucke des Frühlings prangenden Gartens, als die Gitterthür hastig aufgerissen ward und ein reichgeschmückter Offizier zwischen den blühenden Beeten daherkam.

Es war Junot, welcher Armand freudig in die Arme schloß.

„Auf, mein Freund," rief der General, „in den Gärten von Malmaison brechen die Rosen auf. Der Kaiser läßt Euch rufen."

Armand vernahm freudezitternd diese Botschaft. Er vermochte in der ersten freudigen Bestürzung kein Wort zu erwiedern.

„Aber wo ist denn der Herr Guiseppe und der Kanonier," fuhr der kaiserliche General-Adjutant fort, „mein Befehl lautet auf alle drei Maillebois." Armand schickte sofort Boten nach seinen zwei Brüdern, welche letztere nicht weit von ihm wohnten, und bald fanden sich auch der Seeoffizier und Nap wohlbehalten und en grand tenue ein. Sie waren beide guter Dinge, nur dem Armand klopfte das Herz etwas.

Es war ein wunderschöner Vormittag, der Himmel blau und sanft, die Lerchen jubelten über den grünen Fluren, als die Vier in einem flotten Zweigespann Paris verließen und auf der schönen Chauf-

see von Malmaison dahin fuhren. Schmucke Landmädchen, die mit üppigen Küchenkräutern und Blumenkörbchen des Weges daher kamen, nickten freundlich in den Wagen. Nap, der sich nicht wenig darauf zu Gute that, als gemeiner Kanonier mit einem so großen General in einem und demselben Wagen zu sitzen, grüßte freundlich herablassend; Guiseppe schien sich um die Grüße der Blumenmädchen weniger zu bekümmern.

Junot selbst war außerordentlich guter Laune. Er neckte sich mit Guiseppe, dem er den Vorwurf machte, daß er sein Herz in Deutschland bei einer schönen Wienerin gelassen und nun seine eignen Landsmänninnen vernachlässige.

Der Seeoffizier wollte das nicht zugeben, obschon er eingestand, daß ihm die deutschen Mädchen, namentlich wegen ihres natürlichen und treuherzigen Wesens, sehr gefallen hätten.

Nach einer heitern Fahrt von mehren Stunden tauchte das in ländlicher Stille gelegene Malmaison mit seinen uralten Linden und Ulmen in einiger Ferne empor. Schon vernahm man die Thurmuhr des Schlosses silbern daher klingen.

Der Generaladjutant des Kaisers, welcher über den Zweck der Fahrt ein tiefes Schweigen beobachtet hatte, befahl jetzt dem Kutscher, die Kastanienallee zur Linken einzulenken und durch den Schloßpark zu fahren.

Jetzt, nachdem man dem kaiserlichen Lustorte so nahe war, wo sich gewiß der Kaiser und die Kaiserin nebst andern hohen Staatsbeamten befanden, begann auch den beiden andern Brüdern und namentlich dem Kanonier, der die Kaiserin noch nie gesehen hatte, ein Wenig das Herz zu klopfen.

Der Wagen fuhr jetzt durch das Parkthor und hielt vor einem höchst geschmackvoll erbauten Gartenpavillon.

„Da sind wir," rief Junot, durch den geöffneten Schlag springend; „treten wir in den Pavillon, um uns vom Staube zu reinigen und unsre Toilette zu restauriren."

Das fanden die Brüder Maillebois gleichfalls höchst zweckmäßig.

„Nun, so kommt, meine Freunde," sprach der General, nachdem sie mit der Toilette zu Stande, und führte die Jünglinge durch die schattenreichen, duftenden und mit röthlichem Sande sauber bestreuten Gänge des Parks von Malmaison.

Die Brüder blickten sich von Zeit zu Zeit einander fragend und mit etwas schüchternen Blicken an; auch wagte keiner, sich zu erkundigen, wohin die Reise eigentlich gehe. Sie folgten schweigend ihrem hohen Führer.

Nach einer Wanderung von ungefähr zehn Minuten sprach Junot: „Nun werden wir bald Gesellschaft finden."

„Gesellschaft," frug jeder des Kleeblatts sich selbst, „was denn für Gesellschaft?"

Plötzlich wurden Stimmen durch die dichten Baumwände vernehmbar, die den Brüdern so wunderbar bekannt klangen. Freudig begann allen Dreien das Herz zu schlagen.

Jetzt bog der General mit seinen Begleitern um die Ecke der einen Baumwand. Welch' ein Anblick bot sich aber hier dar! Die drei Brüder glaubten ihren Augen nicht trauen zu dürfen und blieben die ersten Augenblicke wie angefesselt stehen. Sie glaubten zu träumen und schienen erst zu erwachen, als sie

mit einem allgemeinen Freudenrufe begrüßt wurden. Auf einem wunderschönen grünen Rasenteppich, der rings von blühenden Schneeballen, Jasmin und Flieder büschen eingezäunt war, befand sich eine festliche Gesellschaft von lauter lieben und theuern Bekannten, welche sammt und sonders den drei Ankömmlingen unter Jubelruf entgegen eilten.

Da war vorerst Herr Maillebois, Ziergärtner aus Merville, schönstes angethan mit der Nationalgardenuniform seiner Vaterstadt, ferner Madame Maillebois, welche die Freude, ihre Söhne wieder zu sehen, um zehn Jahr verjüngt hatte; sie glich einer hübschen Frau in den Zwanzigen, gleichfalls in funkelneuem Sonntagsstaate; ferner noch eine Menge alter guter Bekannter aus Merville; der Kaiser hatte drei Wagen voll herbeischaffen lassen; ferner Herr Morland, Sergeant im ersten Grenadierregimente der kaiserlichen Garde, wie sich von selbst versteht, ausgezeichnet fein gekleidet; sein Haarzopf war diesmal ein Meisterstück an Kunst und Genie. Morland war der Einzige, der sich von dem allgemeinen Jubel nicht mit hinreißen ließ, und nichts vornahm, wodurch seine Würde als alter Gardist im Geringsten hätte im falschen Lichte erscheinen können. Er schritt, als die Reihe an ihn kam, würdevoll auf die drei Brüder zu und umarmte einen nach dem andern mit Grandezza. Ferner fanden sich unter der fröhlichen Gesellschaft vor, der Doctor Bonorand, noch immer etwas gebräunt von der Sonne der Antillen, der erste Kammerdiener Constant, der brave General Rapp, der sich's vom Kaiser expreß ausgebeten, bei diesem Familienfeste zugegen sein zu dürfen, endlich noch mehre Kameraden von Armand.

Es dauerte circa eine kleine Stunde, bevor man

nur mit den allerunerläßlichsten Umarmungen zu Stande war. Lange hatte man wohl nicht so viel wahrhaft fröhliche Leute in dem schattenreichen Parke von Malmaison beisammen gesehen. Es war ein wahrhaft kleines Auferstehungsfest. Die guten Vettern, Tanten und Basen aus Merville konnten sich nicht satt sehen an den stattlichen Söhnen des Vaters Maillebois, die sie zum Theil noch in der Kinderkappe umherlaufen gesehen zu haben sich erinnerten.

„Siehest Du, Mütterchen," rief Rap mit inniger Freude, Madame Maillebois wiederholt umarmend, „ist es nicht gut, daß ich Kanonier geworden, na, nicht wahr?"

Rapp, Junot, Bonorand und Constant schauten lachenden Herzens in den fröhlichen Tumult, während ganz in der Nähe, aber ungesehen, hinter einer laubreichen Baumwand ein kleiner Mann in einem grauen Ueberrocke stand, und durch eine kleine Oeffnung in der Wand blickend, an der allgemeinen Freude sich höchlichst zu ergötzen schien. Lange weilte derselbe in seinem Versteck, bis er endlich auf einem Umwege nach dem Schlosse, von wo er gekommen, zurückkehrte.

Plötzlich erschien ein Kammerdiener, welcher dem General Junot ein paar Worte in's Ohr flüsterte. Dieser winkte Armand und geleitete ihn nach dem rechten Flügel des Schlosses, aus welchem eine Glasthüre nach dem Garten führte. Armand folgte unter nicht geringem Herzklopfen dem General, der die schöne Marmortreppe hinaufstieg und durch mehre prachtvolle Gemächer wandelte.

Auf dem ganzen Wege hatte Junot kein Wort gesprochen, als sich aber jetzt eine große Flügelthüre aufthat, flüsterte er Armand in's Ohr:

„Erschreckt nicht, jetzt bescheert der heilige Christ.“

Und dem war auch so. Wer vermöchte des Jünglings selige Ueberraschung zu schildern, nachdem er in den großen, herrlich geschmückten Saal getreten. Da saßen auf einer Ottomane die Kaiserin Josephine und neben ihr Florentine, in himmlischer Schönheit, geschmückt wie eine Braut. So wie die Kaiserin Armand erschaute, der mehr todt als lebendig in der Mitte des Saales stand, bis wohin ihn der General gebracht hatte, erhob sie sich, und Florentine zu ihm führend, legte sie die fieberhaft glühende Hand des reizenden Kindes in seine Rechte, indem sie mit ihrer sonoren sanften Stimme die Worte sprach:

„Edelsinn und Tapferkeit empfange hiermit den Lohn der treuen Liebe.“

Zugleich war auch der Kaiser durch eine Tapetenthür hereingetreten und überreichte Florentinen ein Papier mit den Worten:

„Der Thränen sind genug geflossen, gern biete ich die Hand der Versöhnung.“

Das Schreiben enthielt die Begnadigung von Florentinen's Oheim, des Grafen von Nevers, welcher von dem Kriegsgerichte war zum Tode verurtheilt worden.

Die Liebenden waren auf die Knie gesunken und hielten wie betend die Hände empor zu ihren kaiserlichen Wohlthätern. Sanft hob der Kaiser das selige Paar empor und mit demselben in den angrenzenden Saal tretend, wohin unterdeß die Gesellschaft aus dem Parke geführt worden war, sprach er:

„Fräulein Florentine von Nevers und der Gardecapitain Armand Maillebois empfehlen sich

den werthen Gästen von Malmaison als Verlobte," worauf er zu der Kaiserin zurückkehrte.

Jetzt begann die große Gratulationsscene, welche wieder einen ansehnlichen Zeitraum in Anspruch nahm. Als Bonorand gratulirte, sprach er: „Nun werde ich doch endlich Recht behalten, daß Ihr unter einem glücklichen Sterne geboren seid." Morland, dessen Gestalt beim Anblick Florentinen's um vieles länger wurde, murmelte ganz leis in den Bart: „Kreuzbombenbataillon, das ist ein feines Mädel, ein höchst feines Mädel." Die Verwandten und Bekannten aus Merville wagten kaum die kleine weiße Hand zu berühren, welche ihnen die schöne Braut mit liebevollem Lächeln darbot. Der alte Maillebois, in der Nationalgardeuniform von Merville, machte die ehrfurchtsvollsten Bücklinge vor seiner künftigen Schwiegertochter und Madame Maillebois die devotesten Knixe. Die anwesenden Kameraden Armand's, sowie der General Rapp und Freund Constant konnten sich nicht satt sehen an der herrlichen Erscheinung. Der Kanonier gestand Morland im Vertrauen, ein so schönes Mädchen noch nicht gesehen zu haben.

„Nun, wie gesagt," erwiederte dieser leise, „ich sage Dir, es ist etwas höchst Nobles."

Nachdem man mit den Gratulationen zu Ende, wanderte die Gesellschaft, auf Junot's Commando, nach dem in schönster Pracht des Frühlings stehenden Garten. Mehre Freundinnen Florentinen's, Verwandte von Junot und gleichfalls reizende Mädchen schlossen sich an.

In dem einen Theile des Gartens, wo rings umher Tausende von Centifolien im Aufbrechen begriffen waren, stand unter einem schönen türkischen Zelte ein

auserleſenes Frühſtück aufgetragen. Das Brautpaar erhielt, wie ſich verſtand, den Ehrenplatz zwiſchen Herrn und Madame Maillebois. Morland ſaß neben Guiſeppe und dem Kanonier und dem General Rapp gegenüber. Er prüfte mit Kennerblick die zahlreichen Etiketten der koſtbaren Weine, ſowie die Unzahl der auserwählten Gerichte aus der kaiſerlichen Küche, und raunte dem Guiſeppe in's Ohr: „Ich muß Euch geſtehen, ein höchſt nobles Frühſtück.“

Während des fröhlichen Dejeunüs erſchienen der Kaiſer und die Kaiſerin bei der glücklichen Geſellſchaft, ſprachen mit jedem der Anweſenden und kehrten erſt nach Verlauf einer halben Stunde nach dem Schloſſe zurück. Namentlich waren die Gäſte aus Merville ganz bezaubert von der huldvollen Herablaſſung der kaiſerlichen Majeſtäten.

Nach dem Frühſtück erging ſich die Geſellſchaft in den ſchattenreichen und blüthenvollen Gängen des Gartens von Malmaiſon. Die ſüßen Weine hatten die Herzen aufgeſchloſſen und einander näher gebracht. Die beengenden Bänder der Etikette löſten ſich allmälig. Armand wandelte mit verklärtem Antlitz am Arme der ſeligen Florentine. Er hätte mit keinem Könige der Erde getauſcht. Morland war von dem duftigen Muskateller aus dem kaiſerlichen Keller ziemlich warm geworden. Er hatte dem etwas ſchüchternen Kanonier ſchon zu wiederholten Malen gerathen, ein Herz zu faſſen und ſich umzuſehen unter den Töchtern des Landes; die beiden Couſinen von Junot wären höchſt noble Fräuleins, während er ſelbſt mit Beharrlichkeit und Feinheit Madame Maillebois die Cour machte. Er ſchien wirklich die Abſicht zu haben, ſeinem alten Zeltcame-

raden, dem Ziergärtner, trotz dem, daß dieser in der Merviller Nationalgardenuniform siegessicher einherschritt, für heute aus dem Sattel zu heben. Guiseppe erneuerte eine Schulbekanntschaft mit einer hübschen Cousine aus Merville. Bonorand ward von Constant in den herrlichen Gewächshäusern von Malmaison umhergeführt, während der alte Maillebois sich außerordentlich geehrt fühlte, mit dem tapfern General Rapp auf- und niederwandeln und über den egyptischen Feldzug vortrefflich discuriren zu können. Die Kameraden Armand's machten es sich zur angenehmen Pflicht, für die Unterhaltung der beiden Cousinen Junot's, so wie der ehrlichen Vettern und Muhmen aus Merville bestens zu sorgen, an welche sich endlich auch der Kanonier anschloß.

So war für sämmtliche Gäste zu Malmaison schönstens gesorgt. Zwei Stunden verflogen wie wenig Augenblicke. Da ließ Junot, der sich in der Rolle eines Maitre de Plaisir beim heutigen Feste außerordentlich gefiel und ihr alle Ehre machte, die Gesellschaft wieder zusammen rufen und that, nach eingeholter kaiserlicher Erlaubniß, den Vorschlag, nach seinem zwei Stündchen von Malmaison gelegenen Gute Montjoie zu fahren, das er vorigen Herbst gekauft, neuerdings habe restauriren lassen, und daselbst auf das Wohl des Brautpaars ein Glas Champagner zu trinken; er gebe nämlich viel auf das alte Sprichwort, wonach es großes Glück für ein neu eingerichtetes Haus bedeute, wenn dasselbe durch ein an demselben Tage verlobtes Brautpaar betreten werde.

Die Worte des Generals fanden allgemeinen Beifall und bald fuhr eine ganze Wagenburg hinüber nach Montjoie. Nach einstündiger, höchst amusan-

ter Fahrt durch eine lachende Gegend, traten das schloßähnliche Herrnhaus und die stattlichen Wirthschaftsgebäude von Montjoie, reizend am Abhange einer Hügelkette gelegen, hinter einem Kastanienwalde hervor und wurden von der Reisegesellschaft mit allgemeinem Jubel begrüßt.

Der erste Wagen, in welchem sich Armand und Florentine befanden, fuhr bei dem Portale des Herrnhauses vor, woselbst sie der alte Majordomus im Ornate empfing. Das Brautpaar betrat zuerst das stattliche Gebäude.

Nun machte sich's Junot zur angelegentlichsten Pflicht, seine Gäste mit der Räumlichkeit und der Einrichtung seiner schönen Besitzung bekannt zu machen. Alles befand sich im besten Zustande. Scheuer, Ställe, Keller und Böden waren gefüllt, so daß Morland unumwunden gestand, ein so wohl arrangirtes und höchst nobles Landgut sei ihm noch nicht vorgekommen.

„Aber, meine Freunde," begann Junot, nachdem die Gesellschaft Alles in Augenschein genommen, mit gerechter Bewunderung begrüßt und sich wieder in dem schönen Saale des Herrnhauses zusammen gefunden hatte, „noch nicht Alles haben Sie gesehen, auch eine historische Merkwürdigkeit birgt mein Landgut, welche ich der Gnade Seiner Majestät verdanke."

Er führte hierauf die erwartungsvollen Zuhörer nach dem schönen Parke. Man war nicht lange gegangen, als sich den erstaunten Blicken eine von uralten Ulmen umringte Rasenrotunde zeigte, wo auf einem granitnen Piedestal ein russischer Zwölfpfünder stand.

„Ein russisches Geschütz," erklärte nun Junot,

„erinnert an eine der schönsten und heldenkühnsten Waffenthaten des Feldzugs von Austerlitz. Es ist jenes russische Geschütz, welches der siebzehnjährige Napoleon Maillebois, kaiserlich-königlicher Kanonier im vierten Regiment erobert hat.“

„Der Tausend, Nap, Dein Püppchen,“ schmunzelte Morland, „wahrhaftig, das ist nobel vom Kaiser, daß er das nicht hat mit einschmelzen lassen.“

Jetzt gelangte der Kanonier zu hohen Ehren. Er ward der Gegenstand der allgemeinsten Bewunderung, seine außerordentliche Tapferkeit trat Allen wieder lebhaft vor Augen. Man vergaß selbst eine Zeit lang das Brautpaar.

„Und jetzt, meine Freunde,“ fuhr Junot fort, nachdem man den Zwölfpfünder von allen Seiten besehen und betastet hatte, „wollen wir auf der Plattform des Herrenhauses, von wo man eine schöne Aussicht über die Umgegend genießt, die versprochene Gesundheit auf die Brautleute trinken.“

Der General hatte wahr gesprochen; von der Plattform des Herrnhauses genoß man eine reizende Aussicht auf die ganze umliegende Gegend. Man konnte von hier das schöne Gut mit all' seinen Waldungen, Wiesen, Aeckern, Gärten, Teigen, Rebhügeln und dem dazu gehörigen freundlichen Dörfchen übersehen.

Die Sonne, welche sich bereits nach Abend neigte, ruhte mit Liebe über Berg und Thal und vergoldete rings die friedliche Landschaft. Da brachte Junot seinen Toast auf das Brautpaar aus, der Champagner perlte und die Gläser klangen unter Jubel aneinander.

„Und jetzt,“ fuhr der General fort, „hab' ich

noch eine Mittheilung den verehrten Gästen von Malmaiſon zu machen.“

Es entſtand eine tiefe Stille.

„Dieſes ſchöne Gut,“ ſprach Junot mit erhobener Stimme weiter, „das Sie hier vor ſich ſehen, hab' ich geſtern an Seine Majeſtät den Kaiſer und König, unſern verehrungswürdigen Monarchen, verkauft, und dieſer verſchenkt es kraft dieſer Urkunde, die ich hier in der Hand halte, und in dankbarer Erinnerung und Anerkenntniß für die dem Vaterlande geleiſteten Dienſte, dem Armand Maillebois, Capitain im zweiten Regiment der Grenadiergarde zu Pferde, und zwar unter der Bedingung, daß er die Hälfte des alljährlichen Ertrags an ſeine zwei Brüder, Guiſeppe und Napoleon, abtritt, ſo wie auch dem Nikodemus Morland, Sergeant im erſten Gardegrenadierregimente, eine jährliche Rente von ſechshundert Franken zahlt und ihm, für den Fall es dem Veteran bei der Armee nicht mehr gefällt, auf dem Gute ein anſtändiges und freundliches Obdach einräumt.“

Die Geſellſchaft ſammt und ſonders glaubte, als Junot geendet, ihren Ohren nicht zu trauen. Die drei Brüder und das Elternpaar Maillebois waren ſo überraſcht, daß ſie kaum einige unverſtändliche Laute zu ſtammeln vermochten. Nur Morland, den in der höchſten Gefahr wie im höchſten Glück nie die Faſſung verließ, ſprach die Worte:

„Das nenn' ich mir nobel!“

Noch ehe die Roſen abgeblüht in den Gärten von Malmaiſon, war fröhliche Hochzeit auf Montjoie.

Sämmtliche Gäste, welche bei der Verlobung des Gardecapitains Armand Maillebois mit Fräulein Florentine von Nevers zugegen gewesen, waren wieder geladen. Morland ließ sich's nicht nehmen, zur Verherrlichung des frohen Tages, ununterbrochen mit der russischen Kanone zu feuern, bei welchem Geschäft er von Guiseppe und Nap eifrigst unterstützt ward.

Als die Gäste beim glänzenden Hochzeitmahle versammelt saßen, erschien ein kaiserlicher Page von Malmaison und überbrachte reiche Geschenke Napoleon's und Josephinen's für Braut und Bräutigam.

Nie sah man ein fröhlicheres Hochzeitfest, die Lust dauerte bis tief in die Nacht, und nie ist wohl aus aufrichtigeren und glücklicheren Herzen gerufen worden das welterschütternde — „Vive l'empereur!"

Ende.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Ferdinand Stolle's

ausgewählte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Dreiundzwanzigster Band.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Ernst Keil.
1858.

Je länger je lieber.

Phantasiestücke und Erzählungen

von

Ferdinand Stolle.

Zweiter Band.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Ernst Keil.
1858.

Inhalt.

	Seite
Der Mensch denkt, Gott lenkt	7
Die Gastpredigt	29
Die Geisterbeschwörer	63
Der Dreikönigsabend. Phantasiestück	127
Genrebilder	137

Der Mensch denkt, Gott lenkt.

Erzählung.

Ja, es giebt Unglücksvögel auf der Welt, das ist eine ausgemachte Sache, die sich zu oft bestätigt hat, als daß sie noch einem Zweifel unterliegen sollte. Es giebt arme Teufel, die bei aller Thätigkeit, bei aller Geschicklichkeit von einem bösen Schicksal verfolgt werden, so daß sie es nie zu Etwas bringen können. Entweder kommen sie stets zu früh oder zu spät, oder es stellt sich irgend ein anderes Hinderniß ihrem Vorhaben in den Weg. Oft wenn sie das langersehnte Glück selbst mit beiden Händen schon erfaßt haben, kommt noch ein böser Genius und entreißt es hohnlachend den Armen; oft wenn sie schon auf der Schwelle zum Himmelreiche stehen, schlägt das schadenfrohe Mißgeschick die Thüre ihnen vor der Nase zu und lange, lange Zeiten vergehen, ehe sich ihnen nur wieder eine ähnliche günstige Gelegenheit zeigt.

Ein lebendes Beispiel von dem Gesagten bot der ehrsame Candidat der Theologie, Herr Elias Weithaas, welchem in Kurzem sein vierzigster Geburtstag bevorstand. Gott war sein Zeuge, daß der Gute Alles gethan hatte, was in seinen Kräften stand, um einmal dem Ziel und Hauptstreben seines Lebens, einer kleinen Pfarrstelle, mit Ehren vorzustehen. Man mochte seine Censuren durchsehen von der Schule

bis zur letzten Candidatenprüfung, er hatte stets wohl bestanden, hatte stets Lob eingeerntet ob seines ausdauernden Fleißes und seiner soliden Kenntnisse; aber was half ihm Alles, immer waren Glücklichere vorgezogen worden, und so war der Arme vertröstet worden bis in sein vierzigstes Jahr, das er nun bald betreten sollte.

Einem Candidaten der Theologie von vierzig Jahren kann auf dieser Erde wohl kaum am Wohlsten zu Muthe sein, zumal wenn er noch eine arme Mutter und einen kranken Bruder zu ernähren hat und sein Einkommen auf mühsames Stundengeben beschränkt ist. Bei dem armen Elias war dies der Fall. Von früh bis zum späten Abend sah man ihn im dürftigen Fracke die Gassen und Gäßchens des Städtchens Krautberg auf- und ablaufen, aus einer Familie in die andere, hier im Latein, dort im Piano, dort in irgend einer andern Elementarwissenschaft Unterricht ertheilend. Kam er dann spät des Abends als gehetztes Reh todtmüde nach Hause, so hatte er doch nie vergessen, als guter Sohn und Bruder seinem Mütterchen ein Weißbrötchen oder zur Fastenzeit ein paar Bretzeln mitzubringen, womit er bei den genügsamen Seinen allemal große Freude anrichtete. Dann streckte er sich behaglich auf das hartgepolsterte Sopha und schlürfte sein Glas Dünnbier mit einer Behaglichkeit, als wär' es eben Rebensaft. Der Zufriedene braucht so wenig, um glücklich zu sein, aber oft muß der Arme auch auf dies Wenige verzichten.

Es war bereits das siebenundzwanzigste Mal, daß Weithaas um ein vor Kurzem erledigtes dürftiges Pfarrstellchen im hohen Gebirge angehalten hatte. Er mußte zu diesem Zweck allemal persönlich nach der

Residenz, und dem Oberconsistorial-Präsidenten seine Aufwartung zu machen.

Großblumige Hoffnungen in der Brust und von den schönsten Träumen umgaukelt, machte sich unser Candidat auf den Weg.

„Mütterchen," hatte er beim Abschiede geschworen, „wenn ich die Stelle bekomme, sollst Du den Himmel auf Erden haben." Er beschrieb ihr dann die Einrichtung seiner kleinen Wirthschaft, wie sie ihr eigenes Stübchen bekommen sollte nach dem Garten hinaus, und alle Sonn- und Festtage müsse sie ihr Brätchen haben, anders thue er es gar nicht. Der Mensch ist so glücklich in seinen Träumen.

„Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut," erwiederte die fromme Alte auf das begeisterte Gemälde, das der gute Sohn vor ihr ausbreitete. „Gehe mit Gott, mein Sohn, nur seine Wege führen zum Heile."

Bald darauf sehen wir den Candidaten ruhig die Straße dahin schreiten. Der junge Morgenwind spielte in den Zweigen, die Sonne lachte so golden über dem grünen Walde, die Vögelein musicirten, und Elias war ganz gottvergnügt. Eine frohe Ahnung sagte ihm, daß er diesmal den so oft zurückgelegten Weg nicht vergebens mache. War nicht morgen sein vierzigster Geburtstag? Gewiß hatte es der liebe Gott in seiner Weisheit und Güte so eingerichtet, daß sein jahrelang gehegter Wunsch an seinem Geburtstage in Erfüllung gehen sollte. Ein himmlischeres Angebinde konnte sich der Gute auch nicht denken.

Aber der Mensch denkt und Gott lenkt, das ist seit Ewigkeit so gewesen und wird in Ewigkeit so bleiben. Als Weithaas nach zweitägigem Tagemarsche wohlbe-

halten beim Oberconsistorial-Präsidenten anlangte, ward ihm die Todesbotschaft, daß die Stelle bereits vergeben. Der glückliche Bräutigam der Nichte des Superintendenten, in dessen Ephorie die vacante Pfarrei gehörte, hatte sie erhalten.

Dahin waren nun zum siebenundzwanzigsten Male die schönsten Hoffnungen und süßen Träume. Dahin war das Stübchen und mit der Aussicht nach dem Garten, das Brätchen an Sonn- und Feiertagen. Nicht sich selbst bedauerte der arme Candidat, aber sein Mütterchen, die ja mit ihm leiden und darben mußte in ihren alten Tagen.

Das war ein recht trüber Geburtstag für unsern Elias. Er zählte seine paar Groschen, sie reichten kaum zur Rückreise. Eine kleine Summe, die er schon seit langen Jahren in der Hauptstadt außenstehen hatte und die er diesmal einzutreiben sich die gewisse Hoffnung gemacht hatte, konnte er aus dem einfachen Grunde nicht erhalten, weil sein Schuldner bereits seit längerer Zeit verdorben und gestorben. Dies war ein neuer harter Schlag für den Armen. Nicht für seinen Nutzen hatte er das Sümmchen zu verwenden gehofft. Aber sein Mütterchen brauchte recht nothwendig ein neues kattunenes Sonntagskleidchen. In dem zeitherigen war sie nun bereits seit funfzehn Jahren gelaufen. Es war ganz verwaschen und verschossen, so daß es für die Kirche wirklich nicht mehr gehen wollte. Auch der Einkauf eines hübschen Halstuchs für den Bruder war sein stiller Plan gewesen.

Nun war durch den Tod des insolventen Schuldners auch die Hoffnung zu Wasser geworden.

Elias war so menschenfreundlichen Herzens, daß

er dem Verstorbenen nicht zürnte, sondern ihn bedauerte.

„Der arme Mann," dachte er bei sich, „er ist gewiß noch unglücklicher gewesen als Du, er ist in Kummer und Elend gestorben. Möge es ihm dafür dort oben recht wohl ergehen."

Während unser vierzigjähriger Candidat also voller Milde und Barmherzigkeit richtete über einen Unglücklichen, saß er, ganz ermüdet von dem Herumrennen, in der weitläufigen Hauptstadt und gebeugten Hauptes bei einem halben Glase Braunbier in einer dem Thore zunächst gelegenen armseligen Schenkwirthschaft.

Er rechnete hin und her, ob es denn keine Möglichkeit sei, von den wenigen Groschen etwas zu erübrigen, um seiner armen Mutter eine Freude zu machen. Es war ihm recht schmerzlich, mit untergegangenen Hoffnungen und leeren Händen zugleich nach Hause zurückzukehren.

Aber Elias mochte calculiren und reduciren, so viel er wollte, seine Baarschaft reichte, wie gesagt, kaum, die Heimath zu erreichen. Sie war zwei gute Tagereisen entfernt und schon war es hoher Nachmittag, also mußte er nothwendig unterwegs zwei Mal über Nacht bleiben. Er wäre mit seiner Kasse nicht so ganz schlecht bestellt gewesen, aber ein neues, völlig ungeahntes Mißgeschick hatte sie erschöpft. Er mußte nämlich, um nur als Candidat beim Präsidenten angemeldet zu werden, zum Besten einer wohlthätigen Sammlung acht Groschen gut Geld erlegen, eine Abgabe, die früher nie bestanden und von welcher er kein Sterbenswörtchen gewußt hatte. So verblieben ihm nur noch ein Zwanzigkreuzer, ein preußischer

Silbergroſchen und zwei Vierpfenniger, alſo in Summa mit Agio ſieben Groſchen gut Geld.

„Wenn Du auch,“ fuhr er in ſeiner Berechnung fort, „auf beide Mittagsmahlzeiten heute und morgen verzichteſt, ſo kannſt du doch nicht unter freiem Himmel die Nacht bleiben; wie leicht könnte ein Landgensd'arm erſcheinen, und als Vagabund behandelt zu werden, würde einem ehrſamen Candidaten der Theologie bei all ſeiner Unſchuld in ein übles Licht ſtellen, und ein paar Brötchen verſchlingſt du doch während der zwei Tage und einige Schluck Bier ſind unentbehrlich, um Kräfte für die Wanderung zu erhalten. Du biſt einmal ein verwöhnter Menſch. Hätteſt dir von Jugend auf mehr Enthaltſamkeit aneignen ſollen.“

Von den ſieben Groſchen gut Geld verblieben dem Candidaten nach möglichſter Einſchränkung funfzehn Pfennige. Hiermit ließen ſich allerdings keine großen Einkäufe für die geliebten Seinigen bewerkſtelligen.

Während Elias dies bedenkend am Fenſter der Gaſtſtube ſtand und ſchwermuthvoll nach der Straße hinausſchaute, ſtieg plötzlich ein großer kühner Gedanke in ſeiner betrübten Seele auf. Schräg über vom Wirthshauſe nämlich, in welches der Candidat eingetreten war, hatte ein Kleidertrödler ſeinen Kramladen aufgeſchlagen. Da hingen der abgetragenen Kleidungsſtücke in Unzahl: Beinkleider, Röcke, Fracks, Gilets zu allen Größen und Farben.

„Wie wär's,“ dachte Elias, von Kindes- und Bruderliebe erfüllt, „da du deinen Frack nun für geraume Zeit nicht mehr unumgänglich nöthig haſt, indem ſobald eine Vacanz nicht wieder eintreten wird, wenn du den ohnedies abgetragenen Alten hier ver-

kaufteſt und ein wohlfeileres Kleidungsſtück dafür an dich brächteſt? Für den Ueberſchuß könnteſt du dann deines Herzens Wunſch befriedigen und der Mutter Kattun zu einem Röckchen erhandeln.“ Die Blicke des guten Sohnes ſuchten daher in dem Kleider-Bazar nach ſo einem wohlfeilern Stück.

Plötzlich that Elias einen Freudenſprung in die Luft. Richtig, da hing an der Ecke ein allerliebſtes Nankingjäckchen. Das konnte ein Königreich nicht koſten. Da war ſein ehrwürdiger langſchößiger Frack ein Krönungsmantel dagegen. Da mußte er eine reſpectable Summe herausbekommen.

„Zu einem neuen Fracke wird der liebe Gott auch wieder helfen,“ tröſtete er ſich, „ich bekomme vom nächſten Monat vier neue Clavierſtunden beim Tuchmacher Engelmann; da kann ich das Tuch abklavieren und Engelmann hat ſtets als Chriſt an mir gehandelt.“

Elias war ſchon im Begriff, ſein halb Glas Braunbier zu berichtigen und auf den Kleiderhandel und Kattuneinkauf zu gehen, als ein neues Bedenken in ihm aufſtieg.

„Aber als ehrſamer Candidat der Theologie,“ frug er ſich, „kannſt du doch unmöglich ſo durch die weite Welt reiſen? Wenn dir nun Kirchenlicht zufällig begegnet und den dereinſtigen Herrn Confrater im chineſiſchen Nankingjäckchen einherſtolziren ſieht, muß er nicht in gerechte Beſorgniß gerathen, daß es mit meiner Wenigkeit rapple?“

Das war ein höchſt fataler Fall, der ihm da in den Sinn gekommen.

„Armes Mütterchen,“ ſprach der gute Sohn, „alſo ſoll aus dem neuen Sonntagsröckchen wirklich nichts werden. Auf das Stübchen mit der herrlichen Aus-

ſicht nach dem Garten mußt Du verzichten; auch das Brätchen an Sonn- und Feſttagen iſt Dir in den Brunnen gefallen. O, jetzt fühle ich wahrhaft, was bittere Armuth zu bedeuten.“

Er lief verzweiflungsvoll die an Gäſten leere Schenkſtube wiederholt auf und ab.

„Was da,“ rief er endlich, und bekam wieder frohen Muth, „ich riskire es und verkeile den Frack. Ich brauche ja nicht auf der Heerſtraße zu bleiben, wo mir die mediſante Menſchheit aller Augenblicke in den Weg läuft; ich bin ja bekannt ringsumher, ich ſchneide mitten durch, über Berg und Thal, durch Wald und Flur, der Chauſſee ſo fern als möglich. Ja, es bleibt beim Nankingjäckchen!“

Eiligſt legte er die vier Pfennige für das Bier auf den Tiſch und war nach wenigen Sekunden mit dem Kleidertröbler im Handel verwickelt.

Hier ſank ihm aber anfangs der Muth gewaltig. Er glaubte ſeinen Ohren nicht zu trauen. Der Kaufmann wollte nämlich noch acht Groſchen heraushaben, wenn er ſein Jäckchen gegen den Candidatenfrack herausgebe.

Das hatte der arme Elias freilich nicht erwartet, daß ſein ihm ſo theuer ehrwürdiger Frack nicht einmal einer dürftigen Nankingjacke die Waage halten ſollte.

„Aber betrachten Sie auch die Naht,“ fuhr der Tröbler in ſeinem gewohnten anpreiſenden Tone fort, „und das Zeug, ſolches giebt's heutzutage gar nicht mehr, Leder iſt nichts dagegen, und wie wäſcht ſich's! Ich büße mein eigenes Geld bei dem Handel ein.“ Zugleich maß er den Frack des Candidaten mit einem Blicke, der ſeine innerſte Empörung ob des altmodiſchen

Schnittes und des groben abgetragenen Tuchs hinlänglich aussprach.

„Sehen Sie, das sind Fracks," sprach er weiter, indem er auf mehrere an der Wand hängende Exemplare zeigte, „dagegen muß sich Ihr Langschooß aus dem siebenjährigen Kriege verstecken. Wie gesagt, mein baares Geld setze ich zu, wenn ich mich mit acht Groschen begnüge; wären Sie einigermaßen von christlicher Gesinnung beseelt, würden Sie mir eine solche Anmuthung gar nicht stellen und freiwillig noch vier Groschen zulegen.

Jetzt ward es dem Candidaten zu arg. Der jüdische Trödler zog sogar seine christliche Gesinnung in Zweifel, bei ihm, einem so gottesfürchtigen Candidaten der Gottesgelehrsamkeit! Das war nicht zu ertragen. Halb Zorn, halb Wehmuth im Herzen wollte Elias, ohne ein Wort zu erwiedern, davon.

„So warten Sie doch," rief ihm der Trödler nach, „ein Gebot giebt das andere, Thal und Berg kommen zusammen, warum wir nicht."

„Nimmermehr!" antwortete Elias, „aus unserm Handel kann auf dieser Welt nichts werden."

„So kommen Sie nur einen Augenblick zurück," fuhr der Trödler drängend fort, „Sie wären der Erste nicht, mit dem ich nicht noch Handelseins geworden wäre."

Unschlüssig zögerte Elias. Endlich ließ er sich bewegen, nochmals umzukehren.

„Nun," begann der Trödler den Handel von Neuem, „ich will an Ihnen mein Möglichstes thun, obschon ich nicht weiß, wie ich es bei meiner Frau verantworten will. Unter der Bedingung, daß Sie gegen Jedermann reinen Mund halten, sollen Sie mir nur vier Groschen herausgeben nächst dem Fracke,

dann will ich das herrliche Jäckchen, so weh mir's thut, verschmerzen."

Der Candidat ergriff bei diesem Vorschlag von Neuem die Flucht und kam auf des Trödlers Bitten nochmals zurück.

„Sie sind auch schrecklich kurz angebunden," sprach letzterer. „Unter der Bedingung, daß Sie mich künftig wieder in Nahrung setzen, sollen Sie mir diesmal nichts herausgeben."

Elias konnte sich noch immer nicht zum Handel entschließen.

„Nun," rief der Trödler im verstellten Tone des höchsten Erstaunens, „Sie wollen doch nicht etwa noch heraushaben?"

„Allerdings," gestand der Candidat stockend, der durch die Aechtung, die der Handelsmann über seinen Frack ausgesprochen, an diesem selbst ganz irre geworden.

„Nun, das ist spaßhaft," fuhr der Händler ironisch fort, „was verlangen Sie denn?"

„Unter einen Thaler," sprach leise Elias, „kann ich den Frack gegen das Jäckchen nicht abtreten."

„Was, einen Thaler?!" schrie hier der Trödler mit einer Stentorstimme, daß der Candidat erschrak und ihn bat, nicht so außerordentlich zu schreien.

Da half aber kein Bitten und Zureden. Der Händler that unermeßlich aufgebracht über solches Verlangen. Doch damit wir diese Angelegenheit nicht zu weit ausspinnen, das Ende vom Liede war das Gewöhnliche. Durch beiderseitiges Nachgeben ward man endlich dennoch Handelseins. Elias erhielt für seinen Frack das Nankingjäckchen und sechzehn Groschen schlecht Geld, obschon der Trödler fortwährend

ſchwur und betheuerte, daß er gewiſſenlos an Weib und Kindern handle.

Der Candidat ward nun metamorphoſirt. Das gelbe Nankingjäckchen ſtand ihm ziemlich poſſirlich zu ſeinen ſchwarzen Beinkleidern und ſchwarzer Weſte. Allein da es gerade Sommer war, fiel die ſonderbare Tracht nicht weiter auf. In dem benachbarten Ausſchnittladen begann Elias nun einen neuen Handel, kaufte für vierzehn und einen halben Groſchen Kattun, allerdings nicht den feinſten, und für drei Groſchen ein Halstuch für den Bruder.

Himmelſelig wanderte er nach dieſen für ihn ſo wichtigen Geſchäften zum Thore hinaus. Er konnte ſich's zwar nicht verhehlen, daß ihn der Verluſt ſeines ſoliden Fracks etwas ſchmerzte, das Jäckchen war auch gar zu luftig, und daß er ſo wenig auf ſeinen Schwarzen herausbekommen; wenn er aber des Kattuns gedachte, des Halstuchs und der Freude, die er damit anrichten werde, ſo verſchwand jede wehmüthige Empfindung, denn der Himmel einer rührenden kindlichen Liebe mit all' ſeinem Segen ruhte in ſeiner Bruſt.

Jetzt ging die Reiſe leichten Schritts auf Feldwegen zwiſchen wogenden Kornfeldern hindurch, von Dorf zu Dorf, immer in der Richtung nach ſeiner Heimath. Der Abend war ſchon hereingebrochen, als er ein armſeliges Dörfchen erreichte, wo er zu übernachten beſchloß. Jetzt fühlte er recht den Mangel ſeines Fracks, denn mit einem ſolchen hätte er als frommer Candidat vielleicht bei dem Ortsgeiſtlichen Abendimbiß und Nachtherberge gefunden; in ſeinem dermaligen Coſtüm wagte er aber nicht ſeine Aufwartung zu machen.

Am folgenden Tage kam ihm die Gegend, wo

an den Rainen häufig wilde Himbeeren wuchsen, recht zu Statten. Er lebte fast den ganzen Tag von nichts als solchen Beeren, welche ihm nebst einem Stück trocknem Brote herrlich mundeten, und konnte dem lieben Gott nicht genug danken, daß er eine solche herrliche Frucht erschaffen habe zum Nutzen und Frommen der Wanderer, die in den Wirthshäusern nicht viel aufgehen lassen konnten, wie dies bei ihm der Fall war.

Gegen Mittag des zweiten Tages stach die Sonne gewaltig auf ihn herab. Vergebens sah er sich weit und breit nach einem schattigen Plätzchen um. Nirgends war ein solches zu erblicken; nur in der Ferne winkte ein Dorf. Keuchend und halb verschmachtet erreichte er endlich dasselbe. Er frug nach der Schenke, es gab keine im Orte. Er bat in einigen Bauernhäusern um einen Trunk Wasser. Man wies ihm hartherzig die Thür. Endlich in einem der letzten ward seine Bitte erfüllt. Er bekam für sechs Pfennige auch ein schön Stück Brot und ein wenig Butter. Hier denn lagerte sich Elias unter einem weitschattenden Nußbaum in's weiche Gras und verzehrte sein frugales Mittagsbrot. Gastlich blickte das stattliche Pfarrhaus zwischen hohen Ulmen zu ihm herüber.

„Ja, wer einen Frack hätte," sprach Elias, „der könnte vielleicht dort drüben an stattlicher Tafel sitzen in gelahrtem Gespräch mit dem Herrn Pfarrer." Ein Seufzer entstahl sich seiner Brust, der Arme hatte nun seit fünf Tagen fast von nichts als trocknem Brote gelebt. Da fiel aber sein Blick auf das Päckchen Kattun, und alles Leid war vergessen, denn er gedachte der Freude, die er seiner alten Mutter und seinem kranken Bruder bereiten würde.

Elias beschloß während seiner Mittagsmahlzeit, von nun an kein Nachtquartier weiter zu machen, sondern in einer Strecke fortzuwandern bis zu seinem Wohnorte, welcher nicht mehr zu weit entfernt war.

Nachdem er sich gelabt, gestärkt und ausgeruht hatte, setzte er wohlgemuth seine Wanderung fort. Wieder begann die Sonne zu stechen, als ihn bald ein schattiger Wald aufnahm. Wer war froher als unser Elias, denn hier gab's Erd- und Heidelbeeren in Masse. Er zog den Rest seiner Mittagsmahlzeit aus der Tasche, welcher aus einem Stück schwarzen Brotes bestand, lagerte sich unter den hohen Bäumen und begann unter den Abendliedern der Waldvögel zu vespern.

Immer länger wurden die Abendschatten, immer tiefer dunkelte der Wald. Elias schritt die einsame Haide dahin, der Richtung seiner Heimath nach. Obschon er sich vor Räubern weiter nicht zu fürchten hatte, wer hätte sich auch wollen an ihm bereichern, so war er doch nicht ohne Bangen für seinen Kattun und das gekaufte Halstuch, welche beide Gegenstände für ihn Kleinodien von unschätzbarem Werthe waren. Doch auf Gott vertrauend wandelte er weiter.

Allmälig ward es aber immer finstrer und unserem Elias, um nicht in der Irre herumzulaufen, blieb nichts übrig, als Halt zu machen und unter einem alten Nußbaume auf weichem Moose sein Nachtquartier aufzuschlagen.

Von dem beschwerlichen Tagemarsche ziemlich ermüdet, fiel Elias bald in einen gesunden festen Schlaf. Liebliche Traumbilder umgaukelten den Entschlummerten. Er hatte lange nicht so süß geträumt wie dieses Mal. Seine Mutter erschien heiter lächelnd im prächtigen Sonntagsstaate, auch seinen Bruder erschaute

er so froh und lebenslustig, wie er ihn nie im Leben gesehen.

Plötzlich aber tönte in die rosige Traumwelt ein gellender Ton aus der irdischen Welt. Ein langgehaltenes Pfeifen scholl durch den Wald. Elias fuhr erschreckt aus dem Schlafe empor. Bereits graute der Morgen.

Nachdem Elias vollkommen munter geworden war, vernahm er durch die stille Morgenluft die Schritte von mehreren Personen und das ergreifende Wehklagen einer Frauenstimme. Aengstlich barg sich der Candidat hinter dichtes Gesträuch und erwartete klopfenden Herzens und mit zurückgehaltenem Athem der Dinge, die da kommen sollten.

Die Schritte kamen immer näher, das Wehklagen ward immer vernehmbarer und mit emporgesträubten Haaren bemerkte Elias durch eine kleine Oeffnung in dem Gesträuch, wie zwei wild aussehende Männer ein händeringendes junges Frauenzimmer, das vergebens bat und flehte, an einen Baum banden.

Kaum war dies geschehen und die Gefangene dermaßen mit Stricken befestigt, daß sie sich nicht rühren konnte, und ihr Mund mit einem Tuche verbunden, um das Hülfeschreien zu verhindern, als sich die Männer eilends wieder entfernten, so daß von ihren Schritten bald nichts mehr zu vernehmen war.

Vergebens mühte sich die Gefesselte, ihrer Banden ledig zu werden, wobei sie ihren schrecklichen Zustand nur durch leises Wimmern zu verrathen vermochte.

Elias in seinem Versteck schaute dieser erschütternden Scene eine geraume Zeit zu. Noch immer wußte er nicht, ob er wache oder träume. Ein solch außerordentliches Abenteuer war dem friedsamen Candida-

ten der Theologie in seiner Praxis noch nicht vorgekommen. Alle Räubergeschichten, die er in seiner Jugend mit großer Begier gelesen, sie aber später für Fabeln erkannt hatte, traten wieder vor seine aufgeregte Phantasie. Stand vielleicht über den Sternen geschrieben, daß er der Ritter und Retter dieser Genoveva werden sollte? Er lauschte lange und gerieth in einen großen Streit mit sich. Sollte er in seinem Versteck ausharren und den Verlauf der Schauerthat ruhig mit abwarten, denn die finstern Gesellen hatten es unfehlbar auf das Leben des jungen Frauenzimmers abgesehen, oder sollte er sich so leise als möglich aus dem Staube machen und den gefährlichen Schauplatz verlassen, oder sollte er endlich wie ein Recke der Vorwelt hervorstürzen und mit Gefahr seines Lebens die hilflose Gefangene befreien?

Er wählte lange, bis endlich das herzzerreißende Gewimmer der jungen Dame sein Innerstes erschütterte und seinen Muth stählte. Er lauschte noch eine geraume Zeit, ob die Räuber nicht etwa wieder nahten, dann kroch er in seiner Nankingjacke hinter dem Gesträuch hervor, ergriff sein Taschenmesser, durchschnitt die Banden, womit die Gefangene gefesselt war, band ihr das Tuch ab, welches ihr den Mund verdeckte und ergriff mit ihr die Flucht. Elias konnte sich in der Folge selbst nicht genug wundern, wie er mit einem Male zu so großer Geistesgegenwart und solchem Heldenmuthe gelangt sei.

Die Befreite folgte auch ihrem Retter ohne Zögern und bald hatten die Beiden das Ende des Waldes erreicht. Von hier war das Städtchen Krautberg, der Wohnort des Candidaten, keine zwei Stunden mehr entfernt.

Jetzt erst, nachdem die Flüchtlinge sich nicht ver-

folgt sahen und in einiger Entfernung ein Dorf erblickten, athmeten sie etwas freier und Elias gewann Muße, seine befreite Prinzessin etwas genauer in Augenschein zu nehmen. Es war ein wunderschönes Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren in nobelster Reisekleidung. Von ihr aber erfuhr Elias ungefähr Folgendes: Sie sei die Tochter eines Landedelmanns, der mehrere Güter in der Umgegend besitze und habe wollen mit ihrer Gesellschafterin nach der Residenz fahren, woselbst sich ihre Eltern bereits seit einigen Tagen befänden, um daselbst einem Familienfeste beizuwohnen. Drei Räuber hätten sich ihrer mitten im Walde, durch welchen die Straße führe, bemächtigt, den Kutscher vom Bocke gestürzt und sie und die Gesellschafterin tiefer in's Gebüsch geschleppt, wahrscheinlich, um sie daselbst zu ermorden. Da habe der Himmel ihr in der Person des Candidaten einen Retter gesandt.

Elias gerieth nun in nicht geringe Verlegenheit, was er mit dem verlassenen Fräulein beginnen solle. Er hatte sich in einem ähnlichen Falle noch nie befunden, und je weiter sich die Beiden von dem Orte der Gefahr entfernten, desto größere Schüchternheit bemächtigte sich des Candidaten, in welchem seine alte Blödigkeit, dem schönen Geschlechte gegenüber, erwachte.

Während er noch mit sich berathschlagte, ob er das Fräulein im wohllöblichen Amte oder bei der städtischen Polizeibehörde zu weiterer Verfügung abliefern sollte, blieb er plötzlich wie vom Donner gerührt stehen. Aengstlich blickte die Gerettete, welche den Namen Angelika führte, zu ihm auf und wurde auf's Tiefste bewegt, als sie die hellen Thränen über die Wangen des Candidaten rollen sah. Der Arme,

er hatte bei seinem hochherzigen Rettungswerke sein Päckchen Kattun und auch das Tüchlein für den Bruder verloren, welches sorgfältig in das Zeug eingeschlagen war. Dahin waren nun mit einem Male all die schweren Opfer, welche er der kindlichen und brüderlichen Liebe gebracht hatte. Vergebens war der stattliche Frack für das dürftige Nankingjäckchen dahingegeben worden. Vergebens hatte er gehungert, gedürstet, gefroren und vergebens war er im vagabondenähnlichen Costüme durch's Land gepilgert.

Im Anfang wollte er Rechtsumkehrt machen und es koste, was es wolle, sein Päckchen wieder erobern; aber bei näherm Ueberlegen, was sollte dann aus dem Fräulein werden, die er aller Hülfe baar und ledig zurücklassen mußte?

Aber auch Angelika rang plötzlich die Hände und blickte nach dem Walde zurück, den sie vor Kurzem verlassen hatten, denn sie gedachte ihrer Freundin, die in Räubers Hand zurückgeblieben war.

Die Beiden machten einige Sekunden Halt. Keins wußte, weshalb das Andere so in Verzweiflung gerieth, als plötzlich das Gefühl der eigenen Rettung alle andere Gedanken verdrängte und sie zur eiligsten Weiterflucht antrieb; denn aus der Tiefe des Waldes ward wieder das gefährliche Pfeifen vernommen.

Nachdem man wieder eiligen Schritts eine geraume Strecke zurückgelegt hatte, wagte Angelika schüchtern sich nach der heftigen Bewegung ihres Retters zu erkundigen.

Dem Elias fiel das Herz vor die Füße. Er gedachte wieder des verlorenen Kattunpäckchens und des Tuchs und seines armen Mütterchens und des kranken Bruders. Die Thränen waren ihm nahe und so erzählte er offen und treuherzig so ziemlich seinen gan-

zen Lebenslauf, seine kümmerlichen Verhältnisse, seine siebenundzwanzigste Bewerbung um ein Pfarrstellchen, seinen Frackumtausch und sein trauriges Geschick in Betreff des verlorenen Kattuns. Es that dem Armen ordentlich wohl, sein Herz einmal recht ausschütten zu können; aber während der Mittheilung seines trüben Geschicks und seiner Leiden bemerkte er nicht, wie sich Angelika wiederholt die Thränen trocknete, die ihr unwillkürlich bei der Mittheilung des Candidaten hervortraten.

Elias gelangte endlich mit seiner Geretteten noch in früher Tagesstunde wohlbehalten in Krautberg an, wo er sie unmittelbar nach der Wohnung des ihm befreundeten Pfarrers führte und woselbst sie die wohlwollendste Aufnahme fand. Zugleich machte er von dem Raubanfalle bei der städtischen Behörde Anzeige. Die Nachricht davon verbreitete sich alsbald durch das ganze Städtchen, und halb Krautberg, auf die abenteuerlichste Art bewaffnet, setzte sich alsbald, Gerichtspersonen an der Spitze, nach dem Walde in Bewegung, wo die Räuber den herrschaftlichen Wagen angefallen hatten. Auch schickte Angelika einen Expressen an ihre Eltern nach der Residenz.

Der vereinten Anstrengung der braven Krautberger gelang es auch, nicht sowohl die Gesellschafterin Angelika's zu befreien, welche gleichfalls an einen Baum gebunden war, sondern auch der Raubgesellen habhaft zu werden, die bei dem Anfalle keinen andern Zweck gehabt hatten, als durch Schrecken, Drohungen und Martern aller Art die beiden hilflosen Mädchen zu dem Geständnisse zu bringen, an welchem Orte Angelika's reicher Vater seine Gelder und Staatspapiere verborgen habe. Man wollte sodann auf dem Gute einbrechen, wo man einen großen Raub zu voll-

bringen hoffte, da man erfahren, daß Angelika's Vater noch vor wenig Tagen eine Summe von mehr als funfzehntausend Thalern eingenommen, die sich noch auf dem Gute befinde. Glücklicherweise ward aber das Vorhaben der Bösewichter durch ihre urplötzliche Gefangennahme zu nichte gemacht.

Bereits am andern Tage langte Angelika's Vater mit Courierpferden in Krautberg an und umarmte unter Freudenthränen erst seine Tochter, dann Elias, welcher mit einem Male Held des Tages geworden war. Kaum aber hatte er von der traurigen Lage des armen Candidaten und seiner Familie Nachricht erhalten, als er sich auf das Edelmüthigste derselben annahm.

Es waren kaum vier Wochen in's Land gegangen, so ward der schönste Erdenwunsch unseres Elias erfüllt Er erhielt ganz in der Nähe von Lindenthal, so hieß das reizend gelegene Gut, wo Angelika's Familie wohnte, eine einträgliche Pfarrstelle. Schon mit herannahendem Herbste, alle Aeste beugten sich vom Segen Gottes tief zur Erde, gab's fröhlichen Einzug von Elias und den Seinen in das neue Elisium. Das Mütterchen erhielt ihr Stübchen mit der Aussicht nach dem Gärtchen und ihr Brätchen alle Sonn- und Festtage, wie sich's der fromme Sohn geträumt in seinen hoffnungsvollsten Stunden. Angelika und ihre aus Räuberhand gerettete Freundin, so wie die gesammte gutsherrliche Familie zu Lindenthal, machten sich's zur angelgentlichsten Pflicht, die Mutter des frommen Pfarrers auf das Sorgsamste zu pflegen. Auch der kranke Bruder genaß in den jetzigen glücklichern Verhältnissen allmälig von seinem Brustleiden und fand als Gärtner in dem schönen Garten zu Lindenthal eine passende Anstellung; Elias

aber konnte allsonntäglich in herzerhebenden Predigten dem himmlischen Vater nicht genug danken für die Gnade, so er erzeigt ihm und den geliebten Seinen. Der neue Pfarrer war bald der beliebteste Kanzelredner in der ganzen Umgegend und wenn er Kirche hielt, konnte in den heiligen Räumen fast kein Apfel zur Erde.

Das Nankingjäckchen blieb aber in der Familie des Pfarrers, der trotz seiner Schüchternheit gegen die Schönen binnen Jahr und Tag ein herzliebes Weibchen heimführte, das größte Heiligthum. Es lag wohlverwahrt neben dem Päckchen Kattun, das sich im Walde wiedergefunden hatte, und beides erinnerte den Elias und die Seinen an die wunderbare Fügung und Gnade Gottes. Darum hielt auch alljährlich, wenn der Tag der Rettung wiederkehrte, der glückliche Pfarrer eine begeisterte Predigt über das alte und wahre Sprichwort: „Der Mensch denkt, Gott lenkt!“

Die Gastpredigt.

Erzählung.

aber konnte allsonntäglich in herzerhebenden Predigten dem himmlischen Vater nicht genug danken für die Gnade, so er erzeigt ihm und den geliebten Seinen. Der neue Pfarrer war bald der beliebteste Kanzelredner in der ganzen Umgegend und wenn er Kirche hielt, konnte in den heiligen Räumen fast kein Apfel zur Erde.

Das Nankingjäckchen blieb aber in der Familie des Pfarrers, der trotz seiner Schüchternheit gegen die Schönen binnen Jahr und Tag ein herzliebes Weibchen heimführte, das größte Heiligthum. Es lag wohlverwahrt neben dem Päckchen Kattun, das sich im Walde wiedergefunden hatte, und beides erinnerte den Elias und die Seinen an die wunderbare Fügung und Gnade Gottes. Darum hielt auch alljährlich, wenn der Tag der Rettung wiederkehrte, der glückliche Pfarrer eine begeisterte Predigt über das alte und wahre Sprichwort: „Der Mensch denkt, Gott lenkt!“

Die Gastpredigt.

Erzählung.

So war mir's denn endlich gelungen; ein langjähriger Lieblingswunsch erfüllt worden, der Brief lag vor mir; richtig, es war nichts anders, — ich sollte den vierzehnten Sonntag nach Trinitatis in der freundlichen Dorfkirche zu Buchenheim eine Gastpredigt halten.

Was hätte ich drum gegeben, Dich, verklärte Mutter, aus dem stillen Grabe heraufzubeschwören; es war ja auch Dein schönster Wunsch hienieden, mich einmal im schwarzen Predigergewande, mit dem weißen Priesterkrägelchen auf der heiligen Kanzel zu sehen, und recht glaubensvoll, wie den seligen Vater, das Wort Gottes der andächtigen Gemeinde verkündigen zu hören.

Wiederholt durchlas ich das Einladungsschreiben des wackern Predigers zu Buchenheim, welches freundliche Dörfchen fünf Stunden weit von dem Universitätsorte, wo ich mich damals befand, in anmuthiger Gegend gelegen war. Denn man muß wissen, daß ich als gewissenhafter Studiosus der heiligen Gottesgelahrtheit noch an den Brüsten der alma mater lag und im fünften Semester meines akademischen Triennii stand. Fast allen meinen befreundeten Commilitonen war es gelungen, theils in den Stadtkirchen, theils in den benachbarten Ortschaften Gastpredigten

zu erhalten; sie hatten voll heiligen Eifers das Blaue vom Himmel herabgedonnert, nur ich, der Unglücksvogel, war, trotz wiederholten Ansuchens, immer leer ausgegangen. Jetzt endlich war auch mir die Arena geöffnet, und ich junger Kämpe brauchte nun mein Licht nicht länger unter den Scheffel zu stellen, sondern durfte es leuchten lassen vor den Leuten.

Mir war es außerordentlich lieb, daß ich meine erste Predigt nicht in einer der Stadtkirchen zu halten brauchte. Erstens, erhielten solche junge Schlucker, wie meine Wenigkeit, in der Regel nur die Mittags- oder Nachmittagspredigten, wo, außer ein Paar alten, halbtauben Weibern, höchstens ein Paar spottlustige Commilitonen, die durch allerhand Gesticulationen den jungen Demosthenes außer Fassung zu bringen suchten, in die Kirche kamen, und dann hatte von jeher eine Dorfkirche mehr Feierlichkeit für mich, als die dumpfen hochgewölbten Tempel der sündhaften Stadt.

Also in nicht schwüler, prosaischer Mittags- oder Nachmittagsstunde sollte ich da oben stehen unter dem schön verzierten Himmelsdach der Kanzel, sondern in freundlicher Morgenbeleuchtung Vormittags neun Uhr, wo das Kirchlein gerüttelt und geschüttelt voll andächtiger Christen, und wo selbst die gnädige Gutsherrschaft nicht fehlte.

Mein Lieblingsspruch: „Selig die da reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!“ hatte mir als Thema zu meiner Predigt gedient, die ich am vierzehnten Sonntag nach Trinitatis in der Kirche zu Buchenheim zu halten gedachte. Ich hatte mit Lust und Liebe daran geschrieben und zwar selbst ganz erbaut davon. Was das Memoriren anbelangte, so stellte ich meinen Mann, und die Rede glitt mir so

fließend vom Munde, wie einem englischen Parlaments-Advocaten.

In den stillen Morgenstunden, wenn die übrige Menschheit noch dem Schlafe fröhnte, war ich schon auf den Beinen, und in der kleinen Studentenwohnung auf- und abschreitend, declamirte ich die einzelnen Stellen meiner Predigt. Obschon aller Eitelkeit fremd, konnte ich doch nicht umhin, in dieser für mich so hochwichtigen Periode mich des Spiegels zu bedienen und die erforderlichen Gestikulationen gewissenhaft einzuüben.

So war denn der verhängnißvolle Sonnabend erschienen, wo ich mich an einem schönen Herbstmorgen auf den Weg machte. Obgleich mich der gastfreundliche Pfarrer zu Buchenheim schon den Freitag eingeladen hatte, so wollte ich doch seine Güte nicht zu sehr in Anspruch nehmen und mich bescheiden zeigen, wie es einem ehrsamen Studiosus der Theologie zukommt.

Es war ein herrlicher Morgen, bereits zogen leise weiße Herbstnebel über die stillen Fluren. In den Gärtchen an den Häusern, bei welchen ich vorbeikam, blühten Astern und Sonnenblumen, und die Aeste der Obstbäume neigten sich furchtbelastet zur Erde. Mein Weg führte mich durch lauter gesegnete Gegenden. Die Fluren, wo noch vor wenig Wochen das goldne Korn seine Wellen geschlagen hatte, waren nun abgemähet, weithin strich der Morgenwind über die Stoppeln; Schafheerden weideten auf denselben, während andere Felder von dem fleißigen Landmann von Neuem überackert wurden. Hier und da stieg ein Volk Staare auf, das seine Richtung stets nach den Weinbergen und Weingärten nahm, die sich in einiger Entfernung dahinzogen.

Nichts geht über einen schönen, unbewölkten Herbsttag, die ganze Natur athmet eine so wohlthuende Ruhe; weithin tönt die Dorfglocke durch die stille Gegend und der Himmel wölbt sich in so reinem Blau über die Schöpfung, wie wir es am schönsten Frühlingstage nicht erblicken. Namentlich sind es die letzten schönen Herbsttage, welche einen wunderſamen Eindruck auf das Gemüth zurücklassen. Es sind die letzten freundlichen Jahresgrüße; wenige Wochen, und jener mildblaue Himmel wird von Schneewolken verfinstert.

Nach mehrstündiger Wanderung war die Gegend etwas gebirgig und es macht wohl Nichts einen angenehmern Eindruck, als wenn man aus der Ebene in die blauen Berge hineinsteigt. Bald wanderte ich ein schönes Thal entlang, welches zur Rechten und Linken von Weinbergen bekränzt ward.

Da ich zwischen Weinbergen aufgewachsen und mein seliger Vater selbst eine nicht unbedeutende Weinanlage besaß, so hatte ich mein Leben lang große Passion für das Weinbergsleben.

Es gibt gewiß kein zweites Gewächs, das fast das ganze Jahr über so viel Sorge und so viel Freude gewährt, als der Weinstock. Diese Besorgniß und Freude nimmt unmittelbar nach der Weinlese ihren Anfang. Da guckt der umsichtige Winzer schon, ob der Wein reif wird. Dieses Reifwerden bezieht sich aber nicht auf die Trauben, sondern auf das Holz der Reben. Wenn diese ein recht braunes Ansehen bekommen haben, so ist das ein gutes Zeichen für das künftige Jahr. Nun kommt der Winter, da hat denn der Winzer wieder oft mit besorgter Miene aus dem Fenster zu schauen, denn es ist ein übel Ding, wenn nicht Schnee genug fällt, um

dem zur Erde gelegten Weinstock die gehörige Winterdecke zu geben, und wenn so genannter Barfrost eintritt. Am Gefährlichsten ist es für den Weinstock, wenn er im Winter vom Regen naß wird und unmittelbarer Frost darauf fällt, so daß Glatteis erfolgt.

Ist der Winter glücklich überstanden, so geht mit beginnendem Frühling die Sorge von Neuem an, denn jetzt erscheinen jene gefürchteten Herren, vor welchen der Weinbauer allen möglichen Respect hat, die sogenannten Weinmörder. Das sind nämlich größtentheils kalte Mainächte und Spätfröste, welche die zarten Knospen des Weinstocks oft in wenig Nachtstunden und mit ihnen die ganze Weinernte vernichten. An der Spitze dieser gefürchteten Herren stehen Servatius und Pankratius. Mit welcher besorgter Miene schaut an diesen Tagen des Abends der Winzer nach dem Himmel! Ist dieser bewölkt, so ist weiter keine Gefahr zu besorgen, geht aber die Sonne prachtvoll unter, so wird sich der Weinbauer nicht ohne Sorge zu Bette legen.

Sind die Weinmörder glücklich vorüber, so geht eine neue Sorge an. Es kommen nämlich jetzt eine andere Art bedenkliche Tage für den Weinstock. Da steht der Herr Medardus oben an. An diesem Tage nämlich darf es nicht regnen, denn ein altes Sprüchwort sagt:

Ist Medardus naß,
Dann nimmt der Wein ab bis in's Faß.
Ist Medardus Sonnenschein,
Wird der Wein gesegnet sein.

Dieses Sprüchlein läßt sich folgendermaßen erklären: wenn es den Medardustag, welcher den 8. Juni fällt, regnet, so lehrt die Erfahrung, daß die Regen-

zeit gewöhnlich eine Woche währt. Da nun gerade in diese Zeit die Weinblüthe fällt, so kann der Wein nicht gehörig abblühen, und Nichts ist verderblicher für die Weinernte, als wenn der Wein in der Blüthe durch Regen gestört wird.

Ist aber auch diese Change glücklich überstanden, und hat der Wein glücklich abgeblüht, so ist man immer noch nicht über den Berg. Tritt jetzt große Hitze und Trockenheit ein, so können die Weintraubchen nicht wachsen und zunehmen, sondern sie bleiben klein und unansehnlich. Läßt es aber die Witterung an dem Regen nicht fehlen, so schwellen die Trauben sichtbar an, und die grünen Perlen werden immer umfangreicher.

Jetzt kommen wir zum letzten Stadium. Es beginnt die Zeit der Weinreife. Diese verlangt wieder schlechterdings Sonnenschein und warmes Wetter. Die Weintraube fängt jetzt an zu blauen, in der Winzersprache nennt man dies lautern. In Weingegenden ist dies allemal ein sehr frohes Ereigniß. Sorgfältig durchspäht der Weinbergbesitzer seine Weinanlagen, und wer zuerst ein Blau schillerndes Kernlein entdeckt, der pflegt eine Fahne auf die höchste Höhe seines Weinbergs zu pflanzen, oder läßt Böllerschüsse weithin durch die Berge hallen; denn es gereicht dem Weinberge zu nicht geringer Ehre, der zuerst eine lauternde Traube erblicken läßt.

Wenn nun jetzt warmer Sonnenschein eintritt, so daß die Trauben ordentlich gekocht werden von dem Feuer des Himmels, so entsteht gewiß ein Jahrgang, an welchem der eigensinnigste Weinschmecker nichts auszusetzen haben wird. Man ersieht aber aus der ganzen Mittheilung, wie fast das ganze Jahr hindurch

die edle Rebe der Gunst des Himmels anheimgestellt ist.

Wer vermöchte aber das fröhliche Fest der Weinlese würdig zu beschreiben? Unter Kanonendonner wird sie gefeiert, weithin schallt das fröhliche Lied der Winzer und der Winzerinnen. Man eilt hinaus in die Berge, wo man vor blauen Trauben fast die Blätter des Weinstocks nicht mehr sieht. Einen erquicklichen Anblick gewährt es, wenn ein leichter Nachtfrost über die Berge gegangen ist. Dieser streift gewöhnlich alle welkenden Blätter von dem Weinstocke, so daß an diesem nichts mehr zu sehen ist, als der Weinpfahl, ein paar Reben und ein großer Klumpen blauer Trauben. Oft füllen zwei oder drei gesegnete Stöcke eine ganze Butte.

Welch ein fröhliches Leben waltet in den Preßstuben — hier, wo kein Preßzwang den gepreßten Trauben ihren Geist entzieht, und wo kein Censor etwas zu sagen hat. Wie labt der kühle Most in den warmen Herbsttagen, besonders wenn er purpurn unmittelbar von der Presse kommt.

Die letzte Operation, welche die fröhliche Weinlese beschließt, ist das sogenannte „Keltern". Da bringt man den gewonnenen Rebensaft in die dunkeln, hochgewölbten Keller, in welchen alsbald ein gewaltiger Spectakel entsteht, denn der junge Most beginnt in Gährung überzugehen und zu brausen. In diesem Zustande wird er in der Weinbergssprache „Grauer" genannt, und er mousſirt und berauscht dann, wie der beste Champagner. —

Alle diese Weinangelegenheiten gingen mir durch den Kopf, als ich in dem schönen Thale dahinschritt. Nach mehrstündiger Wanderung erreichte ich die höchst angenehme Gegend, in welcher Buchenheim gelegen

war. Ich konnte mich lange nicht satt sehen an den freundlichen Dörfern, den zahlreichen Obstalleen und den wohlgebauten Gärten, in welchen noch viel schöne Herbstblumen blühten. Das Dorf Buchenheim, welches ich noch nie gesehen hatte, machte sich allerliebst. Die freundlichen Wohnhäuser zogen sich wie eine heitere Idylle im Thale entlang. Die Wege waren wohl erhalten und Alles hatte ein reinliches, gastliches Aussehen, daß mir noch einmal so wohl zu Muthe ward. Nichts war mir immer verhaßter gewesen, als jene Dörfer, die vermöge der Faulheit ihrer Bewohner fortwährend im Moraste stecken, und wo bei nasser Witterung vollends an kein Fortkommen zu denken ist.

Das war nun bei Buchenheim nicht der Fall. Das Dorf glich eher freundlichen Meiereien, als einfachen Bauernhäusern.

Ich blieb eine Zeit lang stehen und beschaute, auf meinen Stock gestützt, den Ort, wo ich zum ersten Male meinen schönen Beruf in Ausübung bringen sollte.

Der schlanke Kirchthurm ragte idyllisch aus himmelhohen Buchen hervor, und dem fernen Seefahrer kann bei stürmender Fahrt der rettende Leuchtthurm nicht angenehmer erscheinen, als mir armem Studiosus Theologiä die zwischen Buchen hervorlauschende Pfarrkirche zu Buchenheim.

Unmittelbar an die Kirche grenzte ein gastliches Wohnhaus mit grünen Jalousien und von alterthümlichen Kastanienbäumen umschattet. An den geräumigen Hofraum, wo Hühner und Tauben ihr behagliches Leben führten, stieß ein allerliebster Blumengarten mit mehren Lauben, von Sonnenblumen umwachsen, und an diesen wieder ein umfangreicher

Obſtgarten, wo man die zahlreichen Aepfelbäume mit Stangen geſtützt hatte, damit die Aeſte unter der Laſt der rothen Aepfel nicht brechen möchten.

„Ich will nicht Daniel Leßmüller heißen,“ rief ich; von froher Ahnung ergriffen, „wenn das nicht die Wohnung des wackern Pfarrers iſt.“ Ich breitete meine Hände mit Salbung über das Thal. „So ſei mir gegrüßt, du herrlicher Hafen, in welchem ich eingelaufen bin, du ſtattliches Kirchlein, in deſſen heiligem Raume ich die Worte des Herrn verkünden ſoll, du ſtattliches Pfarrhaus, in deſſen Mauern die Gottesfurcht und Zufriedenheit wohnt, jenes leuchtende Blumengärtchen, in deſſen Laube ich ſitze, jene ſchattenreichen Obſtgehege, in welchen ich mit dem ehrwürdigen Pfarrer im gelehrten Geſpräch auf und abſchreiten werde.“

Nach dem herzlichen Briefe des Pfarrers Burkhard mußte dieſer ein vortrefflicher Mann ſein. Er war mir von einem meiner beſten Freunde auf das Dringlichſte empfohlen worden. Darum hatte ich es allein nur gewagt, mich mit meinem Geſuch um eine Gaſtpredigt an ihn zu wenden.

Ich verlangſamte jetzt meinen Schritt, wandelte den Pfad, der von der Anhöhe allmälig in das Thal hinabführte, in ſüßer Muße dahin, und erreichte ein kleines Birkenwäldchen, das ſich anmuthig an dem einen Abhange dahinzog.

Ein Gang, welcher durch das Gehölz gehauen, war ſo einladend, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihn einzuſchlagen. Zu beiden Seiten flüſterte der ſtille Herbſtwind in den Zweigen der Birken, deren Laub für die vorgerückte Jahreszeit ſich noch recht grün erhalten hatte. Nach einiger Wanderung durch den ſtillen Wald gelangte ich zu einer kleinen Ro=

tunde, auf welcher sich eine Art Terrasse erhob, von welcher aus man eine erquickende Aussicht über das Thal genoß.

Kaum hatte ich auf einer der Bänke Platz genommen, als von der entgegengesetzten Seite ein junger Mann aus dem Birkenwäldchen hervortrat. Wir begrüßten uns gegenseitig.

„Halt," dachte ich, „der wird dir Auskunft geben können, ob du dich vorhin in Betreff der Pfarrwohnung von Buchenheim getäuscht hast oder nicht." Der junge Mann, der in meinen Jahren stehen mochte, kam jetzt die Terrasse herauf. Wir kamen bald in's Gespräch mit einander. Ich erkundigte mich, wo die Pfarrwohnung des vor mir liegenden Dörfchens gelegen sei?

Der junge Mann blickte mit Aufmerksamkeit mich an. „Die sehen Sie," antwortete er, „deutlich hinter den Buchen hervorblicken. Die beiden Fenster, welche nach dem Blumengarten herausgehen, und die zum Theil von den Jalousien bedeckt sind, bezeichnen die Studirstube des Pfarrers Burkhard." Der Fremdling mußte also hierorts ziemlich bekannt sein. Mir war das recht lieb, denn ich hoffte, von ihm Mehreres über die Persönlichkeit meines geistlichen Gastfreundes zu erfahren.

„Sie sind wohnhaft hier im Orte, verehrter Herr?" frug ich.

„Das nicht," erwiederte der Unbekannte, „nur auf Besuch; ich will morgen Vormittag eine Gastpredigt hierselbst halten."

Ich glaubte, nicht recht gehört zu haben, und frug mit leiser Stimme, in welcher sich die trübseligste Verwunderung aussprach:

„Eine Gastpredigt gedenken Sie hier zu halten?"

Der Unbekannte, der aus meinem zweifelnden Tone ſchließen mochte, als traue ich ihm nicht zu, eine Predigt halten zu können, antwortete:

„Allerdings, mein Herr!“

Sogleich zog er ein Manuſcript aus der Taſche, und ſich gegen mich verneigend, ſprach er:

„Sie erlauben, wenn ich mich entferne und in die Waldeinſamkeit zurückkehre, da ich mit dem Memoriren meiner Predigt noch nicht zu Ende bin.“

„Ei, wäreſt Du im Pfefferlande mit ſammt Deiner Predigt!“ rief ich unwillkürlich aus, als mein Rival im Walde wieder verſchwunden war, und ſtand ſtarr und ſteif, wie aus den Wolken gefallen, auf der Terraſſe. „Es iſt ja gar nicht möglich,“ beruhigte ich mich. „Wir haben morgen den vierzehnten nach Trinitatis; da hab' ich's ja ſchwarz auf weiß, daß ich an dieſem Tage Vormittags neun Uhr in der Kirche von Buchenheim die Kanzel beſteigen ſoll.“ Ich holte zu meiner größern Beruhigung den Brief des Pfarrers Burkhard hervor, und überzeugte mich von Neuem, daß ich mich nicht getäuſcht habe. Und gleichwohl, wenn ich an den Unbekannten dachte, der jetzt im Walde umher rannte und an der Predigt, die er morgen halten wollte, ſtudirte, daß ihm der Kopf rauchte, ward mir höchſt unbehaglich zu Muthe.

Was blieb mir übrig, ich mußte meinen Weg nach Buchenheim fortſetzen. Ich hatte kaum das Birkenwäldchen im Rücken und wandelte den Gärten des Dorfes zu, als mit einem Male um eine Hecke von Corneliuskirſchen ein zweiter junger Mann bog, der, in Lectüre vertieft, mir gerade entgegen kam.

Ich glaubte im Anfange, es ſei mein Nebenbuhler von der Terraſſe, als ich aber genau hinſchaute,

bemerkte ich, daß es ein ganz Anderer sei. Er war länger und stärker und trug dunkles Haar, während die Locken des Nebenbuhlers in's Blonde schimmerten.

Der lernbegierige junge Mann war dermaßen in sein Buch vertieft, daß er mein Daherkommen gar nicht bemerkte und fast an mich angerannt wäre, wenn ich nicht einen Schritt seitwärts gethan hätte.

Jetzt erst ward der Fremde meiner ansichtig. Wir begrüßten uns höflichst, und ich, von höchst überflüssiger Neugier geplagt, wünschte vor's Leben gern zu wissen, was es mit diesem gelehrten Thebaner, denn dem gelehrten Stande schien er unverkennbar anzugehören, für eine Bewandtniß habe.

Um ein Gespräch anzuknüpfen, erkundigte ich mich zuvörderst, ob dies der rechte Weg sei, nach der Pfarrwohnung zu gelangen.

Der Gefragte betrachtete mich mit einiger Verwunderung vom Kopf bis zu den Füßen.

„Allerdings," war seine Antwort. „Gehen Sie nur immer fort, und Sie können gar nicht fehlen."

Ja, er war so gütig, trotz meiner Protestation, mich ein Stück Wegs zurück zu begleiten, bis zu einem Kreuzwege, wo ich, nach seiner Befürchtung, mich doch hätte verirren können.

Ein Wort gab das andere, und so erfuhr ich denn, daß das Buch, in welchem er studirte, ein Wegweiser sei, um ein guter Kanzelredner zu werden. Ich ward immer aufmerksamer, als er meiner Neugier mit den erschütternden Worten ein Ende machte:

„Ich habe wohl Ursache, mich in dem Büchlein umzusehen, da ich morgen Vormittag eine Gastpredigt in hiesiger Pfarrkirche zu halten gedenke."

Mir ward grün und blau vor den Augen. Ich

glaubte abermals nicht recht gehört zu haben, und frug unter leisem Fieberschauer:

„Eine Gastpredigt morgen Vormittag?"

„Allerdings, lieber Herr!" erwiederte er gutmüthig.

Wir waren unter diesem Gespräch bei dem Kreuzwege angelangt. Er beschrieb mir jetzt nochmals den Pfad, welchen ich wandeln sollte, empfahl sich höflich und kehrte in der Richtung zurück, wo wir hergekommen waren.

Die Verbeugung, mit welcher ich meinen Dank abstattete, mag sonderbar ausgefallen sein. Ich habe späterhin selbst darüber lachen müssen, aber dazumal war mir's nicht zum Lachen.

„Will denn die ganze theologische Christenheit", frug ich mich zähneklappernd, „morgen Vormittag in Buchenheim eine Gastpredigt halten?" Ich zog nochmals den Brief des Pfarrers Burkhard hervor. Ich fing an zu buchstabiren und laut zu lesen. Da stand ganz deutlich: „Ich habe Ihnen, mein lieber, junger Freund, die Predigt für den Vormittags-Gottesdienst den vierzehnten nach Trinitatis aufgehoben." Wenn man demzufolge in Buchenheim nach dem verbesserten gregorianischen Kalender rechnete, so war auch hierorts morgen der vierzehnte nach Trinitatis. Was hat es also mit den beiden Schlingels für Bewandtniß, die mir so unverhofft in den Weg gekommen waren? Ein Terzett konnten wir auf der Kanzel nicht singen.

Ich wanderte jetzt nur zögernd vorwärts. Mein schwacher Verstand begriff nicht, wie das enden sollte.

Hier mußten außerordentlich große Irrthümer zum Grunde liegen; ich philosophirte aber folgendermaßen, wodurch ich freilich nicht sehr erbaut ward:

„Du bist einmal zum Unglücksvogel von einem widrigen Geschick ausersehen. Endlich glaubst du einmal nach langer stürmischer Meerfahrt den Hafen der Ruhe erreicht zu haben; du warst schon so nahe, um den Anker auszuwerfen, im Angesichte der schönen grünen Küste, da nimmt dein Malefikus die Backen voll und bläst das Schifflein wieder zurück in das brandende Meer. Es sollte nicht sein. Es wäre das Beste, du kehrtest wieder um, ohne das Pfarrhaus zu betreten; der Himmel weiß, was dein böser Stern dir daselbst noch für Noth und Sorge bereitet hat. Du hast wenigstens eine herrliche Promenade gemacht, durch die schöne Herbstlandschaft, begnüge dich damit, Unersättlicher, und kehre heim in dein dürftiges Stüblein. Der Wunsch war auch zu kühn und hoffärtig, hier in der schönen, neugebauten Dorfkirche die Kanzel besteigen zu wollen, vor einer so ansehnlichen und gottesfürchtigen Gemeinde. Kehre um, Daniel, der Mensch muß nie zu hoch hinauswollen; Bescheidenheit ehrt den treuen Diener des Herrn. Singt nicht schon der herrliche Schiller:

Zwei Blumen blühen für den weisen Finder;
Sie heißen: Hoffnung und Genuß.
Wer dieser Blumen eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht. — —
Du hast gehofft, Dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war Dein zugewognes Glück.

Ich war stehen geblieben und schaute mit gefalteten Händen über die schöne Gegend dahin. Da lag sie, die herrliche Pfarrkirche mit dem stattlichen Thurme und in der schönsten Sonnenbeleuchtung; da lauschte so gastlich das Pfarrhaus mit grünen Jalousien hinter den Buchen hervor; leise bewegte sich das

Wetterfähnlein, von der milden Herbſtluft bewegt, auf den Firſten des Hauſes hin und wieder.

Eine Thräne trat mir unwillkürlich in die Augen, als ich von dieſem ſchönen Thale und allen meinen Hoffnungen Abſchied nehmen ſollte. Eine geraume Weile ſtand ich ſo unſchlüſſig, als eine herzhafte Stimme in mir vernehmbar ward.

„Schäme dich, Daniel Leßmüller, du biſt ein rechtskräftig getaufter Chriſt und willſt verzagen? Sind die Wege des Herrn oft nicht wunderbar? Wer kann wiſſen, was es mit den beiden Rivalen für eine Bewandtniß hat? Es wäre ja ſelbſt nicht undenkbar, daß ſich eine Irrenanſtalt in der hieſigen ſchönen Gegend befände, welcher jene beiden Individuen angehörten.

„So iſt der Menſch! Ich ſchuf in meiner Phantaſie lieber zwei Verrückte, als daß ich meine Hoffnung, morgen in Buchenheim zu predigen, aufgegeben hätte.

„Alſo unverzagt vorwärts, bald muß ſich das Räthſel löſen.“

Mit dieſen Worten kam ich der Pfarrwohnung immer näher. Mein Herz pochte hörbar an die ſchwarze Theologenweſte. Ich repetirte zu wiederholten Malen die Anrede, welche ich an den Paſtor Burkhard halten wollte.

Ich weiß nicht, wie es zuging, meine Rede wollte nicht recht klappen. Ich machte demnach Halt und nahm mir vor, nicht eher einen Schritt vorwärts zu ſetzen, bevor ich nicht meine Allocution ſo firm herzuſagen vermöchte, wie das Vaterunſer.

Während ich noch ſo daſtand, kerzengrad und unbeweglich, und memorirte, näherten ſich leiſe Fuß-

tritte, und gleich darauf bog um die Ecke, welche Erlenbüsche bildeten, ein Frauenzimmer.

Es war mein Lebtag mein Fehler, daß ich einen zu außerordentlichen Respect, ja so zu sagen, Furcht vor allen Frauensperſonen hatte, namentlich wenn dieſelben jung oder gar hübſch waren. Auf dem Felde der Galanterie hatte ich's nie zu etwas Reellem gebracht, ich ſpielte da ſtets eine höchſt beklagenswerthe Rolle. Der Himmel iſt mein Zeuge, daß mir's am Mundwerk nicht gebrach, wenn ich auf dem Papier in einer fruchtbaren Mußeſtunde den Liebhaber mit ſeiner Auserwählten discuriren ließ, aber ſobald mir ein lebendiges Frauenzimmer gegenüber ſtand, waren alle jene ſchönen Redensarten zum Guckuck; ich glich dann einem Papageno mit dem Schloſſe vor dem Munde. Ich konnte mich in der Regel nicht auf einen Anfang beſinnen.

Daher zog denn auch das Frauenzimmer, welches um das Erlengebüſch bog, meine ungetheilte Aufmerkſamkeit auf ſich. So viel ich auf den erſten Blick wahrnahm, gehörte das weibliche Weſen, welches mir entgegen kam, den höheren Ständen an, denn es trug einen Strohhut und ein roſafarbenes Kleid. Ferner bemerkte ich, daß meine Schöne noch nicht zu den bejahrten Damen gerechnet werden konnte. Ihre Geſtalt war ſchlank und voller Anmuth. Das Antlitz hatte ich aber in der Ferne noch nicht genau beobachten können.

Stehen bleiben konnte ich aber unter bewandten Umſtänden nicht länger. Meine wohlſtyliſirte Anrede an den Pfarrer Burkhard war wieder rein vergeſſen. Ich ſchritt langſam vorwärts, und da das junge Frauenzimmer ebenfalls nicht ſtehen blieb, ſo lag es in der Natur der Dinge, daß wir Beide uns immer

näher kommen mußten. In meinem Innern kämpften die widersprechendsten Gefühle. Ich faßte anfangs den Entschluß, die Frauenspersonen gar nicht anzublikken, und mit abgewandtem Gesicht, als sei ich im Anschauen der schönen Herbstlandschaft versunken, an ihr vorüber zu spazieren. Aber sogleich tauchte der Gedanke in mir auf, daß dies nicht nur als eine große Grobheit erscheine, sondern auch eine solche wirklich sei. Grüßen wenigstens mußte ich die mir Entgegenkommende, oder ich hätte für den ungeschliffensten Menschen in Europa gegolten.

Unter diesen Betrachtungen war ich der Unbekannten bis auf wenige Schritte nahe gekommen, aber wie sie im Gesichte aussah, wußte ich demungeachtet noch nicht, denn ich hielt es mit der Würde eines ehrsamen Studiosus der heiligen Gottesgelahrtheit für unvereinbar, das Frauenzimmer mehr in Augenschein zu nehmen. Meine Blicke waren fortwährend zu Boden gerichtet gewesen, jetzt aber war es die höchste Zeit, einmal aufwärts zu schauen, damit ich nicht in Gefahr liefe, mit der Schönen auf ungebührliche Weise zusammen zu rennen.

Ich erhob sofort den Kopf ein wenig, und blickte mit Schüchternheit gerad aus; aber, heilige Kirchenväter, wie ward mir! Welch ein Götterbild nie geahnter Schönheit stand vor mir. Ich zog mit aller Andacht und mit aller Ehrfurcht meinen Hut vom Kopfe und grüßte das schöne Kind, wie ich ungefähr eine Prozession Engel grüßen würde, die aus dem Himmel kommt und an mir vorüberzöge.

Das holde Kind dankte mit einer Himmelsfreundlichkeit, daß ich vor Entzücken auf alle Fälle aus der Haut gefahren sein würde, wenn sich ein solcher Actus einigermaßen hätte bewerkstelligen lassen. Wie

angedonnert war ich nach der Begrüßung stehen geblieben, und schaute unwillkürlich dem entschwebenden Engel nach, und wich nicht vom Platze, bis die holdselige Erscheinung meinen Blicken wieder entschwunden war.

Ich mußte wirklich einige Mal umherschauen, ob ich mich noch in Buchenheim und auf dem Planeten befände, den man Erde nennt, denn seit der Grüßung der unbekannten Huldgöttin hatte ich wirklich im Himmel gelebt.

„Ja," sprach ich endlich zu mir, „was helfen alle Declamationen, Dissertationen und Abhandlungen über Unsterblichkeit, ein Blick in solch ein Himmelsantlitz und man bedarf sie alle nicht mehr. Steht es da nicht geschrieben, daß es ein Land giebt, wo die Engel wohnen? Was brauch' ich weitere Beweise, wo mir die Gewißheit klar und deutlich vor Augen steht?"

Aber wer war diese Huldgöttin? Das war eine Frage, die mich jetzt auf das Angelegentlichste beschäftigte. Gehörte sie in dieses Dorf? O, Buchenheim, dann wärst du das beneidenswertheste der Dörfer, die mir je vorgekommen.

Während ich noch hin und her sann, kam eine Bauernfrau mit einem Korbe den Weg daher, welchen meine Unbekannte gewandelt war.

„Liebe Frau," frug ich, mit etwas unsicherer Stimme, „wer war denn das schöne Frauenzimmer, die Ihr begegnet haben müßt?"

Die Gefragte blickte mit etwas Schalkhaftigkeit zu mir auf.

„Nicht wahr," frug sie, „das ist eine schmucke Dirne? Ja, Jedermann hat seine Freude daran."

„Ein Engel," fiel ich begeiſtert ein; „aber wer iſt ſie? Wie heißt ſie?"

„Verſtelle Er ſich nicht," lachte die Bauernfrau. „Er ſieht mir nicht darnach aus, daß Er unſern braven Pfarrer nicht kennen ſollte."

„Gute Frau, Euren braven Pfarrer kenne ich wohl," antwortete ich, „aber —"

Die Frau ſchlug lachend die Hände zuſammen.

„Und will ſein Töchterlein nicht kennen!" rief ſie; „das iſt zu ſpaßig, ha, ha, ha!"

„Des Pfarrers Tochter? frug ich, und mir ward ſeltſam zu Muthe, ich wußte ſelber nicht wie.

„Nun, wer ſoll's denn anders geweſen ſein?" frug die Frau; „freilich war es Louiſchen, des Pfarrers älteſtes Töchterlein. Iß das nicht ein nettes Bräutchen?"

„Bräutchen!" rief ich zähneklappernd; „wie denn, was denn Bräutchen?"

„Nun, die bald Frau werden ſoll," lachte die Bäuerin.

„Aber um Himmelswillen," rief ich in kläglichem Tone, „mit wem iſt ſie denn Bräutchen?"

„O, Er Schalk!" meinte die Bauernfrau, „hält Er mich für ſo dumm, daß ich nicht wüßte —"

„Ich halte Sie im Geringſten nicht für dumm, liebe Frau," erwiederte ich; „aber was weiß Sie denn?"

„Nichts da!" lachte die Bäuerin, „ich ſeh' es ihm ja an, daß Er mich nur zum Beſten haben will."

Ich ſchwor hoch und theuer, daß dies durchaus nicht der Fall ſei, und daß ſie ſich doch näher erklären möchte.

„I Potztauſend, ich ſeh' es ihm ja an, Er iſt ja ſelbſt der Bräutigam von Jungfer Louiſchen!"

„Ich der Bräutigam?“

„Nun, anders nicht; will Er nicht morgen gastpredigen?“

„Allerdings, gute Frau, will ich morgen gastpredigen!“

„Darum ist Er auch der Bräutigam, denn der morgen hier predigt, bekommt Louischen zur Frau.“

Ich riß jetzt wie rasend den Brief des Pastors Burkhard zum dritten Male hervor. Aber da schwamm Alles vor meinen Augen, die Buchstaben liefen wie Ameisen durcheinander. Doch zugleich entfiel das Papier meiner erstarrten Hand. Eine infernalische Leichtigkeit ging in meinem Innern auf.

„Wenn der,“ dachte ich bei mir, „der morgen hier gastpredigt, sich zugleich eine Braut erpredigen soll, so bin ich's, trotz des Briefs des Pastors, nicht, und einer von den feinen Schluckern, die im Felde umherlaufen, erhält die Braut und das Mädel.“

O, ich war außer mir vor Schmerzen und Verzweiflung, und machte ein so desperates Gesicht, daß die Bäuerin die Hände über'm Kopfe zusammenschlug

„Schäm' Er sich,“ sprach sie ärgerlich, „ist das ein Bräutigamsgesicht? Was soll da einst aus dem Ehemann werden, und was wird Louischen sagen? Nun, auf Wiedersehen, morgen in der Kirche, es wird gerüttelt voll, und Er wird seine Sache gut machen.“ Mit diesen Worten nickte sie freundlich und ging ihres Weges dahin.

„Meine Sache gut machen?“ frug ich mich; „die Frau hat gut reden. Ich bin zur erbaulichen Stunde hier angelangt. Ein solch Malheur kann mir passiren, dem das Brot stets auf die geschmierte Seite fällt. Du armer Daniel Leßmüller, so bist du denn hierher gekommen, um einen glücklichen Rivalen predigen zu hören, und zu sehen, wie er unmittelbar

nach der Predigt dem schönsten Mädchen, das ich je gesehen habe, als Bräutigam um den Hals fällt."

Ich stand wiederum im Begriff, umzukehren, und dahin zurückzugehen, wo ich hergekommen war, als die Dorfglocke anmuthig zu läuten begann. Ich war von jeher ein großer Freund von schönem Geläut, und so hörte ich auch diesmal mit süßer Wehmuth den heiligen Klängen zu.

Aber je länger ich lauschte, desto größerer Frieden sank in meine tiefbewegte Brust. Ich ward wieder fromm und gottergeben. „Du sollst," sprach ich zu mir, „als kurzsichtiger Adamssohn, mit den Wegen einer weisen Vorsehung nicht rechten. Geh' getrost in die Pfarre, und mache wenigstens deine Aufwartung dem wackern Burkhard. Mag es dann werden, wie es will, du hast deine Schuldigkeit gethan, und dir keine Vorwürfe zu machen."

Mit diesen Worten schritt ich langsam vorwärts, und erreichte so endlich den Eingang zur Pfarrwohnung. Das Pfarrhaus konnte gar nicht niedlicher gelegen sein. Ueppig rankten sich die Weinreben mit Trauben behangen, an den Wänden empor. Selbst der Bogen des Hofthores war damit übersponnen. Ringsumher athmete tiefer Frieden, nur die äußersten Zweige der alten Buchen bewegten sich kaum bemerkbar in der klaren Herbstluft.

Ich stand jetzt an dem verhängnißvollen Glockenringe der Hofpforte. Zitternd langte meine Hand darnach, aber wiederholt sank sie zurück, ohne die mich anmeldende Glocke in Bewegung gesetzt zu haben. Ich recapitulirte meine Rede nochmals, nahm endlich, da sich die Thüre unmöglich von selbst aufthun konnte, meine ganze Energie zusammen, und that einen herzhaften Zug am Glockenringe.

Laut hörte ich die metallene Schelle wiederhallen, Hundegebell ertönte, und bald vernahm ich Fußtritte von innen; die verhängnißvolle Pforte that sich auf, und vor mir stand ein kleines, blondgelocktes Mädchen, mit den freundlichsten Augen von der Welt.

Ich erkundigte mich nicht ohne Zagen nach dem Herrn Pfarrer Burkhard.

Die Kleine nickte freundlich und sprach:

„Papa sitzt in der Laube und studirt an der Predigt auf morgen.“

„Das Gotterbarm,“ dachte ich bei mir, „nun will der auch noch predigen; wahrscheinlich langt der Herr Generalsuperintendent und das wohllöbliche Consistorium auch noch an, um in Buchenheim zum vierzehnten nach Trinitatis zu predigen.“

Die Kleine hatte mich indeß mit ihren klugen Aeuglein mit Aufmerksamkeit gemustert, und nickte sehr freundlich mit dem Köpfchen. „Papa,“ fuhr sie mit liebenswürdiger Unschuld fort, „wird sich freuen, Sie hier zu sehen; wir haben Sie schon gestern erwartet.“

Es war rührend mit anzuhören. Die Worte des Kindes klangen so süß wie Engelstöne, aber der kleine Springinsfeld wußte nicht, was er sprach. Papa konnte sich unmöglich freuen, ob meiner Ankunft, wie die Kleine vermeinte; auch war derjenige, den man schon gestern erwartet hatte, wohl schwerlich jener Daniel Leßmüller, der ich zu sein die Ehre hatte. „Du holde, liebenswürdige Unschuld,“ sprach ich zu mir, als ich dem Lockenkopfe nach der Laube des Gartens folgte, wo der Papa an seiner Predigt studirte, „Kinder und Narren sagen zwar in der Regel die Wahrheit, aber an mir Unglückssohn werden selbst alle geprüfte, bewährte Sprichwörter zu Schanden.“

Es war ein herrlicher Garten, in welchen mich die Kleine führte, er ſtand im ſchönſten Schmucke des Herbſtes, überall fruchtbelaſtete Obſtbäume, deren Aeſte hie und da geſtützt waren, und deren rothe Aepfel appetitlich zwiſchen dem Laube herableuchteten. Auf den wohlgehaltenen Beeten blühten zahlloſe Aſtern, Georginen und andere glänzende Herbſtblumen. Balſamiſch duftete die Reſeda, die aromatiſche Spicke und Salbey, womit die Beete und Rabatten eingefaßt waren. Die Laube, in welcher der Pfarrer Burkhard ſtudirte, war von einem brennenden Walde Sonnenblumen umgeben.

„Ha, dieſes Paradies!“ ſprach ich zu mir, der ich, wir im Traume, durch die blühenden Gänge wandelte; „hier läßt ſich's ſtudiren, das will ich glauben.“

Die kleine Blondine war jetzt vorausgehüpft und meldete mich bei Sr. Hochehrwürden. Dieſelben traten mir auch ſogleich aus der Laube entgegen.

Das war ja ein charmanter Mann, der Pfarrer Burkhard, von ſo wohlwollendem Ausſehen, daß man ſogleich Vertrauen faſſen konnte. Mir fiel bei ſeinem Anblicke ein ordentlicher Stein vom Herzen.

Ich nannte jetzt meinen Namen. Der Ehrwürdige breitete ſeine Hände aus, und umarmte mich wie ein Vater. Solchen Empfang hatte ich nicht erwartet. Wie ſollte das nur werden mit den beiden Schwarzröcken, die noch draußen in Wald und Flur umherirrten?

„Seien Sie mir ſchönſtens willkommen, mein lieber, guter Freund!“ begann der Alte; „ich hoffte, Sie würden ſchon geſtern eintreffen. Hab' Ihre Predigt geleſen, mir aus dem Herzen geſprochen, brav

ausgeführt, Sie werden morgen Ehre damit einlegen; freue mich ſelbſt darauf."

Hier muß ich zu näherem Verſtändniß erwähnen, daß ich eine Abſchrift der von mir zu haltenden Predigt dem Pfarrer Burkhard ſchon früher eingeſchickt hatte. Ich gerieth daher in nicht geringes Erſtaunen, als der ehrwürdige Mann, trotz den beiden Rivalen, die mir begegnet waren, und von denen, nach Ausſage der Bauernfrau, der Eine überdies wohlbeſtallter Bräutigam und der Schwiegerſohn in spe des Paſtors war, gleichwohl von der mir zugeſagten Gaſtpredigt am vierzehnten nach Trinitatis anfing. Unfehlbar lag hier ein Irrthum zum Grunde. Ich dachte bei mir: „Nun, die Sache wird ſich bald löſen, ſobald meine zwei Gegner ihre Morgenpromenade geendet haben."

Aengſtlich lauſchte mein Ohr nach jedem Geklingel der Hofthürſchelle, denn wenn der eine Schwarzrock, dem ich zuerſt begegnete, ſeine Predigt im Kopfe hatte, kehrte er unbeſtritten zurück; und bei dem zweiten war unfehlbar daſſelbe der Fall, ſobald er ſich in ſeiner ars concionandi zurecht gefunden hatte. Ich wagte nicht, dem Pfarrer mein Reiſeabenteuer wegen der beiden ſchwarzen Geſellen mitzutheilen, und er ſelbſt ſchien von ihrer Anweſenheit nicht die geringſte Ahnung zu haben.

Der wackere Pfarrer gebot jetzt dem kleinen Lockenkopfe, welcher den Namen Roſalie führte, Frühſtück zu beſtellen. Röschen hüpfte davon, und bald ſtand das Verlangte auf einem ſauber gedeckten Tiſchchen. Ich wandelte mit dem Pfarrer in gelehrtem Geſpräch die ſchönen Gänge auf und ab. Wir ſprachen über Schleiermacher und Bretſchneider, Tholuck und Geſenius, Leo und Ruge, Strauß und ſeine Widerſacher.

Burkhard gehörte zu den rationellen Supernaturaliſten, und erſchien mir als ein Mann Gottes, wie er ſein mußte.

„Röschen," rief er mit einem Male, „beſorge, daß noch ein Paar Stühle herbeigeſchafft werden, für den Fall, daß Herr Linden und Bitterfeld zurückkehrten; wir frühſtücken dann in Gemeinſchaft."

„Alſo doch," ſprach ich zu mir, „das ſind unbeſtritten die beiden Gaſtpredigt- und heirathsluſtigen Candidaten. Heiliger Himmel, wie ſoll das enden?

Der ehrwürdige Pfarrer hatte dieſe Worte kaum geſprochen, als ſich die Hofthürſchelle von Neuem hören ließ. Ich blickte dahin, aber wer malt meinen Schrecken, als ich den Schwarzrock von der Terraſſe hereintreten ah, welcher auch den Weg nach dem Garten einſchlug. Als er bei dem Pfarrer und mir angelangt war, faßte ihn Burkhard bei der Hand und ſtellte ihn mir mit den Worten vor:

„Mein lieber Vetter, welcher uns morgen mit einer Predigt erfreuen und erbauen wird."

Nun deutlicher konnte ich's nicht haben. Das alſo war der Glückliche, der den Vogel abſchießen ſollte? Er hatte ſonach doch Recht gehabt, als er auf der Terraſſe erklärte, daß er hier gaſtpredigen wolle. Nun war es noch dazu ein Vetter des Herrn Pfarrers, alſo hatte ich abermals vergebens gehofft und mich gefreut. Wahrſcheinlich hatte mich der Pfarrer Burkhard nur ſchonen wollen, als er ſich ſo günſtig über meine Predigt ausſprach. Ich befand mich in bejammernswerther Lage, und ein tiefer Seufzer entwand ſich meiner Bruſt.

Da tönte ſchon wieder die verhängnißvolle Hofthürſchelle und des Pfarrers reizendes Louiſchen trat herein.

Sobald der Vetter das schöne Mädchen ansichtig wurde, eilte er spornstreichs den Gartengang entlang und empfing Louisen mit einer Artigkeit und chevalereskten Manier, die ich dem trockenen Theologen gar nicht zugetraut hätte.

Da hatte ich's ja klar und faßlich, er war der Bräutigam, für welchen die Bäuerin mich angesehen hatte. Ich schaute mit kläglicher Miene der interessanten Empfangsscene zu, als sich der Pfarrer Burkhard mit den Worten zu mir wandte:

„Lassen Sie sich nicht irren, mein lieber, junger Freund, wenn ich Ihnen meinen Vetter vorhin als denjenigen vorstellte, der morgen hier predigen soll."

Ich horchte mit gespitzten Ohren und der Pfarrer Burkhard fuhr fort:

„Mein Vetter ist ein junger talentvoller aber etwas leichtfertiger Page. Er schreibt eine recht brave Predigt, aber mit dem Memoriren ist es bei ihm eine verzweifelte Sache. Bereits vor einem halben Jahre hat er dadurch nicht nur sich selbst, sondern auch mir und der ganzen Gemeine die größten Unannehmlichkeiten bereitet. Er predigte an meiner Statt, blieb stecken, wollte extemporiren, kam aber damit nicht fort und mußte zu nicht geringem Aergerniß der andächtigen Versammlung die Kanzel verlassen. Ich war damals so ärgerlich, daß ich mich fest entschloß, ihn nie wieder hier predigen zu lassen; aber er hat mich später so dringend gebeten, ich möchte ihm erlauben, seinen Fehler wieder gut zu machen, daß ich nicht umhin konnte, ihn von Neuem eine Predigt zuzugestehen. Doch habe ich meine Maßregeln getroffen, daß ihm eine abermalige Blame erspart werde. Er ist von mir aufgefordert worden, sich für morgen mit einer Predigt bereit zu halten. Da ich aber noch immer befürchten

muß, daß er seinen Vortrag noch nicht vollkommen im Kopfe hat, so lasse ich ihn morgen noch nicht predigen, sondern Sie, mein junger Freund, werden's an seiner Statt thun."

Ich hätte dem ehrwürdigen Pfarrer vor Freuden um den Hals fallen können, als die Hofthürschelle abermals läutete und der andere Schwarzrock hereintrat, der mir vorhin begegnet war. Auch er schlug seinen Weg sogleich nach dem Garten ein und war bald bei uns angelangt. Wieder erfolgte eine Vorstellung von Seiten des Pfarrers, und wieder ertönten die Worte:

„Ein wackrer Kanzelredner, der uns morgen durch seinen Vortrag erfreuen und erbauen wird."

Ich wußte abermals nicht, was ich denken sollte. Sollte dieser im Auswendiglernen gleichfalls nicht sattelfest sein, wie der Herr Vetter? Dies konnte wohl möglich sein, aber daß der neuangekommene Schwarzrock morgen hier eine Predigt halten werde, war ausgemacht, denn der Pfarrer Burkhard unterhielt sich ja ausführlich darüber mit ihm.

Was mein Erstaunen vermehrte, war, daß als mich Burkhard dem Fremden gleichfalls als Gastprediger für morgen vorstellte, der junge Mann sich nicht im Geringsten darüber verwunderte, sondern das Alles in der Ordnung zu finden schien. Mein schwacher Verstand begriff nicht, wie sich diese verwickelte Sache noch auflösen werde, als mein Rival die Bedauerung aussprach, daß er mich morgen nicht hören könne, da er fast um dieselbe Zeit ebenfalls zu predigen habe. Ich schaute mich ganz verwundert ringsum, ob es vielleicht zwei Kirchen im Dorfe gäbe, konnte aber nur eine entdecken.

„Eben so ergeht es mir mit Ihnen," fiel der

Pfarrer Burkhard zu dem Fremden gewendet ein; „auch ich muß für morgen auf Ihren Vortrag verzichten, da ich zu begierig bin, wie unser Herr Leßmüller seine Sache machen wird.“ Das Räthsel ward mir jetzt immer unauflösbarer. Ich wagte nicht, mich näher zu erkundigen, und war nur froh, daß ich noch zur Predigt gelangen sollte, als ein Livreebedienter eilenden Schrittes daher kam und dem Pfarrer Burhard ein Billet überreichte.

Kaum hatte der Empfänger das Brieflein gelesen, als er sich wieder zu uns mit den Worten wandte:

„Das trifft sich ja charmant; so eben schreibt mir unser gnädiger Herr Graf, daß er sowohl als seine gesammte Familie in unserer Kirche erscheinen werden, um die Predigt des Herrn Leßmüller zu hören;“ und zu dem andern Candidaten gewendet, sprach er: „Sie, lieber guter Freund, werden dagegen ersucht, sich's noch einige Tage auf dem Schlosse des Herrn Grafen gefallen zu lassen, um irgend eine Vormittagsstunde künftiger Woche selbst zu bestimmen, in welcher Sie Ihren Vortrag in der Schloßkapelle zu halten gedenken.

„Sie müssen nämlich wissen,“ setzte Burkhard gegen mich gewendet hinzu, „daß hier mein junger Freund,“ er zeigte auf den Candidaten, „unserm gnädigen Grafen als Pfarrer für eine Stelle, die er zu vergeben hat, empfohlen ist. Darum sollte er denn morgen vor dem Grafen und seiner Familie in der hiesigen Schloßkapelle eine Probepredigt halten. Da ich jedoch mit dem Grafen auch über Ihre Predigt gesprochen habe, so wünscht derselbe auch Sie zu hören, und wird daher morgen früh mit seinem ganzen Hause in der Dorfkirche erscheinen, während die Pre-

digt in der Schloßkapelle auf einige Tage verſchoben bleibt."

Dem Candidaten tönten die Worte des Pfarrer Burkhard ganz und gar nicht unangenehm, denn es lebte ſich ganz allerliebſt im Schloſſe und in der gräflichen Familie.

Wie Schuppen fiel es mir jetzt von den Augen; wer war froher, als ich. Nicht blos den Pfarrer Burkhard und den Candidaten, ſondern die ganze Welt, Louischen nicht ausgenommen, hätt' ich umarmen und an's Herz drücken mögen.

Unterdeß war Wein angekommen; die Gläſer wurden gefüllt und wir tranken auf das Gelingen der Predigt für morgen. Auch Louiſe ward herbeigerufen und mir ward das Glück, ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen.

Nie hatte ich ein geiſtreicheres und ſchöneres Mädchen kennen gelernt; ihr reizender Anblick prägte ſich immer unverlöſchlicher in mein Herz.

„Die oder keine Andere heirathe ich!" ſchwur ich mir heimlich zu. Ich hatte mich bereits ſterblich in den Engel verliebt. —

Als ich am andern Morgen im ſchwarzen Predigergrwande, die ſchneeweißen Prieſterkrägelchen auf der Bruſt, nicht ohne heiligen Schauer in das Gotteshaus trat, konnte kein Apfel zur Erde, ſo überfüllt war die Kirche von Beſuchern. Ich hatte zuvor einen kleinen Morgenſpaziergang durch die ſtille Landſchaft gemacht. Es war einer der herrlichſten Herbſtmorgen, die ich je erlebt hatte. Tauſendfach ſpiegelte ſich die friſche Morgenſonne, die in aller Pracht am blauen Himmel ſtand, in den Thauperlen, die an den Sträuchern und Gräſern zitterten. Die ſtillen Berge ſtanden in leiſen Nebel gekleidet und

über dem ganzen Thale athmete die heilige Stille des Sonntagmorgens. Mir war so himmlisch wohl zu Muthe, ich wandelte gottergeben und gottbeseligt dahin; wie ein stiller Segen ruhte der Morgengruß, welchen ich von Louisen erhalten hatte, in meiner Brust. Ich versprach auch Gott, der mir so viel Gnade erwiesen hatte, aus vollem Herzen zu danken, indem ich sein heiliges Wort der andächtigen Gemeine mit aller Begeisterung zu verkünden gelobte.

Und so geschah es auch. Nie entsann ich mich, beredter, gottbegeisterter gesprochen zu haben, als in jener meiner ersten Predigt. Meine Worte, die vom Herzen kamen, mußten ja auch zum Herzen gehen. Dazu ward ich von meinem sonoren Organe bestens unterstützt. „Selig sind, die da reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen." Diese herrliche Wahrheit verkündete ich freudig der in andächtiger Stille lauschenden Gemeine. Wiederholt traten mir die Thränen in die Augen, so ergriffen ward ich durch meine eigene Rede. Ein Gleiches war bei fast allen meinen Zuhörern der Fall.

Als ich die Kanzel verlassen und in die Sacristei trat, kam mir der alte Burkhard entgegen, er umarmte mich schweigend und drückte einen väterlichen Kuß auf meine Stirn.

„Wahr gesprochen, mein Sohn," sprach er, „auf's Tiefste ergriffen; „Selig, die da reines Herzens sind!"

Gleich nach der Kirche ließ mich der Graf zu sich auf's Schloß rufen. Er erkundigte sich theilnehmend nach meinen Familienverhältnissen, und als er erfuhr, daß ich binnen Jahr und Tag meine Studien vollendet haben würde, gebot er mir, daß ich mich unmittelbar nach meinem Examen bei ihm melden solle.

Der schönste Lohn für meine Predigt ward mir aber unstreitig zu Theil, als ich nach dem Pfarrhause zurückkehrte und in Louisen's Augen las, daß ich auch zu ihrem Herzen gesprochen hatte.

Auf den schönen Herbstmorgen folgte ein wo möglich noch schönerer Herbstnachmittag. Wir verbrachten ihn in dem schönen Garten der Pfarrwohnung. Selbst der Graf kam eine Stunde lang vom Schlosse herüber. Ich mußte ihm versprechen, noch im Laufe dieses Jahres nach Buchenheim zu kommen. Einige Weinbauern beschenkten mich mit einem Körbchen von den ersten reifen Trauben ihrer Berge, welche herrliche Früchte von der Pfarrfamilie, dem Candidaten, dem Herrn Vetter, welcher seine Predigt noch immer nicht vollkommen auswendig konnte, und mir in großer Heiterkeit verzehrt wurden. Nie in meinem Leben werde ich jenen vierzehnten Sonntag nach Trinitatis vergessen.

Reich beschenkt mit Liebe und Hoffnung kehrte ich nach der Stadt zurück, und daß ich mein Versprechen, recht bald wieder nach Buchenheim zu kommen, nicht unerfüllt ließ, kann sich der geneigte Leser wohl denken. Den dritten Weihnachtsfeiertag predigte ich bereits das zweite Mal in der freundlichen Dorfkirche. Der Zudrang der Landleute war wo möglich noch größer, als das erste Mal.

Hatte ich mir aber durch die erste Predigt die Liebe Louisen's erworben, so erwarb ich mir durch die zweite die Hand des holden Mädchens. Nach ungefähr vierzehn Tagen feierten wir die Verlobung.

Mein Examen ging glücklich von Statten. Versprochenermaßen theilte ich sogleich dem Herrn Grafen die Nachricht davon mit, und binnen anderthalb Jahren bezog ich die erledigte Pfarrstelle im Dorfe

Steinbach, was ungefähr eine Stunde von Buchenheim gelegen war, welche der Herr Graf zu vergeben hatte, und wohin mir meine Louise, als trautes Ehegemahl, gern und freudig folgte. Mein Lieblingsspruch aber ist allezeit geblieben: „Selig, die da reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!“

Der Geisterbeschwörer.

1.

Man hatte lange nicht den wohlbestallten Förster und Hegereiter Jakob Burkhard auf Einsiedel mit so höchst verdrießlichem Gesichte auf- und absteigen und den Dreikönigsknaster entsetzlicher qualmen sehen, als am Abende nach Walpurgis. Die beiden Jägerburschen, welche in der einen Ecke der kleinen Försterstube beim Abendbrote saßen, waren schon ganz im Dampfe untergegangen, und Valerie, die reizende Försterstochter von siebzehn Jahren hatte sich mit ihrem Spinnrade in das äußerste Fenster geflüchtet. Dabei herrschte tiefe Stille im Gemach, nur von dem einförmigen Schnurren des Rades der fleißigen Spinnerin unterbrochen.

Burkhard war jetzt mit seiner Pfeife zu Ende, stopfte eine frische und der Opferdampf stieg üppiger auf, denn jemals. Da ward es dem Mädchen zu arg, sie öffnete das Fensterschößchen ein Wenig, rieb sich mit den Goldfingern die Veilchenaugen und sprach verdrießlich: „Ach, Vater, Du dampfst heute wirklich fürchterlich.“

„Die verdammten Hexen,“ brummte Burkhard, ohne sich stören zu lassen.

Jetzt tauchte die lange Gestalt des einen Jäger-

burschen aus der Wolkenschicht empor, streckte alle zehn Finger wie drohend in die Höhe, und rief in heiserm warnenden Tone: „Meister — Frevel — Frevel — Frevel! —“

„Hätte können die Cholera am Leibe haben,“ fuhr der Raucher fort, „war Valli nicht für ein Warmbier besorgt.“

„Die Griechen und Römer,“ docirte der lange Salomo hinter der Dreikönigswolke, „erkundigten sich zuvor bei den Pastoren ihrer Ephorie; diese schlachteten Hammel und guckten nach, ob's richtig.“

„Der Pastor würde mir leuchten,“ meinte Burkhard, „ein Freigeist!“

„Da ist's auf andere Art versehen worden,“ behauptete Salomo.

„Naseweis!“ fuhr hier der Förster zornig auf.

Auf das Naseweis versank der lange Salomo wieder hinter der Wolke, aber sein Ohr blieb wach.

„Ich Etwas versehn,“ fuhr Burkhard fort, „hatt' ich nicht den schönsten Kreuzweg gewählt von Europia, da zwischen der Eisenhütte und dem Tännig! Konnt' ich's Sprüchlein nicht wie's Vater Unser? Du weißt's, Valli.“

Valerie bestätigte die Wahrheit und frug, ob er wirklich Nichts gesehn?

„Ich will nicht lebendig auf zwei Beinen stehen,“ betheuerte Burkhard, „wenn ich nur einen Besenstiel gesehn, vielweniger einen completen Besen mit der Hexe darauf.“

„Sind wahrscheinlich gar nicht ausgezogen,“ meinte die Spinnerin.

„Der Bock ist dabei gewesen,“ brummte Günther, der zweite Jägerbursche, „er war den ganzen Tag unruhig, er sah übernächtig aus und zerzaust.“

Salomo erhob ſich wieder und ſprach: „Meiſter, ich denuncire den Kater, er weiß um die Sache. Mehr ſag' ich nicht.“ Er verſchwand.

„Der Müllerfritze vor'm Jahre,“ fuhr Burkhard ingrimmig fort, „ſah wenigſtens Funken, auch die blieben weg, es iſt zum Tollwerden!“

Valerie ward jetzt ſceptiſch und berief ſich auf den Schulmeiſter, der die Hexen für fabelhafte Individuen erkläre.

„Aber wir haben's ſchwarz auf weiß,“ widerlegte ärgerlich der Vater, und Salomo ſtand auf: „Mamſellica, es ſagt ſchon der große großbritanniſche engliſche Poeta, der ſich auf Bier endigt: Es huſchelt und ruſchelt Vielerlei, ſagt er, zwiſchen Himmel und Erde herum, von dem unſere Philoſophie ganz und gar nichts träumt.“

„Ja, das ſagte der Brite,“ bekräftigte der Förſter, „und die Komödianten in der Stadt beſtätigen es öffentlich und rund heraus, und die zuhörende Durchlaucht und das höchſte Hofperſonale findet es in der Ordnung; ungläubiges Kind!“

„Auch die Griechen und Römer,“ fuhr Salomo fort, „können ein Liedchen ſingen, da ſtack Alles voll von Ueberirdiſchen, Geiſter und Kobolde von allen Branchen, in jeder Haſelnuß ſaß einer, in jedem Baumſtrunk, in jedem Felſenloche, kein Apfel konnte zur Erde, ſo voll war's von dem Geziefer.“

„Nur ich Unglücklicher muß mit Blindheit geſchlagen ſein, und ſehe nichts,“ jammerte Burkhard. „Ich will's nur geſtehen,“ fuhr er nach einer Pauſe mit gepreßter Stimme fort, „nicht einmal den Kobold der Frau Katharine hab' ich geſehen, den alle Leute im Dorfe kennen, mit dem die Großmutter ſeliger auf ganz vertrautem Fuße gelebt; mögt's nun glauben

oder nicht, selbst kein Erdzwerg, wie solches Volk doch schaarenweis herum läuft, nicht einmal solch ein verächtlicher Knirps ist mir je in den Weg getreten, und hat mich eines Blickes oder Worts gewürdigt. An einen kleinen Alraun, an ein niedliches Wichtelmännchen, capriziösen Spukteufel will ich gar nicht denken."

Die beiden Jägerburschen seufzten tief, ob solches auserlesenen Mißgeschicks, und die federschleußende Sabine, die alte Magd, schlug drei Kreuze.

„Aber morgen kommt der Student," tröstete sich Burkhard, „der hat nicht umsonst Vocabeln gelernt, und im Carzer gesteckt, der ist bewandert, der giebt mir schon Rath, er hält was auf mich."

Jetzt that sich die Thür auf, Nachbars Röschen, ein Mädchen von Valerien's Alter, schlüpfte herein und nahm Platz neben letzterer.

„Ich komme nur auf ein Sprüngelchen," sprach sie eilfertig, „weißt Du's schon Valli, und der Herr Förster?"

„Was denn?" fragten diese mit einem Munde.

„Nun stellen Sie sich vor," erzählte Röschen, „die Kiesewalter's, das reiche geizige Volk, haben das große Loos gewonnen."

„Das große Loos?" riefen Alle und Burkhard ließ vor Erstaunen die Pfeife fallen."

„Hunderttausend Thaler," fuhr Röschen bekräftigend fort.

„Hunderttausend Thaler!" tönte es verwundert im Echo wieder.

„Aber das geht nicht zu mit rechten Dingen," sprach die Botschafterin.

„Das glaub' ich," nickte Burkhard.

„Das wissen wir besser,“ meinte Röschen geheimnißvoll.

„Hunderttausend Thaler,“ murmelte der Förster, der vor Verwunderung noch gar nicht zu sich selbst kommen konnte.

„Das macht das Mätzchen,“ flüsterte die Nachbarin etwas leise zu Valerien.

„Was für ein Mätzchen?“ frug sogleich der Vater, der das Geflüster wohl verstanden.

Röschen wollte nicht mit der Sprache heraus, aber Burkhard nahm sogleich Platz neben der Geheimnißvollen und fing an zu belagern, zu pousiren, zu flattiren, zu inquiriren. Da kam's heraus. Die Festung ergab sich und sprach: „Aber Herr Förster, wenn ein Wort —“

„Wie's Grab so stumm,“ betheuerte dieser, „aber nur weiter; welche Bewandniß hat's mit dem Mätzchen?“

„Ist halb Kobold, halb Eidechse,“ fuhr Röschen geheimnißvoll fort, „und wird gefüttert im Neumond.“

„Auch erzählen schon die Griechen und Römer,“ fiel Salomo ein, „von ähnlichen Kreaturen, den Syrenen, waren halb Mamsell, halb Hecht.“

„Halt Er's Maul mit den Griechen und Römern,“ schrie Burkhard den Antiquar an, und zu Röschen gewendet, dringend: „Nun?“

„Bringt Nahrung und Gedeihen in die Wirthschaft,“ erzählte diese weiter, „aber der Urian steckt dahinter unmittelbar, holt den Segen und die Sippe dazu.“

„Und die hunderttausend Thaler?“ frug der Förster.

„Ist Satans Geld,“ sprach die Erzählerin, „zerläuft wie Butter in der Sonne und läßt zurück Heulen und Zähneklappern.“

„Nun, Gott sei Dank," tröstete sich Burkhard, „ich hab' die Niete auf's Achtel, aber sehen möcht' ich das Kerlchen."

„Macht sich rar," versicherte die Bewanderte, „aber die Waschweiber haben's gesehen leibhaftig und können's beschwören vor'm Amtmann und Gott."

„Spricht's denn?" forschte Burkhard weiter.

„Discutirt wie gedruckt," versicherte Röschen, „der Pastor muß sich verstecken, beweist den Leuten, daß zweimal zwei fünf und der Teufel ein Eichhörnchen ist."

Salomo, der sich mit seinen Citaten nicht mehr herauswagte, brummte vor sich hin: „bei den Syrenen war's auch so, sangen wie nach Noten, ohne Generalbaß und Alles."

Burkhard, in der Meinung, Salomo habe etwas zur Charakteristik des Mätzchens gemurmelt, ermahnte ihn, lauter zu reden. Das gab dem Burschen Muth, er erhob sich:

„Bei den Syrenen," sprach er, „war's accurat so; die Griechen und Römer —"

„Hol' ihn der —," fuhr Burkhard getäuscht auf und neigte sich wieder zu Röschen, um Näheres zu erfahren. Das Mädchen aber warf einen Blick nach der Wanduhr, erschrak und rief: „Gute Nacht, Valli, morgen ein Mehres, Herr Förster!"

Sie entschlüpfte. „Zitteraal," brummte ärgerlich der Alte. Dann ging er eine Zeit lang gedankenvoll in der Stube auf und ab, klopfte die Pfeife aus und sprach, wie zu seinem Troste: „Nun, morgen kommt der Student."

2.

Der Student Sigismund war am folgenden Morgen wohlbehalten angelangt und saß bereits mit Burkhard in der Laube des Gartens beim Frühstück. Zu Beider Verdruß hatte sich auch ein benachbarter College des Försters besuchsweise eingefunden, eine alte ehrliche Haut, welche durch ihre höchst prosaischen Brocken und Bemerkungen, die sie von Zeit zu Zeit in das Gespräch über die Natur der Geister einschob, die zwei Metaphysiker nicht wenig annuyirte.

„Dummes Zeug," brummte Valentin, so hieß der College, als der Student, welcher Burkhard systematisch in die Geheimnisse des Geisterreichs einweihte, eben ein geistreiches Kapitel über die Sylphiden beendigt hatte und sich an dem Triumphe seines Vortrags weidete, der sich auf dem Gesichte seines erstaunten Wirths deutlich genug aussprach, „dummes Zeug, an dem luftigen Volke ist kein wahres Wort;" dabei that er einen heftigen Schnitt in den vor ihm stehenden Schinken und sägte sich ein appetitliches Stück ab.

„Natürlich," sprach Sigismund, mit mühsam unterdrücktem Ingrimme über die fortwährenden Einschiebsel und allen Eindruck störenden Randglossen des Frühstückenden, „wo der Leib rohen irdischen Bedürfnissen fröhnt, liegt der Geist darnieder in schmählicher Fessel und die höhere Welt bleibt ihm verschlossen."

„Mein Geist liegt weder noch steht er," antwortete gelehrt Valentin, „der sitzt, und zwar im Kopfe, darüber sind alle Gelehrten eins, aber mit dem luftigen Volke da, ich mag die Namen gar nicht

in den Mund nehmen, ist nichts, da müßte mir in meiner langen Praxis auch etwas vorgekommen sein."

„Sie sind, was man so zu sagen pflegt," warf der Student in ziemlich verächtlichem Tone hin, „ein simpler Materialist."

Der Schinkenesser, welcher dieses Prädikat im kaufmännischen Sinne nahm, fand sich sehr beleidigt, ward grob und sprach: „Mosje Magister Lobesam, wähl' Er seine Redensarten besser, ich bin wohlbestallter Revierförster und Hegereiter zu Hammelshausen, weiß Er das?!"

„Sancta Simplicitas!" lächelte mitleidig der Aufschließer des Geisterreichs.

Valentin hielt diesen lateinischen Ausruf für ein Schimpfwort und gerieth noch mehr in Harnisch. „Ja," sprach er erbost, „immer red' Er ausländisch, glaubt Er, ich verstehe seine Injurien nicht? Ich verstehe sie gar wohl. Ihn soll das —"

Burkhard legte sich in's Mittel und stiftete Frieden. Nach langem Zureden fuhr der Student in seiner Geisterseherei fort, Valentin frühstückte weiter, jedoch mit ziemlich ungläubigem Gesicht, aber der Wirth war ganz Ohr.

Die Lehre über die Wassernixen war absolvirt, man kam zu dem Geschlechte der Erdgnomen, das in viele Gattungen zerfällt. Die Vorlesung war äußerst gelehrt. Burkhard schwamm im dritten Himmel, nur dem Valentin riß schon wieder die Geduld. Er sprang auf und rief:

„Der Sperber soll mich holen, wenn ich all das Zeug glaube. Wenn ich auch das Petermännchen zugebe, das kleine kuriose Ding, aber mit dem andern Volke ist's nichts."

„Also an das Petermännchen glauben Sie, wohl-

bestallter Herr Hegereiter?“ fragte lachend der Student.

„So halb und halb,“ gestand dieser zu, „es sind mir gar zu viele glaubwürdige Berichte darüber zugekommen, auch glaubte ich's einmal gesehen zu haben, ganz im Spätherbst war's.“

„Wirklich gesehen?“ fuhr Burkhard unwillkürlich auf, „Du Glückskind hast mir davon noch kein Sterbenswörtchen erzählt!“

„Ich kann mich auch getäuscht haben,“ sprach Valentin.

„Mein verehrter Herr Hegereiter,“ fuhr der Student fort, „können Sie sich wohl das Petermännchen natürlich erklären?“

„Das hält schwer,“ war die Antwort.

„Also glauben Sie an Uebernatürliches?“ fragte Sigismund weiter.

„Man muß wohl,“ erwiederte ersterer.

„Nun da begreif' ich aber nicht,“ meinte der Student, „warum Sie die Existenz aller der Geister, von denen ich vorhin sprach, geradezu abläugnen. Glauben Sie denn, daß sich das ganze Universum des Ueberirdischen auf Ihr Petermännchen beschränkt?“

Valentin, durch Sigismund's Logik in die Enge getrieben, antwortete ärgerlich, „er befasse sich nicht mit solchen Lebensfragen.“ Der Examinator aber ließ nicht nach, kühlte sein Müthchen und brachte den armen Hegereiter allmälig zur gelinden Verzweiflung.

Weder vor- noch rückwärts könnend sprang der Geplagte endlich auf und schlug erbost mit dem abgeschälten Schinkenbein auf den Tisch:

„Und ich glaub's doch nicht, das Teufelszeug,“ rief er verstockt, „ist Alles blauer Dunst trotz Demonstration.“ Nach diesem Ultimatum ergriff er jedoch

sogleich die Flucht aus der Laube, um nicht von Neuem auf die logische Folterbank des Studenten gespannt zu werden.

„Gott sei's gedankt, daß wir ihn los sind," sprach erleichtert Burkhard, rückte dem Studenten vertraulich näher, schenkte die Gläser voll und schien etwas Wichtiges auf dem Herzen zu haben.

„Sie sehen an diesem Subjecte," sprach Sigismund, „wie ungleich die Gaben der göttlichen Einsicht vertheilt sind; während Sie, hochgeehrtester Herr Förster, mit so regem Sinn begabt, zur Anschauung der geheimnißvollen Wunderwelt, ist dieser Idiot so tief in die gemeine Thierheit und rohe Sinnlichkeit versunken, daß das geistige Princip nie zu nur einiger Oberherrschaft bei ihm gelangen wird."

„Ach, ja wohl," seufzte Burkhard, „am regen Sinne fehlt mir es nicht, und gleichwohl bin ich mit Blindheit geschlagen und sehe nichts, passirt mir nichts."

„Kommt Zeit, kommt Rath," tröstete Sigismund mit vielverheißendem Tone.

„Also wäre noch Hoffnung," frug der Förster erleichtert und ward immer vertraulicher. „Trinken Sie, Herr Candidatus!"

Dieser hob mit Pathos das Glas empor und deklamirt:

„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen
Auf, bade Schüler unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenroth."

Burkhard faßte jetzt Muth und rückte mit der Sprache heraus. „Hochgeehrtester Herr Candidatus," begann er, „in Kurzem wird, wie ich in Erfahrung gebracht, unser durchlauchtigster Herzog mein Revier mit seinem allerhöchsten Besuche beehren. Ich bin da

ſein Factotum und wir ſtreichen durch Dick und Dünn, nun muß mir ſelbſt der Neid laſſen, ich war früher ein trefflicher Schütze, die Schwalbe war nicht zu ſchnell, ich holte ſie herunter, das Viergroſchenſtück nicht zu klein, ich packte es auf zweihundert Schritt, aber das will heutzutage nicht mehr flecken, ſo daß mir ſchon das Letztemal Seine Durchlaucht mit ihrer höchſten Hand auf die Schultern zu klopfen geruhten und ſprachen: Burkhard, mit uns Beiden geht es rückwärts! Ich erſchrak ſo darüber, daß ich zu zittern begann, denn im Geiſte erſchien die ganze junge Brut, die kaum von der Akademie heim, das Blaue vom Himmel herunter ſchießt und nach meinem armſeligen Förſterſtellchen lungert wie der Satan nach einer armen Seele. Der Herzog, der mein Zittern bemerkt, lachte und ſprach: Burkhard, ſei Er kein Narr, jung bleiben wir einmal nicht. Sehen Sie, mein hochverehrteſter Herr Candidatus, nun möcht' ich für's Leben gern, daß Seine Durchlaucht beim nächſten Beſuch zu mir ſagten: Burkhard, Er iſt ein Teufelskerl, das mach' ich nicht nach, und daß ich dreiſt erwiederte: Ew. Durchlaucht, wollen Ew. Durchlaucht geruhen, Ihro höchſteigne Blicke da oder dorthin zu wenden, da kreiſt ein Sperber und dort ſtößt ein Raubgeier, wie wär's, ich hol' ihn? Hol' Er ihn, würde der Herzog ſagen. Puff, excellent, und der Räuber läge zu unſern Füßen. Sehen Sie, mein geſchätzter Herr Candidatus, da iſt mir in meiner Einfalt die große Idee aufgeſtiegen: Wie wär's, wenn mir durch Geiſterhand das Geheimniß offenbar würde, Freikugeln zu gießen. Verſteht ſich, der Urian müßte aus dem Spiele bleiben, den brauchen wir gar nicht, die Geiſter ſind ſo geſcheute Leute, wie Er. Allenfalls wollt' ich mich dazu verſtehen,

dem Herrn Urian, weil wir ihm in's Handwerk greifen, durch ein monatliches Deputat Wildpret das Maul zu stopfen, und nun, mein verehrtester Herr Candidatus, was sagen Sie zu der kolossalen Idee?"

Sigismund machte lange ein sehr nachdenkliches Gesicht. „Die Sache hat viel Schwierigkeiten," sprach er endlich.

„Das glaub' ich, Werthgeschätztester," fiel Burkhard ein, „aber wer so intim mit der ganzen Naturgeschichte der Geister, ich sollte glauben —"

Der Student schwieg lange und in seinem Innersten schien ein Gedanke aufzugehen.

„Nur ein paar lumpige Kugeln," fuhr der Förster fort, „ein wahres Bagatell für die Herren Geister, fällt ihnen darum keine Perle aus der Krone, einen alten Mann glücklich zu machen, der sich vierzig Jahre lang geplagt für Gott, König und Vaterland."

„Die Sache verdient der reiflichsten Ueberlegung," meinte der Student.

„Ja, überlegen Sie, hochgeschätzter Freund und Gönner," ermahnte der Freischütz in spe.

„Es sind da zuvor noch manche Hindernisse aus dem Wege zu räumen."

„Räumen Sie, räumen Sie, mein lieber Herr Candidatus, ich helfe."

„Wenn Sie mir aufrichtigst an die Hand gehen wollten, Herr Förster —"

„Mit Leib und Seele," rief dieser, — „nota bene Freundchen, der Urian, der Samiel bleibt aus dem Spiele, mit dem Kerl will ich Nichts zu schaffen haben."

„Der bleibt hinweg, wie billig," versicherte Sigismund.

„Nun, da gebieten Sie, Freundchen," rief erleichtert der Förster.

„Großer Opfer bedarf es gar nicht," meinte das Freundchen.

„Um so besser, Candidatchen."

„Ich baue auf Ihre Mitwirkung und Discretion, Herr Förster."

„Häuser, Häuser, Felsen, Vorgebirge, was Sie wollen," rief dieser zugestehend.

„Sehen Sie," rückte der Student näher heran, „die Sache ließe sich allenfalls arrangiren."

„Ich bin Ohr, Candidatchen, weiter —"

„Dann ist aber das erste Bedingniß, daß ich mit Lust und Liebe an das Werk gehe."

„Versteht sich."

„Frohen Herzens und frohen Muthes," fuhr der Student fort.

„Recht und billig."

„Aber mein Herz ist betrübt, mein Muth dahin, tiefer Schmerz wohnt in meinem Innern," sprach Sigismund im dumpfen Tone.

„Muß heraus!" entschied Burkhard schnell.

„Wird schwer halten," seufzte der Geisterkundige. „Valerie verwirft meine Anträge und ich habe die redlichsten Absichten —"

„Schnickschnack, das Mädel weiß nicht, was es will."

„Binnen Jahr und Tag sind meine Studien absolvirt, an Gönnern fehlt mir's nicht, eine gute Pfründe kann mir nicht entgehen."

„Weiß es, weiß, werthgeschätzter Herr Candidat, aber sie wird sich besinnen."

„Wenn ein Wort von Ihnen —", bat der verschmähte Liebhaber.

„Sie wird sich besinnen, das ist meine Sorge," entschied kräftig der Förster.

„Nun denn," rief Sigismund aufspringend, „Herr Förster, meine Hand, so wie ich das Jawort habe, gehen wir an's Werk."

„Herzens-Candidatchen," rief entzückt Burkhard, den Schwiegersohn in Hoffnung umarmend, „wenn's weiter nichts ist."

Man schenkte noch einmal die Gläser voll und trank auf glücklichen Ausgang der Sache.

3.

Valentin war in seinem Aerger nach dem Försterhause zurück gekehrt. Er traf hier auf Valerien, die er sogleich in Beschlag nahm.

„Valli," sprach er voll frommen Eifers, „Du bist ein gutes, aufgeklärtes, menschenfreundliches Kind, laß Dich mit jenem Schlucker nicht ein in der Laube."

Valerie sah ihn fragend an.

„Der ist voller Lug und Trug," fuhr der Ermahner fort. „Mich wollt' er auch umgarnen, da kam er an. Sich an einen so aufgeklärten Mann zu wagen. Er hat's gebüßt."

Valerie war ganz erstaunt.

„Laß Dich nicht berücken," fuhr Valentin eindringlicher fort, „bleib ein fromm Kind, halt an Christum, wie ich. Deinen Vater hat er jetzt beim Kragen, bald ganz, aber ich schreie noch ein Wort dazwischen, eh' ihn der Schwarze holt."

„Ihr macht mir bange, Herr Valentin,“ ſprach nicht ohne einige Beklemmung das ſchöne Mädchen.

„Dacht's gleich,“ fuhr jener fort, „die Teufelsſcarteken, die jener Lumpacius dem Burkhard geſchickt, die haben ihn den Kopf verdreht.“

„Ja wohl,“ ſeufzte Valerie, „ſeit der Vater über jenen Büchern ſitzt, iſt er ganz umgekehrt.“

„Aber ich ſehe ſchon, wo der ganze Spuk hinaus will,“ ſprach der Forſtmann, „o, man iſt nicht ſo dumm, als es vielleicht den Anſchein hat.“

„Wo denn hinaus?“ frug zaghaft Valerie.

„Sieh'ſt Du, mein aufgewecktes Kind,“ fuhr jener fort, „daß der Schlucker in der Laube an all das Zeug ſelbſt glaubt, das mag er einem Andern weiß machen, aber er weiß, 's iſt einmal Burkhard's ſchwache Seite. An dieſe attachirt er ſich und denkt, hab ich einmal den Alten, kann mir das Mädel nicht entgehen.“

Valerie that, als verſtände ſie den Sprecher nicht.

„Biſt ja ſonſt nicht auf den Kopf gefallen,“ ſprach dieſer ärgerlich, „nun heirathen will Dich der Mosje, einfältiges Ding, geht aber den krummen Weg und ſteckt ſich hinter den Alten.“

„Das iſt luſtig,“ lachte das Mädchen, „und darum die geiſtigen Vorleſungen?“

„Ich finde da gar nichts Luſtiges, Mamſell,“ fuhr Valentin immer ärgerlicher fort. „Ein Liebhaber,“ ſprach er lauter, „der den Vater mißbraucht, um die Tochter zu capern, den ſoll — ja den ſoll,“ rief er erboſt, „der Teufel holen. Er kann's hören, der Urian von Salamanka oder wo er ſonſt her iſt.“

„So mäßigt Euch doch,“ beſänftigte Valerie.

„Vor Zeugen und Notar ſag' ich's,“ ſpektakelte Valentin, „der Teufel ſoll ſo einen Amouren holen.“

„Ich werde ganz böse, Herr Valentin —“

„Und auch mich will der Kerl chikaniren, der ich vorgeritten vor Sr. Durchlaucht, so ein Naseweis — nun da soll doch gleich —“

Valerien gelang es endlich, den durch seine eignen Worte in Harnisch Gerathenen, zu beruhigen. „Hier meine Hand,“ sprach sie, „Ihr sollt mich nie ein freundlich Wort mit dem Studenten sprechen hören.“

Valentinen aber stak der Aerger noch zu tief im Blute. „Christus Gottes Sohn!“ rief es, „Ihr Frauenzimmer, thut mir nicht so zuversichtlich, wenn vom Heirathen die Rede ist.“

Jetzt ward das Mädchen böse und ernst und entschied entschlossen: „Eher stürze ich mich von dem Eichenfelsen in den See, ehe ich dem die Hand gebe.“

„So sprach die neulich in der Oper auch,“ brummte Valentin, „zum Glück kam's nicht zum Sprung.“

„Immer spottet,“ sprach Valerie, „ich halte Wort, Ihr werdet sehen.“

Der halb ernste, halb wehmüthige Ton dieser Worte machte den Waidmann aufmerksam. Er betrachtete das todesmuthige Försterkind, dann rieb er sich die Stirne, als sänne er über Etwas nach, ward freundlich, klopfte Valerien auf die Sammetwange, und sprach: „Muß es ja glauben, kleiner Schelm, aber wär' der Johannes nicht, hätt' ich doch Recht. Nun,“ fuhr er fort, „närrisch Ding, brauchst nicht roth zu werden, Johannes ist ein lieber Kerl, ächt und braves Waidmanns-Geblüt, gegen den sich der Vitzliputzli dahinten verstecken muß.“

„Wie Ihr auch wieder sprecht,“ stammelte erröthend das Mädchen. „Ich verstehe Euch gar nicht.“

„Es ist Jammerschade, daß ich ihn nicht behalten

konnte," fuhr Valentin fort, „der brave Burſche gewann ihn lieb in der erſten Stunde. Alſo das iſt der ſcharfe Schütze," lachte er behaglich, „der der guten Valli Herz getroffen; ja das glaub' ich, der brauchte nicht dem Papa Vorleſung über den Teufel und ſeine Großmutter zu halten. Nun in Gottes Namen, da hab' ich Nichts dagegen — nur der Saſſafraß nicht, dieſer Derwiſch. Aber — iſt denn das Mädchen geblieben?"

Valerie, als Valentin auf das Evangelium des Johannes gekommen, war, während jener an ſeinen Feuerſtein Feuer ſchlug, unvermerkt entſchlüpft, ſo daß des Waidmanns letzte Declamation nur dem Banko, dem Hühnerhunde, zu Gute kam, der vor ihm ſaß und aufmerkſam zuhörte.

4.

Dem betrügeriſchen Studioſus war es bald gelungen, durch ſein myſtiſches Geſchwätz den alten Burkhard völlig auf ſeine Seite zu bringen. Valentin war nach einen heftigen Streit über ſeines Collegen Leichtgläubigkeit, worin ihm das Wort „Schafskopf" entflohen, im Zorne geſchieden, und die arme Valerie nun ganz ſchutzlos den widerlichen Bewerbungen des Studenten und der eben nicht zarten Behandlung des verblendeten Vaters Preis gegeben.

Es war ein naßkalter, dunkler Abend. Der Sturm rüttelte unaufhörlich an dem Giebel und den Fenſterladen der kleinen Förſterwohnung, und in den Kronen der hohen Fichten des nahen Waldes heulte und brauſte es in wunderlichen Tönen.

Sigismund, der keine Gelegenheit unbenutzt ließ, die Phantasie des Försters für seine Zwecke zu bearbeiten, hielt eben wieder eine äußerst große und spukhafte Vorlesung, worin er von Salomo, der gleichsam für seinen Famulus gelten konnte, nach Kräften unterstützt ward.

Der Student mochte noch so Widersinniges zu Markte bringen, Salomo bestätigte es allemal mit Erfahrungen aus seinem Leben und aus dem der Griechen und Römer. Ueberall war er dabei gewesen, und hatte er ja einmal einen Spuk versäumt, so hatte denselben doch irgendwo ein Freund genau beobachtet und ihm darüber genauen Bericht erstattet.

Valerie saß mit verweinten Augen in der Ecke beim Spinnrade.

Sigismund that jetzt einen Zug aus dem Grogglase, setzte es vor sich hin und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit auf das seltsame Heulen des Sturmwinds in den Gipfeln der alten Fichten. Burkhard und Salomo thaten es dem Studenten nach und es entstand eine tiefe unheimliche Stille im Zimmer, welche der hohle Ton des Sturmes nur noch unheimlicher machte.

„Die Sturmgeister", begann der Student nach einer Pause, „sind diese Nacht sehr geschäftig, sie haben etwas im Werke, aber die Stimmen sind verworren." — Er lauschte weiter und Salomo erhob sich:

„Meister," sprach er, „die Griechen und Römer sagten bei solcher Sturmwirthschaft, Herr Aeol nimmt die Backen voll."

Burkhard winkte mit der Hand Ruhe, damit der Student nicht gestört werde. Nach einer Pause fuhr Letztrer fort, in dumpfen abgebrochenen Sätzen:

„Ein ewiges Ringen und Kämpfen, keine Partei

will ſich ergeben — vor Mitternacht muß der Kampf entſchieden ſein — der ſchwarze Molo führt ſeine Felſengeiſter herauf, die ſeit Ewigkeit in den Klüften ſchliefen — aber die höhniſchen, vorlauten Luftgeiſter fahren lachend und pfeifend über die dumpfbrummenden Rieſen. Hört Ihr's nicht, wie ſie ſich necken, Herr Förſter?"

„Es iſt mir ſo," meinte dieſer und ſpannte Ohr und Phantaſie zugleich an, um in dem verworrenen Sturmbrauſen den Geiſterkampf zu entdecken.

„Die Brummer," commentirte Salomo, „ſind ein höchſt ungeſchlachtes Volk, die Pfeifer aber deſto malitiöſer. Schon die Griechen und Römer —"

„So halt das Maul, wenn ich Etwas verſtehen ſoll," zankte Burkhard; „der Guckuk mag ſich da in der complicirten Sturmſchlacht zurecht finden, wenn der Maulaffe immer dazwiſchen ſchreit."

Wieder lauſchte man eine Weile. Da begann der Student ſeinen Sermon von Neuem, aber ſeine Stimme ward immer dumpfer, ſeine Rede immer myſtiſcher. „Burkhard;" rief er jetzt aufſpringend, und faßte den Erſchrockenen krampfhaft beim Arm, „dieſe Nacht bringt Euch nichts Gutes, die Stimme des Sturmes hat mir's verrathen."

„Auch ging der Kater," bekräftigte Salomo, „den ganzen Tag wie vor dem Kopf geſchlagen herum, den Schwanz wohlweislich eingezogen."

„Was iſt da zu thun," fragte erſchrocken der Alte, „iſt der Geiſter Zorn nicht zu verſöhnen?"

„Drei rothe Striche über die Thür mit Bocksblut," rieth Salomo.

Immer fürchterlicher tobte der Sturm, die hohen Fichten krachten und nicht ſelten fiel ein Ziegel vom

Dache des Förſterhauſes. Burkhard ward immer bänger, er ergriff die Hand des Studenten.

„Candidate, was habe ich zu thun," frug er angſtbeklommen, „giebt's kein Mittel?"

„Haltet feſt im Glauben zu mir," ſprach dieſer, „das iſt jetzt das einzige was ich rathen kann, gegen zwei vereinte Seelen haben die Geiſter weniger Macht, und wären ſie noch ſo ſtark; aber ſtill jetzt, vielleicht daß mir aus den Stimmen des Sturmes noch ein Mittel kund thun wird gegen die drohende Gefahr."

Und wieder lauſchte Alles. Der Sturm wüthete fort. Ein Stamm, den er im nahen Walde entwurzelt hatte, brach jetzt mit dumpfem Geräuſch zuſammen, dabei praſſelte der Regen ununterbrochen an die wohlverriegelten Fenſterladen.

Ein Schauer überlief Burkhard bei dem Toben der Natur und ſelbſt Valerien, dem muthigen Förſterkinde, ward es ganz unheimlich zu Muthe. Sigismund lauſchte fort.

Da mit Einemmal ertönte ein Klopfen an der Hausthür.

„War das nicht Klopfen?" frug leiſe und zähneklappernd Burkhard.

„Ja wohl," ſprach Valerie, „wer kann das nur ſein?"

„Es war wohl der Sturm," tröſtete ſich der Vater. Man horchte ſtill.

Da klopfte es wiederholt und ſtärker.

„Um Gotteswillen, Candidate," ſtammelte Burkhard, „ſollten ſchon die Geiſter — aber die ſpectakeln noch draußen im Walde —"

„Iſt wahrſcheinlich blos eine Deputation," meinte Salomo kreideweis.

Und zum Dritten klopfte und rasselte es an der wohlverschlossenen Thür.

„Es ist gewiß ein Reisender, der sich in dem Unwetter verlaufen," sprach jetzt muthiger Valerie, „Salomo mag doch nachfragen."

„Wer heißt ihn sich verlaufen," versetzte Burkhard, „es wird nicht aufgemacht."

„Ja, wer heißt ihn sich verlaufen," zähneklapperte Salomo, der nicht viel Lust verspürte, den sichern Platz hinter dem Tische zu verlassen.

„Aber nachfragen möchten wir doch," sprach der Student, den die Neugierde plagte ob des nächtlichen Besuchs. „Sind es die Geister, so ist es nicht politisch, sie so lange haseliren zu lassen und ihren Zorn zu reizen, sie fahren sonst leicht zum Schornstein herein und wissen sich zu rächen."

„Wohl wahr," versetzte zitternd Burkhard, „also mein Salomo, nimm ein Licht und frage nach, aber sei höflich und bescheiden, die Herren Geister könnten Dir sonst den Kopf umdrehen, das Gesicht im Nacken."

Salomo griff unwillkürlich nach seinem Kopfe, um sich zu überzeugen, ob er noch in der richtigen Lage säße. „Meister," protestirte er, erschrocken über den gefährlichen Auftrag, „mich schickt nicht, wenn Ihr ein Unglück verhüten wollt. Ihr kennt meine Hitze. Ich bin kurz angebunden."

„So mäßige Dich," ermahnte Burkhard, „und frage nach."

„Und wenn so ein blitzblauer Geist mir etwa Sottisen sagt, Meister, ich kenne mich da nicht mehr, es wird nicht gut."

„Einbildung," sprach der Förster, „Du gehst, Salomo, und befolgst meinen Befehl. Ich würde

es selbst thun," wendete er sich zum Studenten, „wenn ich schon das Glück gehabt, mich mit Geistern zu unterhalten, aber so weiß ich mich durchaus nicht zu benehmen."

„Nun, ich erst," versicherte Salomo, „ich muß ihnen ein wahrer Greuel und Scheuel sein, ich bin grob und die Geister fein, da kann gar nichts Gutes herauskommen."

„Ungehorsamer Bursche, feige Memme, wirst Du gehen!" rief jetzt Burkhard erbost.

„Immer injuriren Sie, Herr Förster, schlagen Sie mich braun und blau; daran sterb ich nicht, ich vertrage schon Etwas; das Schmerzensgeld entgeht mir nicht; die Kurkosten tragen Sie, Ehrenerklärung obendrein; aber bei der hochedeln Geisterzunft anfragen, das laß ich wohl bleiben, ich kenne mich, ich bin ein Grobian, sackgrob, wenn's sein muß, und die Geister verstehen keinen Spaß. Ich stehe in der Blüthe meiner Jahre und habe noch keine Lust mich im Rücken zu beschauen mit verdrehtem Halse. Ich bin nicht so neugierig und habe in meinem Leben nicht verlangt dahin zu sehen."

Das Klopfen und Rasseln an der Hausthür ward immer heftiger.

„Da hören Sie's," fuhr Salomo fort, „die luftige Gesellschaft wird immer massiver. Ohne Halsumdrehen geht's nun gar nicht mehr ab. Schon die Griechen und Römer —"

„So werd' ich selbst nachfragen," sprach entschlossen Valerie, ergriff ihr Lämpchen und eilte nach der Hausflur.

„Ein Blitzmädel," brummte Burkhard, und zu Sigismund gewendet frug er besorgt, „sie werden dem Naseweis doch nichts anhaben?"

„An reinen Gemüthern vergreift sich kein Unsterblicher.“

„Ja, der thun sie Nichts,“ meinte Salomo, sich den Angstschweiß von der Stirn trocknend, „da sind's vernünftige Leute, generös und galant.“

„Wer klopft so spät?“ hörte man jetzt Valerien fragen, worauf eine männliche Stimme antwortete, die man nicht erkannte; das Mädchen aber eilte mit seltsamer Hast zur Stube zurück nach dem Schlüsselbunde.

„Bist Du von Sinnen?“ rief erschrocken der Vater, „aufmachen, wer ist's denn?“

„Johannes!“ antwortete Valerie und hatte im Augenblick schon die Thür geöffnet, durch welche, in einen Reitermantel gehüllt, eine kräftige Jünglingsgestalt herein trat.

„Was Teufel, Johannes,“ rief im Tone der getäuschten Erwartung, ziemlich ärgerlich Burkhard, der in die Stubenthür getreten war, „woher in so später Nacht?“

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Förster, ob des nächtlichen Ueberfalls,“ sprach der Jüngling, sich den Regen abschüttelnd, „ich hatte mich verirrt in der mir unbekannten Gegend, die Nacht übereilte mich und ein Gasthaus oder menschliche Wohnung war nirgends zu erblicken.“

„Aber mein Gott,“ sprach Burkhard, „wer wird sich auch verlaufen, und um Mitternacht bei gottesfürchtigen Leuten als Kobold an der Thür rumoren. Wir denken nicht anders als die gesammte Höllenschaar will herein. Bei solchem Wetter bleibt man fein zu Hause und macht keine Landparthien. Ich denke, Mosje Johannes sitzt ganz ehrsam in der Residenz und wartet auf ein Unterkommen.“

„Nicht aus Vergnügen," sprach gekränkt der Jüngling, „unternahm ich die Wanderung zu Ihnen, Herr Förster, sondern in Folge dieses Schreibens des Herrn Oberforstmeisters." Damit überreichte er ein Papier, das Burkhard mit ziemlichem Unwillen annahm, und überflog.

„Wie ich geahnt," sprach er noch unfreundlicher, „die großen Herren haben gut zu reden. Ich habe es doch Seiner Hochwohlgeboren neulich klar genug auseinandergesetzt, daß ich keines Gehülfen mehr bedürftig bin auf meinem kleinen Revier. Was hilft's, die großen Herren geruhen und uns kleinen Leuten bleibt nichts übrig als zu gehorchen. Nun, Er wird der Ruhe bedürfen," sprach er nach einer Pause etwas milder, „kann heute mit auf Salomo's Kammer schlafen. Valli, wenn noch etwas Grog im Topfe, gieb es dem nächtlichen Störenfried mit hinauf."

Valerie war sehr eilig in Befolgung des väterlichen Willens. Johannes aber reichte dem Förster die Hand: „Herr Förster," sprach er, in aufrichtigem und schmerzlichem Tone, „es thut mir wahrhaftig leid, Euch als so unwillkommner Gast erscheinen zu müssen. Ich stellte dem Oberforstmeister auch vor, daß ich unlängst bei Euch vergeblich um Unterkommen angefragt und daß Ihr mit Assistenten hinlänglich versorgt wäret; aber Ihr kennt selbst den alten Waidmann, er läßt sich nicht gern widersprechen, in dem was er sich einmal in den Kopf gesetzt hat. Nur ein Jahr soll ich mich noch in der Praxis des Forstwesens vervollkommnen, wo er alsdann für eine Anstellung sorgen will."

„Ja, da sitzt gleich eine Anstellung," fuhr Burkhard heraus, „die Großen sind mit schönen Worten sehr freigebig, aber es bleibt auch bei den schönen

Wortrn, zumal jetzt, wo die Welt von jungen Schluckern wimmelt, die alle in's Brot wollen."

„Er hält gewiß ſein Wort," ſprach Johannes warm, „wenn es ihm irgend eine Möglichkeit iſt."

„Schon gut," lachte der Förſter, „euch jungem Volke hängt der Himmel immer voller Geigen, werdet ſchon andern Sinnes werden; für jetzt ſchlaft wohl."

„Das wäre hart," ſeufzte der Jüngling und verließ in Salomo's Begleitung das Zimmer.

Sigismund aber, dem die Theilnahme nicht entgangen, welche Valerie für den Ankömmling verrieth, blickte ihm giftig nach und raunte Burkharden zu:

„Herr Förſter, vor dem nehmt Euch in Acht, ſein Geſicht ſagt nichts Gutes."

„Hat aber ein gar ehrlich Geſicht," meinte der Alte.

„Nehmt Euch in Acht," wiederholte jener dringend, „meine Ahnung von vorhin täuſchte mich nicht, dieſe Nacht hat Euch nichts Gutes gebracht."

5.

Das Gießen der Freikugeln war glücklich vorüber gegangen. Sieben ſchöne Freikugeln lagen wohl verwahrt im geheimſten Fache von Burkhard's Schreibtiſche. Täglich ſechsmal, des Vormittags dreimal und dreimal des Nachmittags, ſah man den Förſter in das Oberſtübchen ſteigen, wo der verhängnißvolle Schreibtiſch ſtand, und die Thür jedesmal ſorgfältig hinter ſich verſchließen. Behutſam und mit Vorſicht

eröffnete er das geheime Fach, nahm die merkwürdigen bleiernen Pillen heraus, besah und beroch eine jede; dann wickelte er sie sorgfältig wieder in Baumwolle und Papier, verschloß sie und entfernte sich mit unheimlichem Grauen. So trieb er's drei Tage. Am vierten trat der Versucher zu ihm und flüsterte: „Wie wär's Burkhard, wenn Du ein solch Kügelchen probirtest? Es bleiben noch sechs und vollauf, dem alten Herzog den Daumen auf's Auge zu drücken."

Der Gedanke war süß und lockend, „aber nein, Burkhard, sei ein Mann," sprach's in ihm, „nicht neugierig, und vergeude nicht die Gottesgabe, die dir durch Geistermacht und Güte verliehen ward." Und wieder raunte der Versucher: „Burkhard, die Augen möcht' ich sehen vom Salomo, wenn Du das Blaue vom Himmel holst; es ist ja nur zur Uebung, die Geister zürnen nicht darob und der Student erfährt's nicht. Es ist nur um den Salomo in Respect zu halten, der täglich naseweiser wird und, ein ungläubiger Satan, zweifelt, daß Du noch einen edeln Hirsch erlegen konntest rechtskräftig."

Schon zuckte die Rechte des Försters nach einer Freikugel, aber er legte sie wieder hin. Der Versucher fuhr fort: „Der Schuß wird bekannt, Salomo hat's Schweigen nicht gelernt. Der Valentin fühlt sich getroffen und nimmt den „blinden Hessen" zurück; der Nachbarschaft nicht zu gedenken." Das war zu viel, Burkhard unterlag. Er holte zitternd sein erprobtes Jagdgeschoß, die Freikugel rollte in den Lauf und bald hörte man Burkhard's Stimme im Hofe: „Salomo, wo steckt der Teufelsbraten?"

Salomo's lange Gestalt ward hinter dem Gartenzaune sichtbar. Seine Hand hielt einen todten Maul-

wurf empor und rief: „Meiſter, da hab' ich den Schlucker!“

„Laß jetzt das Maulwurfsfangen, mein Salomo,“ ſprach Burkhard ſanft, „wir machen ſelbander einen Gang durch den Wald.“

„Meiſter,“ fuhr Salomo hinter dem Zaune fort, „das nenn' ich ein Exemplar, der muß Wirthſchafts-ſecretair geweſen ſein, ſo fett iſt er.“

„Leg' ihn zu der übrigen todten Rotte, ich honorire den Schwanz wie keinen, aber jetzt folge mein Salomo.“

Salomo trug den Maulwurf in Prozeſſion nach ſeiner Kammer und erſchien nach einer Weile mit dem Jagdgewehr. Die Beiden wanderten dem Walde zu.

„Ich ſag' Dir, Salomo,“ begann der Förſter, „es juckt mich heut ordentlich, einmal loszubrennen.“

„'s iſt einem ſo manchmal, ich weiß,“ meinte der Burſche, „der Menſch hat ſeine Tage, wie's liebe Vieh. So war's ſchon im Alterthume. Wenn der Römer am Morgen ſtolperte, ſo ging's fort den ganzen Tag; die Butterſemmel fiel auf die geſchmierte Seite, was er trank lief in die unrechte Kehle und ein Malheur folgte dem andern.“

„Ich glaube,“ fuhr Burkhard fort, „ich könnte heut dem knapernden Eichhorn die Nuß aus den Zähnen holen.“

„Chriſtens hätt',“ rief Salomo, „Meiſter, was habt Ihr an der Nuß, packt nur's Horn, kommt die Nuß mit.“

„Du verſtehſt keine Allegorie,“ erwiederte ärgerlich der Förſter, „mit ſammt Deinen Griechen und Römern, dem Heidenvolke.“

„Wurden ſpäterhin getauft, von Mutterleibe an

wie wir," brummte Salomo, „glaubten an die Dreifaltigkeit und den Papst dazu."

„Salomo, Du weißt, ich streite mit Dir nicht über Dinge, die Du nicht verstehst. Gieb mir jetzt ein Ziel, aber ein respectables."

Der Bursche schaute sich ringsum, und nach einer Weile: „Meister, dort der schwarze Buchenstumpf, wenn Ihr dem was anhaben könntet."

„Schafskopf, ich hab' Dir gesagt ein respectables. Der Buchenstumpf ist ja ein wahrer Babelthurm."

„Meister, ich will Euch was sagen," hub Salomo an, „der Thurmbau zu Babel war doch, bei Lichte besehen, ein rechter Schwabenstreich."

„Schweig mit Deinen Albernheiten," fuhr Burkhard ärgerlich heraus.

„Ja, die waren's," docirte Salomo weiter, „da dem lieben Gott in die Karten gucken zu wollen, aber die Strafe kam nach. Die Mauerpolirer redeten mit einem Male rothwelsch, die Maurer arabisch und die Handlanger syracusanisch, so kam die Confusion zu Stande, die Prügelei folgte und der Thurm blieb Stückwerk."

Jetzt war Burkhard's Geduld zu Ende. Er faßte Salomo beim Kragen, schüttelte ihn und rief zornig: „Wird der Satan Ruhe halten und mir ein Ziel zeigen?"

Der Geschüttelte hielt wieder Umschau in der Waldgegend.

„Meister, seht Ihr jenen Baum dort mit den drei Riesen-Aesten?"

„Ganz recht!"

„Er steht etwas gegen Morgen?"

„Ich sehe ihn!"

„Seine Wurzeln ſpringen hier und da aus der Erde?“

„Ja doch!“

„Er ſcheint ungefähr ſeine funfzig Jährchen zu zählen?“

„Satan, was iſt mit dem Baume?“

„Beliebt nur mit Euern Augen den Stamm hinauf zu ſpazieren.“

„Nun? —“

„Da trefft Ihr auf die drei erwähnten Rieſen-Aeſte.

„Und? —“

„Aus dem mittlern Aſte ragen zwei mäßige dürre Zweige wie Heugabeln hervor, Meiſter, wo habt Ihr Eure Brille?“

„Brauche keine, erkenne die Zweige gar wohl.“

„Sie ſind vollkommen dürre.“

„Sehe ſchon!“

„Meiſter, ich glaube, die Brille könnte nicht ſchaden.“

„Denkt der Eſel ich hätte den Staar, die majeſtätiſchen Zweige, wer die nicht ſehen wollte.“

„Zwiſchen dem einen Zweige und dem Hauptaſte hat ſich ein vorjähriger Tannzapfen eingeklemmt.“

„Den hol' ich,“ rief Burkhard ſchnell reſolvirt und machte ſich ſchußfertig.

„Das wäre ein Meiſterſtück, Meiſter, Ihr wollt doch nicht?“

„Schweig, Salomo, und hab Acht, wie er fällt und bring ihn mir.“

Der Schuß krachte durch den Wald.

„Mein Salomo bring' mir den Zapfen,“ ſprach Burkhard ſtolz und gnädig.

„Da müßt' ich einen langen Arm haben.“

„Wo fiel er hin?“

„Weder in den Himmel noch auf die Erde, er blieb, wo er war.“

„Unmöglich!“

„Meister, Ihr habt ja einen ganz andern Ast getroffen, seht die Splitter, zwei Fuß weit vom Ziel!“

„Aber es ist nicht möglich. Ich sage Nein!“

„Ich sage Ja.“

„Und der Zapfen?“

„Dort sitzt er wie angenagelt, ja, ich dacht's gleich, man soll den Himmel nicht versuchen, wie die Babylonier.“

„Aber mein Salomo, so schaue doch in Teufels Namen genau hin,“ rief der aus allen Himmeln gefallene Waidmann.

„Was hilft das. Der Zapfen bleibt oben, ich unten, meine Blicke sind keine Posten, nicht einmal Vogeldunst.“

Jetzt warf Burkhard sein Feuerrohr ingrimmig auf den Boden, brach in laute Verwünschungen aus und rannte wie wahnsinnig davon.

„Da haben wir den Babylonier,“ rief der erschrockene Salomo, „er spricht schon ganz irre. Den Tannzapfen, ja Prosit Mahlzeit.“ Er hob Burkhard's Jagdgewehr vom Boden auf und eilte dem getäuschten Freischützen nach.

6.

Das Erste war, als Burkhard nach Hause kam, daß er ohne ein Wort zu verlieren, den erstaunten

Studenten beim Kragen faßte und zu schütteln begann.

„Nun, was soll das bedeuten?“ rief dieser, und suchte sich loszumachen.

„Teufelsbraten, Ihr habt mich genarrt mit den Freikugeln,“ sprach Burkhard ingrimmig, und schüttelte unverdrossen weiter. „Ich habe eine probirt.“

„Und nichts getroffen?“ frug Sigismund.

„Zehn Meilen davon, wie konnt' ich mich blamiren vor Seiner Durchlaucht! Aber ich packe Ihn schon.“ Er griff noch herzhafter zu.

„So laßt mich, zum Henker — es war ja ganz natürlich, daß Ihr nicht treffen konntet.“

„Ganz natürlich, und das sagt Ihr?“ frug verwundert Burkhard, und ließ den Studenten fahren.

„Habt Ihr das Versprechen gehalten,“ frug jener „das Ihr mir beim Kugelgießen gabt, unter welcher Bedingung das Werk nur gelingen konnte?“

Der Förster rieb sich sinnend und verdrießlich die Stirn.

„Ist Valerie seitdem nicht noch spröder gegen mich geworden,“ fuhr Ersterer fort, „anstatt daß Ihr sie meinen Anträgen willfährlicher machen solltet.“

Burkhard schwieg betroffen.

„Glaubt Ihr,“ sprach der Student in ernstem rügenden Tone, „daß sich die Geister warnen lassen, daß sie dem Wortbrüchigen ihren Beistand leihen werden?“

„Aber wie ist die Sache wieder gut zu machen,“ frug nach einer Pause Burkhard, der dem Studenten nicht ganz Unrecht geben konnte, „wie erhalten wir neue ächte Freikugeln?“

„Erst müssen wir die erzürnten Geister versöhnen, bevor wir von Neuem an das Werk gehen.“

„Wodurch versöhnen wir sie?“

„Vor allen Dingen muß jene Person aus Valerien's Nähe gebracht werden, die allen meinen Bestrebungen so feindlich entgegensteht.“

„Ihr meint den Johannes?“ frug der Förster.

„So ist es, er muß entfernt werden.“

„Das wird schwer halten, — der ausdrückliche Befehl des Oberforstmeisters —“

Der ausdrückliche Befehl des Oberforstmeisters,“ rief jetzt Sigismund mit erhobener Stimme, „kann Euch nicht zumuthen, daß Ihr einen Mörder in Eurem Hause beherbergt.“

„Johannes ein Mörder!“ rief zum Tod erschrocken Burkhard.

„Durch Geistermacht,“ fuhr ersterer fort, „ist mir das Verbrechen offenbar worden. Habt Ihr noch nicht den Brillantring an dem Zeigefinger seiner rechten Hand bemerkt?“

„Er ist mir aufgefallen,“ versetzte der Förster.

„Mit dem er so geheimnißvoll thut, über dessen Erlangung er nie mit der Sprache heraus will?“

„Das ist wahr,“ sprach Burkhard mit immer bedenklicher werdendem Gesicht.

„Nun zu diesem Schatze ist er nicht auf rechtem Wege gekommen, ein armer Jägerbursche, das begreift jeder.“

„Er sollte aber?“ — frug zögernd der Förster.

„Abgemuckt hat er den Eigenthümer,“ entschied der Student, „forschet nur genauer nach, Herr Förster, es kann nicht fehlen und Euer gerechter Verdacht wird zur Gewißheit. Ich habe ihn bereits zu wiederholten Malen sondirt, aber mir hält er nicht Stand.“

„Da will ich bald im Klaren sein," rief Burkhard und wollte fort.

„Aber ja vorsichtig," mahnte Sigismund, „es genüge Euch, wenn er das Haus räumt. Alles wird sich dann günstiger gestalten."

„Und mein voriger Ungestüm, Herr Candidat — Eure Hand —"

„Ist vergessen," rief einschlagend der Student, und der Förster eilte, um den vermeintlichen Mörder ausfindig zu machen.

7.

„Johannes," begann Burkhard, als er den Jägerburschen gefunden, „es gefällt mir Manches nicht an Dir."

Johannes sah ihn fragend an.

„Es ist mit Dir," fuhr ersterer fort, „nicht Alles, wie es sein sollte."

„Ich verstehe Euch nicht, Herr Förster."

„Wie kommt das Ding da an den Finger?" Er zeigte auf Johannes Ring.

Etwas überrascht erwiederte nach einer Pause der Gefragte: „Ein theures Vermächtniß von theurer Hand."

„Der Teufel auch," fuhr jetzt Burkhard auf, „wo ist der Ring her?"

Johannes schaute ihn ernst an und schwieg.

„Du bist im Felde gewesen," polterte jener weiter, „da weiß man, wie's her geht, ich will Gewißheit, ob das Ding ehrlich erworben."

„Auf ſolche Fragen bin ich keine Antwort ſchuldig.“

„Nun da haben wir's,“ tobte der Förſter, „wer ein ehrlich Gewiſſen hat, hält nicht hinter dem Berge. Ich will's aber heraushaben.“

„Ein Verſprechen bindet mich, dies genüge Euch.“

„Könnte Jeder ſagen. Ich will reinen Wein.“

„Ein Wort ſo viel als tauſend, ich kann's Euch nicht ſagen, wenigſtens jetzt nicht; aber ſo viel, daß wir nach dem jetzigen Geſpräch nicht länger beiſammen bleiben können.“

„Sehr obligirt,“ fiel Burkhard ſchnell ein, der froh war, ſeinen Zweck, die Entfernung Johannes, ſo leicht bewirkt zu haben.

„Ich gehe,“ ſprach der Burſche, „mir ein Obdach zu ſuchen, wo man freundlicher von mir denkt.“ Er blickte noch eine Zeit lang ſchmerzlich auf Burkhard. „Herr Förſter,“ ſprach er ſanft, „nicht Ihr treibt mich fort, das weiß ich, drum hört mein Abſchiedswort, und wenn Ihr keinem meiner Worte geglaubt, ſo glaubt dieſem: Traut Ihm nicht, auf deſſen Wunſch Ihr mich jetzt gehen heißt, traut Ihm nicht, denn ſo wahr ein Gott im Himmel lebt, er meint's nicht ehrlich mit Euch.“ Mit dieſen Worten entfernte er ſich eilends.

Burkhard wollte ihm eine Zornrede nachſenden, aber ſie erſtarb auf ſeinen Lippen und für ſich brummte er: „Ich glaub's nicht, daß er einen abgemuckt hat, wie der Sigismund meint, aber richtig iſt's mit dem Ringe nicht.“

„Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als Salomo ſeinen Kopf zur Thür herein ſteckte: „Meiſter,“ begann er, „'s iſt heute Neumond, da trägt's Wichtelmännchen ſeinen Speck ein, der Herr Studente

will's operiren, daß es ſprechen lernt, ich ſoll dabei ſein."

„Nun ich wohl nicht?" rief Burkhard faſt beleidigt und ſaß augenblicklich auf ſeinem alten Steckenpferde.

Salomo kam jetzt vollends zur Thür herein und docirte: „Eigentlich nieſt's nur, wird's aber operirt, ſpricht's auch."

„Wie macht das Herr Sigismund?" frug der Förſter.

„Iſt mir ſelbſt nicht klar," erwiederte Salomo, „aber er kann's und ich glaub's. Da kommt er ſelbſt."

Der Student trat in's Gemach und that ſehr geheimnißvoll. „Hat Ihnen Salomo ſchon das Unternehmen entdeckt?" frug er wichtig.

„Bin dabei," ſprach Burkhard bereitwillig.

„Sobald es dunkelt," fuhr Sigismund, nach der Uhr ſehend, fort, „können wir aufbrechen."

Das Kleeblatt converſirte noch lange auf die gewohnte Weiſe und trat bei einbrechender Dunkelheit den Weg zum Walde an.

„Ich begreife es nicht," begann Sigismund, „der Salomo hat für die Geiſterwelt doch eine weit klarere Anſchauungsgabe, als Sie, Herr Förſter."

Burkhard ſeufzte, Salomo aber fand ſich geſchmeichelt und ſprach: „Ja, ich hab' ein aufgeweckt Gemüth für's Ueberirdiſche, ſchon von Kindesbeinen an, mir entgeht Nichts, hätte ſtudiren ſollen, aber es gab's nicht her."

Sie drangen immer tiefer ein. Der Wald ward unwegſamer, man mußte oft das Gebüſch zurückbiegen, um durchzukommen.

„Was war das?" frug mit einem Male der Stu-

dent und blieb stehen, „mir kam's vor, als folge uns Jemand. Hörten Sie nicht in der Entfernung das Gesträuch rauschen?"

Alle Drei standen still, lauschten und Salomo belehrte leise: „Das Wichtelmännchen kann's nicht gewesen sein; das vergreift sich nicht an Aeste, seine Constitution ist schwächlich von Mutterleibe an."

Es blieb alles ruhig, nur der Nachtwind spielte einsam in den Wipfeln der Fichten. Die Wanderer setzten ihren Weg fort.

Nach einer Pause frug der Student: „Salomo, hört Ihr's nicht trippeln neben uns, ich glaube, das Wichtelmännchen trägt schon, wir sehen's nur noch nicht?"

„'s ist mir so," gab der Gefragte zurück, „es hält sich dazu, das fleißige Kind."

Sigismund blieb abermals stehn: „Ganz richtig, es trippelt, ich hör's deutlich, Ihr nicht auch Herr Förster?"

Dieser war ganz Ohr, aber vergebens, er vernahm Nichts. Salomo war glücklicher, Alles was der Student hörte, kam ihm auch so vor, sei es nun, daß seine Phantasie ihm wirklich Etwas vorspielte, oder daß es seiner von Sigismund belobten Clairvoyance und Geisterspürkraft kein Dementi geben wollte; kurz Alles, was jener wahrzunehmen vorgab, nahm auch er wahr im vergrößerten Maßstabe. Er stellte sich hierdurch bei dem Förster in eine wahrhaft verehrungswürdige Positur, während letztern seine Taub- und Blindheit immer klarer wurde und trostloser machte.

„Ich hör's sogar keuchen," sprach Salomo nach einer Pause, „es muß schwer geladen haben. Vernehmt Ihr nichts, Herr Förster?"

Dieser spannte verzweifelt sein Gehörorgan auf die äußerste Spitze, aber er blieb verwahrlost und hörte Nichts.

„Das ist mir wirklich bedenklich," sprach der Student und schritt weiter vor.

„Mir auch," meinte Salomo, „Ihr seid doch sonst nicht auf den Kopf gefallen, Herr Förster."

Man arbeitete sich noch eine Strecke durch das Gestrüpp und gelangte an einen freien, sehr sumpfigen Ort. Irrlichter stiegen hier von Zeit zu Zeit auf und nieder.

„Nun, die Irrlichter seht Ihr doch?" frug Sigismund, der jetzt halt machte.

„Ei, ja wohl," rief Burkhard, tief Athem schöpfend, „ganz brillant."

„Ist schon viel gewonnen," fuhr Ersterer fort. „Mit den Irrlichtern ist das Männchen intim, da werdet Ihr's auch sehen, denn hier ist der Ort, wo es sichtbarwird."

„Schon die Griechen und Römer," meinte Salomo, „waren hierin weit. Sie kannten die Connaissancen der Geister bis in's vierte Glied und die Gevatterschaften obendrein."

Sigismund sah jetzt still und unverwandt vor sich hin und rief plötzlich im Tone der freudigsten Verwunderung: „Ah!"

„Ah!" wiederholte Salomo.

„Was denn?" frug hastig der Burkhard.

Sigismund: „da kommt's!"

Salomo: „Wahrhaftig, da kommt's!"

Burkhard: „das Wichtelmännchen?"

Sigismund: „Und wie freundlich!"

Salomo: „Nein, das liebe Kerlchen."

Burkhard (auf die Zehen tretend und sich die Augen reibend): „Um Himmelswillen, wo denn?“

Sigismund: „Und wie sich's plackt.“

Salomo: Ach, das schleppt.“

Burkhard (den Salomo schüttelnd): „Nichtswürdiger. wirst Du mir's zeigen?“

Sigismund: „Butt, Butt, Mäuschen, Mäuschen!“

Salomo: „Couche! Couche! Mäuschen!“

Burkhard (den Salomo noch ingrimmiger packend): „Ich erwürge Dich, wenn Du mir's nicht zeigst.“

Salomo: „Lassen Sie mich los, Sie haben einmal keinen Sinn für das Höhere, Mäuschen! Mäuschen!“

Sigismund: „Jetzt niest es.“

Salomo (zärtlich): „Helf dir Gott.“

Burkhard (verzweifelt schreiend): „Prosit!“

Sigismund: „O weh, nun haben Sie mir's erschreckt.“

Salomo: „So unverständig zu schreien.“

Ein Geräusch wie vom Zusammenschlagen von Gebüsch ward in einiger Entfernung wieder vernehmbar. Alle Drei hatten es diesmal vernommen. Sigismund ging leise einige Schritte nach jener Gegend hin, hielt den Finger in den Mund und pfiff. Alles blieb ruhig, er kehrte zurück und sprach: „es war Nichts.“

„Wahrscheinlich ein ehrsamer Rehbock,“ bemerkte der jetzt erst aus den Händen seines Prinzipals befreite Salomo, „ein Rehbock, den Euer großartiges Prosit von dem ersten Schlafe scheuchte.“

„Mit dem Männchen ist aber heute Nichts mehr,“ sprach der Student, „es ist schüchtern gemacht und verschwunden.“

„Verdenk's ihm nicht,“ brummte Salomo, „das

Prosit ging ihm durch und durch, es zitterte am ganzen Leibe."

„Also geehrter Herr Förster, Sie haben wirklich wieder Nichts gesehen?"

„Nicht das Geringste," entgegnete dieser dumpf. „Wie sah's den aus, das Ding?"

Sigismund beschrieb und Salomo bescheinigte es.

„Ich sinne vergebens nach," fuhr Sigismund fort, „wodurch Sie sich den Haß dieses kleinen, sonst so friedlichen Geistes könnten zugezogen haben, daß er sich ihnen nicht zeigt. Doch vielleicht gelingt mir's, daß ich heute Nacht noch ein paar Sumpfgeister sprechen kann, die gleichfalls am Neumond sichtbar sind. Sie sollen mir Auskunft geben. Also folgen Sie mir, Herr Förster, wir werden hoffentlich nicht lange zu suchen brauchen." Und angeführt vom Studenten wanderten die Waidmänner nach der Seite der Landstraße zu. Sie gelangten abermals auf einen großen freien Platz. Der Führer orientirte sich, so gut es in der Dunkelheit gehen wollte; dann gebot er den beiden Begleitern, stehen zu bleiben.

„Wir wollen jetzt hören, ob die Sumpfgeister noch wach sind und antworten," sprach Sigismund. Er' pfiff nach der Gegend der Landstraße zu. Alle Drei lauschten mit eingehaltenem Athem. Da ertönte alsbald ein Pfeifen zur Antwort aus derselben Gegend her.

Salomo umschlang überglücklich seinen Prinzipal mit beiden Armen. „Nun, Herr Förster," rief er, „wenn Ihr das nicht gehört habt?"

„Ja, mein Salomo," replicirte dieser, ganz glücklich, und umschlang mit gleicher Liebe den Jägerburschen, „diesmal hab' ich's gehört. Ich sehe, daß ich nicht ganz verwahrlost bin."

Der Student gebot jetzt den Umschlungenen stehen zu bleiben und sich nicht von der Stelle zu rühren; er werde mit den Sumpfgeistern Rücksprache nehmen. Er ging am Waldrande entlang, wo ihm von der entgegengesetzten Seite zwei dunkle Gestalten entgegen kamen.

„Herr Förster, Herr Förster," rief Salomo leise, „soll mir Gott helfen, da kommen sie, seht Ihr?"

„Nicht recht!"

„Da, da, folgt nur meinem Finger."

„Wie wär's, wenn wir ein wenig näher träten?" sprach der Kurzsichtige.

„Um Himmelswillen, wo denkt Ihr hin, Herr Förster, sind's gleich nur Sumpfgeister, so verlangen sie Respect und ehrfurchtsvolles Fernstehn. Seht, der Herr Student kommt ihnen immer näher. Er hat doch rasende Courage."

„Salus publica!" rief jetzt Sigismund den sich nähernden Gestalten mit gedämpfter Stimme zu.

„Suprema lex esto!" tönte es zurück. Nach diesen Worten eilte man schnell auf einander zu.

„Aber sage mir, Mensch," sprach der eine Graumantel, „willst Du uns Alle auf den Hund bringen? Wir wollen täglich losbrechen und Du liegst hier auf der Bärenhaut."

„Nur noch wenige Tage," beschwor Sigismund. „Valerie ist dann meine Braut und ich bin Euer."

„Wir sind gekommen, Dich zu warnen," hub die zweite Gestalt an. „Es ist nicht geheuer, Ruppert sitzt."

„Verdammt," rief Sigismund und schnalzte mit den Fingern in die Luft.

„Kein Augenblick ist zu verlieren," drängte die erste Gestalt.

„Wohlan, vierundzwanzig Stunden noch," sprach

nach einer Pause der Student, „und ich komme.“ Er redete lange heimlich mit den Unbekannten.

„Nein, Herr Förster,' was sich Herr Sigismund charmant mit den Sumpfgeistern unterhält, da möchte man fast Lust bekommen, selbst ein Wort hinein zu reden.“

„Wenn man nur etwas verstünde,“ meinte dieser.

„Die Griechen und Römer,“ fuhr Erstrer fort — da rauschte es zum dritten Male in den Zweigen ganz in der Nähe. Salomo war in Einem Satze auf Burkhard's andrer Seite, welche Position ihm wegen des verdächtigen Rauschens angemessener schien. „Alle Wetter, Herr Förster,“ rief er leise, „da kommen wohl gar von dieser Seite auch Sumpfgeister?“

„Burkhard glaubte sich unter bewandten Umständen nicht berufen, mit seinem Leichnam den theuern Jägerburschen zu decken, und sprang auf Salomo's linke Seite. Dieser wiederholte sein voriges Manöver und stand, ehe sich's der Prinzipal versah, ihm wieder zur Linken. So spielte man einige Zeit zwei Mann hoch, ohne zu bemerken, daß Sigismund's Sumpfgeister wieder im Walde verschwunden und Jener zu ihnen zurückkehrte.

In ihre Springübungen ganz vertieft, hielten sie den jetzt herantretenden Studenten für einen Sumpfgeist und ergriffen beiderseitig die Flucht, bis sich Jener zu erkennen gab. Er nahm den sogleich noch ganz erschrockenen Burkhard unter den Arm und raunte ihm zu: „Wie ich geahnet, die Sumpfgeister haben mir Alles entdeckt, Eure Saumseligkeit hinsichtlich Valerien's hat alle Geister Euch abgewendet und wenn Ihr nicht vermöget, daß binnen vierundzwanzig Stunden das Mädchen meine Braut ist, habt

Ihr nicht nur keine Gunst von den unsichtbaren Wesen zu hoffen, sondern auch all' ihren Zorn zu fürchten. Die Langmuth derselben ist erschöpft. Also hab' ich's aus der Sumpfgeister eignem Munde."

„Wenn's weiter nichts ist," antwortete Burkhard erleichterten Herzens, „so seid getröstet, Herr Candidat. Den kleinen Gefallen erzeig' ich den Herren Geistern recht gern. Morgen früh sprech' ich ein ernstes Wort mit dem Mädel, und wenn sie meinen väterlichen Worten kein Gehör giebt und sich den elenden Hans nicht aus dem Sinne schlägt, schieß ich meinen Fluch wie eine scharfe Patrone auf sie ab. Das hilft, ich versichere Euch's. Sie besinnt sich und nimmt Vernunft an, ich kenne mein Blut."

„Auch drängt die Zeit," sprach Sigismund, „da ich Uebermorgen früh auf einige Zeit verreise."

„Ohne Sorgen, Herr Schwiegersohn," tröstete Burkhard, „morgen Abend feiern wir die Verlobung."

„Eingeschlagen, Herr Förster!" rief der Student und reichte seine Hand hin.

„Ein Mann ein Wort," erwiederte jener einschlagend.

Sigismund mußte jetzt seine Unterhaltung mit den Sumpfgeistern ausführlich erzählen, von Salomo oft unterbrochen. So langte man ziemlich spät bei der Försterwohnung an.

8.

Der folgende Tag war der schrecklichste in Valerien's Leben. Schon am Abend zuvor hatte Johan-

nes ſein Bündel geſchnürt und das Förſterhaus verlaſſen. Die Liebenden hatten ſich nochmals Treue geſchworen. Wenn die Noth am Höchſten, iſt Gottes Hülfe am Nächſten. Dies waren Johannes letzten Worte geweſen, und ſie ſchützten das Mädchen vor Verzweiflung in den bald folgenden fürchterlichen Stunden. Burkhard hatte nämlich mit dem Frühſten ſeine Bewerbung für Sigismund bei Valerien begonnen. Erſt in Güte. Er ſtellte ihr vor, wie ſeine ſelige Frau als Mädchen ebenfalls eine Antipathie gegen ihn gehabt, weil ihr ein Andrer im Kopfe geſeſſen, in der Ehe habe ſich das gegeben und ſie hätten das glücklichſte Leben geführt. Darauf führte er dem Mädchen zu Gemüth, wie weit vorzüglicher es ſei, eines Gelehrten Frau zu heißen, als die eines armen Jägermannes; er legte ihr an's Herz, wie ſehr ſie ſein Alter erheitre, wie er ihr ſtets dankbar dafür ſein werde — kurz er erſchöpfte ſeine ganze Ueberredungskunſt, aber vergebens. Das Mädchen verhehlte ihren Abſcheu gegen den Studenten nicht, hielt denſelben für einen Betrüger, der die Schwäche des Vaters mißbrauche und durch ſeinen Geiſterunſinn eine Macht über ihn zu erlangen ſuche. Das könne gar kein gutes Ende nehmen.

Burkhard, nachdem er mit Güte nichts ausgerichtet und den Grund von Valerien's Abneigung allein in der Liebe zu dem Johannes erblickte, ging nun mit Strenge zu Werke, und es erfolgte eine jener empörenden Familienſcenen, die wir auf dem Theater und in Romanen oft genug und mit Abſcheu vorüberziehen ſehen, daß der Leſer damit billig verſchont bleiben mag.

Valerie, ſo weich das Mädchen ſonſt war, ſetzte dem Toben des verblendeten Vaters eine eiſerne Fe-

stigkeit entgegen. Wüthend trat dieser endlich vor sie hin. „Eine halbe Stunde Bedenkzeit noch" schrie er — „dann wähle zwischen seiner Hand und meinem Fluche." Er rannte aus der Stube, die er hinter sich verschloß; Valerie aber sank fast bewußtlos zu Boden.

Ingrimmig stürzte der Förster in den Hof, um freie Luft zu schöpfen. Da kam ihm Sigismund entgegen: „Es hat ein kleines Tänzchen gegeben," sprach er theilnahmsvoll, „ich lauschte ein Wenig." Burkhard faßte ihn beim Arm. „Herr Candidat," rief er, „jetzt müssen Sie sie haben oder ich will nicht Burkhard heißen. Solch unverschämter Trotz muß gebrochen werden, will doch sehen, ob des Vaters Wort noch was gilt oder nicht."

„Ich würde die Sache nicht so pressiren," entschuldigte sich der Student, „wenn ich nicht Morgen verreisen müßte und vielleicht sobald nicht zurückkehre.

„Ist ganz einerlei!" sprach Burkhard. „Ich hab' ihr eine halbe Stunde Bedenkzeit gegeben, dann soll, dann muß sie gehorchen."

„Theurer Herr Förster, wie verbunden bin ich Euch," erwiederte Sigismund, den thätigen Schwiegervater in spe zärtlich umarmend, „die Geisterwelt wird für mich reichlich vergelten. Ich gehe jetzt," fuhr er fort, „auf mein Zimmer um meine Sachen zur morgenden Abreise bereit zu halten. Also gut Glück, Herr Förster, sobald es des Bräutigams bedarf, bin ich bei der Hand." Er kehrte in das Wohnhaus zurück, während Burkhard wie toll im Hofe auf und ab lief.

Kaum war die halbe Stunde vorüber, als der Schlüssel sich im Schlosse drehte und der zärtliche Vater in das Gemach Valerien's trat: „Nun," frug er

halb ingrimmig, halb ironisch, „hat sich die Mamsell eines Bessern besonnen?“

Valerie fiel ihm beschwörend zu Füßen. Er stieß sie von sich. „Entscheidung will ich,“ schrie er, „keine Comödie.“

Das Mädchen lag todtenähnlich am Boden.

„Seine Hand oder meinen Fluch,“ rief der halb Wahnsinnige mit erhobener Stimme.

Keine Antwort —

Da ergriff unbändiger Zorn den Entmenschten. Er hob die Hand auf zum fürchterlichen Schwur und Fluch, seine Augen starrten geisterhaft, schon öffneten sich die zuckenden Lippen — da ertönte Pferdegetrampel vor dem Hause, in demselben Augenblicke ward die Thür aufgerissen, Sigismund stürzte herein, athemlos und todtenbleich. „Vernichtet diese Papiere,“ rief er, „augenblicklich“ — er schleuderte ein Packet hinter den Ofen — „ich werde verfolgt.“ Er sprang in die Kammer, von wo ein Fenster nach dem Hofe führte. Landdragoner drangen in's Zimmer. „Er ist dort hinaus,“ rief der Erste und stürzte in die Kammer. Bewaffnete füllten das Zimmer. Alles war das Ergebniß weniger Augenblicke.

Hundegebell erscholl jetzt im Hofe — Stimmen riefen — und bald sah man den Studenten unter starker Eskorte bei den Fenstern vorüber führen. Fast bewußtlos starrte Burkhard dem Gefangenen nach und schien gar nicht zu bemerken, wie dieser ihm mit der Hand zuwinkte, als wolle er ihn an Etwas erinnern. Valerie aber war auf die Knie gesunken zum Gebet. Die letzten Worte des Geliebten waren ja in Erfüllung gegangen: Wenn die Noth am Höchsten, ist Gottes Hülfe am Nächsten.

8.

Mehre Stunden später saß Burkhard sehr verstimmt auf seiner Stube und Salomo neben ihm, der Trost zusprach.

„Ich sage Euch," versicherte der Förster, „sie ist ganz lächerlich, diese Arretirung, Herr Sigismund braucht zu pfeifen und die Sumpfgeister befreien ihn mit Eclat. Wir haben's gestern gesehen. Und was sind das für Kerle, so ein elender Landdragoner ist ein Storchschnabel dagegen. Aber wär' ich nur zugegen gewesen, zum Haus hinaus hätt' ich die rothen Krebse geworfen, einen nach den andern. Ich hab' so eine Pique auf die Kerle. Seit sie in der Gegend stehen, kann man keine Pfeife Taback mehr ruhig in der Schenke rauchen. Wär' ich nur dagewesen."

„Was er nur mag verbrochen haben, der Sigismund?" frug nachdenkend der Förster.

„Verbrochen!" sprach Salomo, „was soll er verbrochen haben? Nichts! weil's ein gescheuter Mensch ist, der mit den Geistern Du auf Du steht. Das wollen die Großen, die es noch nicht so weit gebracht, nicht leiden. Wahrscheinlich soll er irgend einem Großwürdenträger ein Privatissimum über die Sumpfgeister halten; aber was husten wird er ihnen und ich verdenk's ihm nicht."

„Es ist nur Jammerschade," bemerkte der Förster mit Betrübniß, „daß unsere Forschungen so schmählich unterbrochen sind. Wir waren auf so gutem Wege."

„Eine wahre Sünde ist's," fiel Salomo ein. „Ich war noch viel weiter, als Ihr, Herr Förster, Ihr hattet blos Sinn für die Sumpfgeister; das

Wichtelmännchen entging Euch. Wie hoch komm' ich's bringen. — O diese Landdragoner, hätt' ich nur gleich einen bei der Hand."

„Die Dragoner konnten ohne Ordre Nichts," belehrte Burkhard — „aber da kommt mir ein guter Gedanke." Er stand auf, ging hinter den Ofen und hob ein Papierpacket auf. „Richtig," sprach er, „da hab' ich's. Dieses Packet übergab mir Sigismund, als er gedrängt ward von den Dragonern."

„Wär' ich nur zu Haus gewesen," warf Salomo kampfmuthig dazwischen.

„Wahrscheinlich enthält's," fuhr der Förster fort, „die Anweisung, wie wir uns auch ohne ihn mit den Geistern zurecht finden können. Er sagte zwar, ich sollte es vernichten, aber doch nicht ohne es zuvor zu lesen."

„Ist ein herrlicher Mensch, der Sigismund," bemerkte gerührt Salomo, „sorgt für alle Fälle im Leben."

Burkhard war eben beschäftigt, das Siegel des Umschlags zu lösen, wobei Salomo behülflich war, als sich näherndes Pferdegetrampel die Beiden an's Fenster zog.

„Da kommen wieder solche verwünschte Butterkrebse die Straße daher," sprach Salomo, „könnt' ich Euch Siegellackstangen doch an den Leib!"

Seine Rede verstummte aber und sein Gesicht ward um ein Bedeutendes länger, als die Dragoner am Forsthause hielten, und von den Pferden sprangen.

„Ich will jetzt dem Braunen ein wenig Futter streuen, Herr Förster, der gute Kerl wird warten."

„Bleib' nur bei mir," gebot Burkhard, „bin doch begierig, was diese Soldaten vorhaben."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als die Thür aufsprang und ein Wachtmeister mit zwei Gemeinen herein trat.

„Im Namen des Herzogs, Förster Burkhard, Ihr seid mein Gefangener!“

Burkhard konnte vor Schreck kein Wort hervorbringen.

Als Salomo von Gefangennehmung hörte, schlich er leise nach der Thür.

„Passirt Niemand,“ tönte es hier, und ein Dragoner vertrat ihm den Weg.

„Wollte nur dem lieben Thierchen, dem Braunen, ein wenig Hafer streuen.“

„Jetzt nicht,“ entschied der Thürwächter.

„Wie heißt Er?“ wendete sich der Wachtmeister zu Salomo.

„Ich bin ein gutes Thier,“ zähnklapperte dieser.

„Wie Er heißt?“ donnerte der Frager.

Salomo konnte sich in der Angst auf seinen eignen Namen nicht besinnen. Der Wachtmeister hielt dies für Verstocktheit und schnaubte noch ingrimmiger: „Soll ich Ihn krumm schließen lassen, Ihn Höllenelementer?“ Burkhard hatte sich unterdeß soweit erholt, seines Burschen Tauf- und Vaternamen zu nennen.

„Also Salomo Lambert?“ sprach der Anführer.

„'s ist mir so,“ schluchzte dieser.

„So führt ihn ab, auch er ist Arrestant, und diese Papiere hier, über welche wir die Staatsverräther betroffen, nehmt ebenfalls mit.“

Die Dragoner thaten wie geheißen.

„Aber himmlischer Herr Landdragoner,“ jammerte Salomo, „edler Mensch, der Sie von Ihrer Mutter mit Schmerzen geboren wurden, bei dieser Ihrer

edeln, braven Mutter beſchwör' ich Sie, was hab' ich Wegwurf der Menſchheit verbrochen?"

„Auf des Herzogs Befehl!" gab der Soldat kurz zurück.

„Aber wie kann ſich unſer Durchlauchtigſter Herr Herzog ſo tief erniedrigen," fuhr Salomo fort, „bis auf mich ſchändlichen Kerl ſein hohes Auge zu richten?"

Der Dragoner gebot Ruhe. Unterdeß war auch Burkhard, dem man blos ſo viel Zeit gelaſſen, einen Mantel überzuwerfen, blaß und zerſtört angelangt. Die Caravane ſetzte ſich in Bewegung. Salomo mußte mit fort, wie er ging und ſtand.

10.

„Beruhige Dich nur, Valli," ſprach ſanft und tröſtend am folgenden Tage Johannes zur weinenden Valerie, „es wird ſo ſchlimm nicht werden. Binnen wenig Tagen wird ſich's ergeben, daß Dein Vater unſchuldig iſt."

„Nicht einmal ein Abſchiedswort hab' ich ihm zurufen können," weinte das Mädchen, „ich war bei Pachters drüben in Burgdorf, als das Unglück geſchah."

„Ich erfuhr's zum Glück noch geſtern Abend," erzählte Johannes, „Du kannſt Dir meinen Schreck denken um Dich, aber zugleich ſprach eine Stimme im Innern, daß uns dieſer Sturm Glück bringen werde."

„Mir ahnet Schreckliches," erwiederte in hoff-

nungslosem Tone Valerie, „den alten armen Mann durch Landdragoner aufgreifen zu lassen, als sei er Räuber und Mörder!“

„Vielleicht, daß er jetzt von seiner unseligen Geisterverblendung geheilt und hinsichtlich des Sigismund eines Bessern belehrt wird,“ sprach der Jüngling, „denn daß man diesen wegen seiner Hokuspokusmachereien arretirt haben wird, glaube ich nicht, er hat sich gewiß Schlimmres zu Schulden kommen lassen.“.

Jetzt klopfte es an die Thür und Valentin's Kopf ward sichtbar. „Das Haus rein?“ frug er im komischen Tone, „der Nebukadnezar auf und davon? Ja, die Landdragoner sind treffliche Geisterbanner.“

Er kam näher, als aber sein Scherz unbeantwortet blieb und er die verweinten Augen Valerien's gewahrte, rief er: „Alle Wetter, was ist das? Dummes Zeug, seid gescheut und froh, daß ihr den Schlucker los seid. Dem Alten wird hoffentlich nun das Blatt geschossen sein? Wo ist er denn?“

Johannes erzählte jetzt Burkhard's und Salomo's Gefangennehmung.

„Die Möglichkeit!“ rief Valentin erschrocken. „Davon weiß ich kein Wort, blos die von Nebukadnezar. Nun, das ist eine charmante Geschichte, der Kerl sitzt wegen Landesverrätherei.“

„Um Gotteswillen!“ schrie Valerie.

Johannes winkte dem Vorlauten, dieser ließ sich aber nicht stören und fuhr fort: „Wollte den Durchlauchtigsten Herzog vom Throne stoßen, und sich darauf setzen, der Burkhard sollte wahrscheinlich Oberlandjägermeister werden, aber Salomo, ich bitt' Euch Salomo, der Schaafskopf —“

„Burkhard's Arretirung beruht auf einem bloßen

Irrthum," unterbrach Johannes, — „in wenig Tagen haben wir ihn wieder."

„Glaub's auch," sprach nach einer Pause Valentin, „da Schaafskopf Salomo dabei ist; konnt' auch mit seinem Posten zufrieden sein, die Landjägerei wär' so nichts für ihn — aber zu den Liberalen, den Krawallern gehört er immer."

Johannes bestritt dies.

Als Valerie sich gar nicht beruhigen wollte, gerieth endlich Valentin auf die kühne Idee, selbst nach der Stadt zu gehen, und für Burkhard und Salomo zu wirken. „Ich steck' mich hinter dem Läufer Limburger," sprach er, „der ist mir zugethan und des Herzogs rechte Hand."

Valerie beschwor ihn, zu eilen und Johannes lobte den Entschluß.

„Den Läufer hat mir Gott eingegeben," rief der Helfer in der Noth, nach seiner Mütze greifend. „Ich spring' nur einen Gang nach Hause. Dann gleich nach der Stadt."

Von den Segenswünschen Valerien's begleitet machte sich Valentin eiligst auf den Weg.

11.

Der Inquisitionsrichter war in dem Verhör mit Salomo bis zu der Nacht vor der Arretirung gekommen. „Ich wiederhole Euch nochmals," sprach er, „daß Ihr durch Euer confuses Geschwätz die Sache nur verschlimmert. Antwortet mir einfach auf meine Fragen und der Wahrheit getreu. Ihr waret am

Dienstag Abend zwischen neun und zehn Uhr in Begleitung des Försters Burkhard und des Studenten Sigismund im Friedewalde, zu welchem Zwecke?"

Salomo: „Herr Sigismund wollte das Wichtelmännchen operiren, gestrenger Herr Judex."

Der Richter: (mit Nachdruck) „Wir wissen's besser, Ihr habt eine geheime Unterredung gehabt."

Salomo: „Nein, reden konnt's gar nicht, es war ja noch nicht operirt, aber genießt hat's."

Der Richter: (strenge) „Werdet Ihr leugnen, daß eine Unterredung stattfand, oder soll ich Zeugen rufen?"

Salomo, der aus dem strengen Tone schloß, daß sein Verbrechen in der Unterredung mit Wichtelmännchen bestehe, fiel jetzt ein schwerer Stein vom Herzen. „Ich will's nur gestehen," sprach er, „gestrenger Herr Judex, weiß Gott, ich will nicht gesund hier stehen, der Schlag soll mich treffen, wenn ich das Ding je gesehen oder gehört habe, so wenig wie der Herr Förster. Ich that nur so, Herrn Sigismund zu Gefallen." Zugleich fiel ihm ein, daß auch die Unterredung mit den Sumpfgeistern gemeint sein könne. Hier fühlte er sich eben so unschuldig. „Herr Sigismund," beichtete er, „hat lange mit ihnen discurirt, aber weder ich noch der Herr Förster, auch standen wir fern und verstanden Nichts, so gespitzt wir lauschten."

Nach mehrern Kreuz- und Querfragen, die der Inquisit alle auf seine Weise beantwortete, schloß der Richter diesmal das Verhör, indem er für sich sprach: „Der Mensch stellt sich wahrscheinlich einfältig auf den Rath anderer, denn von Natur kann man unmöglich so verwahrlost sein."

Salomo ward in's Gefängniß zurück gebracht.

Hier angekommen, sprach er zum Gefangenwärter: „Nun wird die Geschichte bald zu Ende sein, da ich dem Herrn Judex erzählt, daß weder ich noch der Herr Förster mit Wichtelmännchen und den Sumpfgeistern discurirt.“

„Hoh, hoh,“ lachte der Schließer, „mit Demagogen geht's nicht so schnell.“

„Mit Demagogen? Was ist das für Volk?“

„Staatsverräther,“ murmelte jener.

„Staatsräthe!? Das wär' eine glänzende Carrière.“

„Ja, spott' Er nur, es wird Ihm vergehn, wenn's heißt: Kopf ab.“

„Kopf ab? Was denn, wie denn?“

Der Gefängnißwärter würdigte ihm keiner Antwort, ging hinab und schob den Riegel vor die Thür.

„Kopf ab? Herr Gefangenwärter, wie hat man denn das zu verstehen?“

Keine Antwort.

„Hochzuverehrender Herr Gefangenwärter!“ schrie Salomo in steigender Unruhe.

Todtenstille.

Salomo hatte jetzt Muße, über den bedenklichen Ausdruck sich den seltsamsten Grillen hinzugeben.

12.

Nach zwei Tagen kehrte Valentin mit höchst bedenklichem Gesicht von seiner Expedition aus der Residenz zurück. Johannes, der ihn von fern erblickt hatte, war ihm entgegengeeilt.

„Liebwerthester Johannes,“ rief der Wandrer

schon von weitem, „mit unserm Burkhard sammt dem Salomo steht die Sachen verteufelt schlimm.“

„Wie?“

„Ich sag' Euch, verteufelt schlimm, der Verrath liegt am Tage.“

„Nicht möglich!“

„Der Laufer zieht seine Hand ab, der Herzog mag nichts wissen.“

„Erklärt Euch, ich beschwöre!“

„Werden wohl Beide d'ran glauben müssen — der Student wird unfehlbar gerädert.“

Johannes lächelte ungläubig.

„Haben in der Dienstagsnacht große Versammlung gehalten mit den Rebellen im Friedewalde, der Flurschütz hat sie belauscht und verrathen.“

„Was sagt Ihr?“

„Haben Jeder die drei Finger der linken Hand emporgestreckt und geschworen, die Durchlauchtigste herzogliche Familie und das Gesammtministerium kalt zu machen.“

„Wer hat Euch das Mährchen aufgebunden, Herr Valentin?“

„Macht mich nicht toll mit Eurer Verstocktheit, oder ich werde grob. Die Gerichte haben es schwarz auf weiß. Der Wachtmeister hat bei der Arretirung den Burkhard und Salomo die hochverrätherischen Papiere selbst aus den Händen gerissen, diese haben Alles verrathen. Gestern sind die Beiden bereits in Ketten und Banden gelegt und für Niemand mehr zu sprechen.“

Jetzt ward Johannes sehr ernsthaft.

„Was die Sache noch verschlimmert,“ fuhr Valentin fort, „ist, daß man mit Demagogen jetzt nicht

mehr fackelt. Der Herzog sagt sich los. Man spricht von Standgericht und rascher Execution."

„Um Himmelswillen," beschwor Johannes, „daß Valerie Nichts von Eurer Nachricht erfährt, es würde sie tödten."

„Dazu kommt," sprach jener, „daß der Erbprinz zurück ist, der führt die Sache und will durchaus ein Exempel statuiren."

„Wie!" rief Johannes mit Heftigkeit, „der Erbprinz sagt Ihr?"

„Ist zurück von seiner Tour durch Europa und wird wenig Federlesens machen."

„Prinz Ferdinand!" wiederholte der Jüngling und schüttelte Valentin mit beiden Armen.

„Was ist da zu schütteln, glaubt Ihr's wieder nicht? Ich habe die Equipagen selbst gesehen."

„Gott sei Dank," jubelte Johannes, den Botschafter stürmisch umarmend. „Jetzt schwört mir, Valerien Nichts zu entdecken: ich eile sogleich selbst nach der Stadt."

„Steht ab von mir," schrie ängstlich Valentin, „Ihr erdrosselt mich," und für sich sprach er: „das fehlt noch zu unserm Unglück, daß es mit dem zu rappeln beginnt." Johannes aber ergriff seinen Arm und zog den erschrockenen Valentin schleunigst nach dem Forsthause.

13.

Bereits am Vormittage des nächsten Tages sah man einen schlanken, schmucken Jägersmann beschei-

den in einer Ecke des Vorzimmers zum Audienzgemach des Erbprinzen Ferdinand stehen und bescheiden warten, bis die Reihe unter den zahlreichen Supplicanten an ihn kommen würde. Ein Secretair des Prinzen, dem die stattliche Gestalt auffiel, trat zu ihm und fragte nach dem Namen.

„Dieses Zeichen hier," sprach Johannes, einen Brillantring überreichend, „wird mich bei Seiner Hoheit legitimiren."

Der Secretair betrachtete die funkelnden Diamanten, ward zuvorkommend und versprach, so bald als möglich das Kleinod zu übergeben.

Es währte nicht lange Zeit, ward Johannes in das Audienzzimmer geführt. Ein hoher schöner Mann in den dreißiger Jahren kam ihm entgegen. „Willkommen, Johannes," sprach er huldreich, „nun, wie titulirt man Euch jetzt?"

„Assistent beim Förster Burkhard," erwiederte der Gefragte unbefangen.

„Wie?" frug der Prinz verwundert, „noch nicht im eignen Brote, ich hinterließ Auftrag deshalb dem Oberforstmeister."

„Es gab noch Aeltere und Verdientere," entschuldigte der Jüngling, „nur ein Jahr noch sollte ich warten."

„Gut," sprach abbrechend der junge Fürst, „so werd' ich sorgen. Aber meinen Ring will ich auslösen; habt Ihr Euch auf eine Auslösung besonnen?"

„Ein Wort von Ew. Hoheit," sprach warm Johannes, „und ich bin zufrieden."

„Das wäre?"

„Ein Wort der Fürsprache für den verhafteten Förster Burkhard und seines Burschen Salomo."

„Besinnt Euch auf eine andere Auslösung," ent-

schied finster der Prinz Ferdinand; „das ist Sache der Gerichte, denen ich diesmal noch besondere Strenge anempfohlen."

„Wenn ich die Beiden," sprach Johannes bescheiden, ohne sich einschüchtern zu lassen, „des beschuldigten Verbrechens für schuldig hielt, würde ich mir eine solche Bitte nicht erlauben, aber sie sind unschuldig, Ew. Hoheit — unschuldig," fügte er mit schöner Wärme hinzu. Er erzählte hierauf offen und kurz Burkhard's Verhältniß zu Sigismund. Ueber des Prinzen Gesicht floh hierbei einigemal ein leichtes Lächeln.

„Es sollte mich freuen," begann Letzterer, „wenn sich die Sache so verhielte, ich werde mich erkundigen und im günstigen Falle meine Hand nicht abziehen."

„Der Himmel segne Ew. Hoheit!" rief Johannes.

„Ich werde Euch rufen lassen, so wie ich Gewißheit habe," verhieß huldvoll der Erbprinz, und überglücklich verließ der Supplicant das Audienzzimmer.

„Was hat denn das für eine Bewandtniß mit dem jungen Jäger, den der Prinz so in Affection genommen?" frug leise ein Ministerialsecretair den neben ihm stehenden Kammerherrn.

„Schreibt sich noch aus letztem Feldzuge her," flüsterte dieser zurück. „Der Prinz war umringt von feindlichen Reitern, seine Gefangennehmung oder Tod schien unvermeidlich, da hat ihn dieser junge Mann, der als freiwilliger Jäger diente, mit Löwenmuthe glücklich herausgehauen. Der Gerettete, der stets fürstlich zu belohnen pflegt, zog seinen eignen Brillantring vom Finger und gab ihm dem Jäger mit dem Versprechen, ihn zu gelegener Zeit einzulösen.

Dieſe [redacted] Zeit ſcheint jetzt [redacted]mmen; kaum iſt der [redacted] zurück, erſcheint [redacted] Pfandgläubiger und wird ſich wahrſcheinlich ein artig Sümmchen oder fettes Aemtchen als Auslöſung bedungen haben."

14.

„Nein, was ſich die Welt erdenkt," lamentirte Salomo in ſeinem Gefängniß, „ich, dem es jederzeit leid gethan, wenn ich ſollte einem ſchwatzhaften Spatze den Kopf breit drücken, ſoll unſern Durchlauchtigſten verehrungswürdigen Herrn Herzog an ſeinen hochheiligen, gebenedeieten und geſalbten Corpus gewollt haben! Und damit ich nicht davon laufe, ſteck' ich in Ketten über und über. O du verklärte, im himmliſchen Feuer ſtrahlende Mutter im Himmel oben, das hätteſt du dir wohl dein Leben lang nicht träumen laſſen, daß dein Salchen es ſo weit bringen würde auf irdiſchem Dornpfade. Eigentlich haben die reſpectabelſten Leute ſchon bei den Griechen und Römern, Grafen und Herren, in Ketten und Banden gelegen und nicht gemault, weil ihre Unſchuld doch klar werden mußte mit der Zeit."

Salomo fand in dieſem Gedanken große Beruhigung. Nach einiger Zeit fuhr er fort: „Was ich von den Herren Geiſtern denken ſoll, weiß ich nicht, ich ſitz' in Trübſal und keiner greift zu. Bis Morgen ſeh' ich's mit an, läßt man mich ſtecken, ſind wir geſchieden, ich kündige und bleib' für mich."

„Die Geiſter," ſprach er nach einigem Nachdenken, „ſind mir überhaupt Nebendinge, ſeit ich Demagoge bin. Iſt doch merkwürdig, bin Demagoge

und hab's mein Leben lang nicht gewußt. Wie man die Kerle nur erkennen kann?"

Der Wärter brachte die Gefangenkoſt, Salomo erkundigte ſich nach den Demagogen.

„Sind Tauchenichtſe, die das Oberſte zu Unterſt kehren wollen."

„Das Oberſte zu Unterſt?" frug Salomo, „da ſteigt ja das Blut zu Kopfe."

„Man wird ihnen aber ebenfalls das Oberſte zu Unterſt kehren."

„Ihnen? Da ſteck ich wohl auch dar[illegible]?"

„Habt Ihr noch Viel auf dieſer Welt zu beſtellen?" erkundigte ſich jener.

Salomo, der dies für vertrauliche Theilnahme des Wärters an ſeinen häuslichen Geſchäften hielt, erwiederte ſchnell: „Außerordentlich Viel, lieber Herr Gefängnißwärter, der halbe Garten bei Burkhard's ſteht noch ungeraupt, wenn der Fritz nicht dazu thut, kriechen die Beſtien aus und Alles geht d'runter und d'rüber.

„So beſtellt Euer Haus," gab jener guten Rath.

„Augenblicklich, wenn Ihr mich gütigſt loskuppeln wollt; hab' einen ſcharfen Blick und bin gebor-ner Rauper."

„Schon nach einem Paſtor umgethan?" examinirte jener.

„Du lieber Gott," ſeufzte Salomo, „denke jetzt nicht an's Heirathen."

„Dummkopf, einen Paſtor, der Euch für's Him-melreich zurecht macht."

„Das hat noch Zeit," tröſtete Salomo, „mein Vater ſelig ward fünfundſiebzig, der Großvater achtzig, ich ſtehe in der Blüthe."

Als der Wärter noch Mehres fragte, daß der

Gefangene in seinem Sinne beantwortete und auf die letztern Fragen diesem unverständliche Antworten gab, that Salomo wieder gelehrt und sprach: „Herr Gefangenwärter, Ihr seid eine Pythia, die selbst die Griechen und Römer confus machte, wenn sie nicht benebelt war.“

Die Pythia rückte nun mit der Sprache heraus, ward klarer und faßlicher, Salomo's Gesicht aber länger, seine Haare stiegen allmälig bei überhandnehmender Gesichtslänge perpendikulär empor.

Der geschäftige Gefangenwärter verließ den Gefolterten gerade da, als diesem alle Schuppen gefallen waren und die verzweifelndste Gewißheit sich seiner bemächtigt hatte. Die hereinbrechende Nacht war die grausenhafteste in dem friedlichen Leben unsers Salomo.

15.

Der prinzliche Einfluß ward in dem Gange der Untersuchung gegen Burkhard und Salomo bald bemerkbar. Der junge Fürst hatte sich selbst die Akten kommen lassen und aus ihnen, so wie aus anderweitigen Erkundigungen ersehen, daß die Sache wirklich so stand, wie sie Johannes erzählt hatte. Ohne den Gerichten vorzugreifen, konnten die beiden des Hochverraths Beschuldigten freilich nicht sogleich auf freien Fuß gesetzt werden und mußten noch mehre Wochen im Gewahrsam verharren, doch nahm man ihnen die Ketten ab, sie erhielten ein freundliches Verhaftslokal und Johannes, Valerie, Valentin und andere Bekannte die Erlaubniß, die Gefangenen zu besuchen und auf baldige Erlösung zu vertrösten.

Hier nun gelang es Johannes und andern Befreundeten, auf dem Wege der klaren, faßlichen Belehrung den nicht sowohl Geisterbesessenen als vielmehr auf Geisterverfessenen von seinem Wahne vollkommen zu heilen. Salomo war schon früher bekehrt, da ihn Wichtelmännchen und Consorten schmählichst im Stiche gelassen hatten. So gingen Beide geprüft und erleuchtet aus dem Gefängnisse hervor, das für sie zu einer wohlthätigen Educationsanstalt geworden war.

Das segensreiche Wirken des Prinzen Ferdinand gab sich aber bald noch auf andere Weise kund. Johannes erhielt die Ernennung als Oberförster über sämmtliche dem Erbprinzen zugehörige Waldungen. Burkhard ward pensionirt mit Beibehaltung seines Gehaltes und einer sehr freundlichen Auszugswohnung unweit des Försterhauses seines künftigen Schwiegersohnes Johannes. An seine zeitherige Stelle rückte Freund Valentin und verbesserte sich um Vieles. Desgleichen ward Salomo bedacht und bei Johannes vortheilhaft placirt.

Unfreundlicher gestaltete sich freilich das Schicksal des Studenten Sigismund, welchen das Gericht zu mehrjähriger Gefangenschaft und als Ausländer zur Landesverweisung nach verbüßter Strafzeit verurtheilte. Indeß verhoffte man von der Gnade des Herzogs in Betracht der großen Jugend des Verurtheilten, ansehnliche Milderung. Was die Landesverweisung anbelangt, meinte lächelnd Johannes, als er das Urtheil erfuhr, so kann sich diese Herr Sigismund gefallen lassen. Die Grenzen des Großherzogthums waren nämlich von den Geographen fast mit zu großer Bescheidenheit gezogen.

Binnen Jahr und Tag feierten Johannes und

Valerie ihre Hochzeit im neuen Försterhause. Der Erbprinz hatte für ein brillantes Hochzeitgeschenk gesorgt. Als man eben fröhlich zu Tische saß, kam er selbst auf ein paar Augenblicke vom Schlosse herüber, gratulirte dem Brautpaare, und dem alten Burkhard auf die Schulter klopfend, frug er: „Nicht wahr, Herr Förster, hier unter den fröhlichen Leutchen ist's doch besser, als unter den heillosen Geistern, von dem Ihr nicht einmal Etwas saget?"

Der alte Mann war von der unerwarteten Ehre so überrascht, daß er keine Worte finden konnte; Salomo aber, der bereits etwas weinfröhlich ihm schiefüber saß, konnte die himmlische Gelegenheit, seine Gelehrsamkeit und sein Genie in die vortheilhafteste Beleuchtung zu stellen, unmöglich unbenutzt vorüber lassen. Trotz Johannes Zuwinken, der für Salomo's Weinlaune fürchtete, erhob dieser sein Glas: „Schon die Griechen und Römer," begann er „heiratheten sich nie ohne gereimte Anzüglichkeiten. Hierauf declamirte er:

„Wichtelmännchen, Demagogen,
Nixen, die uns oft betrogen,
Samiel, der schwarze Meister,
Und zumal die Sumpfgeister —
Alle, Alle pereant
Vivat unser Ferdinand!"

Lachend dankte der Prinz und kehrte sehr heiter von den Segenswünschen der glücklichen Familie und Hochzeitgäste begleitet, zum Schlosse zurück. Die Fröhlichkeit im Hochzeithause währte bis tief in die Nacht, und viele glückliche Jahre folgten dem glücklichen Tage.

Der Dreikönigsabend.

Phantasiestück.

Das Hüttchen war ganz verschneit, im Innern aber warm und gemüthlich. Im Lehnstuhl saß ein alter Mann mit weißem Haar, die Hände andächtig gefaltet. Die Mutter las in der Bibel das Kapitel vom verlorenen Sohn.

„Dem Allmächtigen Preis und Dank," sprach der Alte, als die Vorleserin geendet, „wir haben um keinen verlornen Sohn zu trauern, von Dreien Keinen verloren. Noch heute werden wir sie wieder sehen. Sie haben Alle geschrieben und versprochen, heute zum heiligen Dreikönigsfeste, als dem Jahrestage, wo sie von uns schieden, wiederzukehren. Sie sind Alle fromm und gut geblieben, uns und sich in herzlicher Liebe zugethan. Nur eine Verschiedenheit ist mir aufgefallen. Das ist die Art, in welcher die drei Briefe geschrieben sind, worin sie ihre Ankunft vermelden. Der Aelteste, der Arnolph, schreibt auf feines, geglättetes Papier, die Züge sind sauber aber nachlässig vornehm, der Styl kurz, huldvoll mit französischem Anfang und Schluß. Auf dem Siegel bemerke ich den zierlichen Abdruck eines Petschaftringes. Das Gegentheil von Arnolph's Brief ist der des Hugo. Hier ist keine conventionelle Form beobachtet. Er hat sich nicht einmal eines gewöhnlichen Briefbogens bedient, das Blatt scheint aus einem

Buche geriſſen. Der Styl wimmelt von excentriſchen Exclamationen, Gedankenſtrichen und Ausrufungszeichen, iſt abgeriſſen und die Ideen rollen wild durcheinander. Seine Liebe zu uns lodert in hellen Flammen. Der ſonſt ſo ſtille, fromme Knabe muß ein wilder, aufbrauſender Jüngling geworden ſein. — Am Beſten hat mir Bernhard's Brief gefallen. Hier iſt nichts Excentriſches, nichts Formelles. Ein harmoniſch ausgebildeter, männlicher, feſter Character, glühend für das Edle, aber zugleich beſonnen und mild, giebt ſich in jeder Periode kund. Doch wie dem auch ſei, ſchloß der greiſe Vater, ſie ſind mir alle Drei gleich willkommen, wie ſie dieſem Herzen gleich nahe ſtehen. Mutter, mache den Chriſtbaum zurecht, auf daß ich meinen Söhnen beſcheere, wie ich es einſt gethan, und iſt auch die heilige Weihnacht vorüber, des Vaters Gabe und Segen kommen nie zu ſpät."

Kaum hatte der Greis dieſe Worte geendet, als man einen Reiter heranſprengen hörte, und gleich darauf trat ein Offizier der Garde des Königs mit hohem Anſtande in das niedere Gemach. Seine Uniform war prachtvoll und ſeine Manieren verriethen den erfahrenen Weltmann. Arnolph umarmte Vater und Mutter. Man ſah es, wie er ſich alle Mühe gab, ſo herzlich als möglich zu erſcheinen, aber ein unbekanntes Etwas ließ erkennen, wie ſich der Ankömmling bei der dürftigen Einrichtung der Eltern unbequem berührt fühlte.

Nun ſollte er erzählen, wie es ihm ergangen, wie es ihm gelungen, ſich ſo hoch emporzuſchwingen? Aber Arnolph ging hierauf nicht ein und antwortete etwas vornehm aber freundlich: „Ach, liebe Eltern, Ihr würdet es doch nicht faſſen."

Nun sollte er erzählen, wie es draußen in der Welt aussähe?

Wieder waren seine Worte, „ach, liebe Eltern, Ihr würdet es doch nicht fassen.“

„Ob er denn Nichts von dem Hugo vernommen?“

Bei dem Namen Hugo aber ergoß sich eine dunkle Röthe über Arnolph's Gesicht.

„Nennt mir diesen Namen nicht,“ rief er, kaum seines Zornes Meister, „nennt mir nicht den Namen eines Vagabonden, der seiner hirnverrückten Ideen wegen gleich einer giftigen Natter geflohen oder besser vertilgt werden muß.“

„Unser Sohn!?“ schrien entsetzt die beiden Alten.

„Leider, daß er's ist,“ sprach düster der Offizier, „aber ich nenne ihn schon längst nicht mehr Bruder und hoffe, Ihr thut desgleichen und vergeßt, daß er Euer Sohn ist.“

„Hat er gemordet oder geraubt?“ stammelte mit bebenden Lippen der Greis, während die Mutter laut zu schluchzen begann.

„Mehr als dies,“ donnerte Arnolph.

„Vollende, Unglücksbote,“ rief der unglückliche Vater, „was ist mit unserm Sohne?“

Der Gardeoffizier schwieg eine Weile wie im Nachdenken versunken, dann fuhr er fort: „Wozu die Geheimnißkrämerei — ja Euer Sohn ist einer von jener verruchten Rotte, die das ganze Unglück der letzten Jahre auf ihrem Gewissen hat, die bereits vor vierzig Jahren das schöne Frankreich vergiftete, geheiligte Throne stürzte und frevelhafte Hand an gesalbte Häupter legte. — Euer Sohn ist ein — —“

Da sprang die Thür auf und herein trat Hugo in dürftiger, fast bettelhafter Kleidung, bleichen An-

gesichts, aber mit Augen, die von ungewöhnlichem Feuer glänzten. Er stürzte sogleich dem Vater und dann der Mutter zu Füßen und bedeckte ihre Hände mit Küssen und Thränen. Dann stand er auf und wickelte eine Rolle Gold aus seinen Lumpen.

„Da," rief er, „nehmt hin, meine Eltern und versüßt Euch ein paar Tage, so gut man sie mit dem armseligen Metall versüßen kann. Nehmt und gebraucht, es ist ehrlich verdient und kein Seufzer, keine Thräne der Armuth, kein Blut der Unschuld, kein Fluch ruht darauf! Aber," fuhr er fort, indem er die Aermlichkeit der Hütte flüchtig überflog und die Zornader auf seiner Stirn sichtbar schwoll, „ist es nicht eine Sünde, daß diese ehrlichen Leute, die ihr ganzes langes Leben der Tugend und Arbeit weihten, sich so kümmerlich behelfen müssen, während mancher müssige Schurke seine fetten Glieder wollüstig auf weiche, goldgewirkte Polster streckt?

„Aber es soll anders werden!" setzte er nach einer Pause ingrimmig hinzu, „Krieg den Palästen, Frieden den Hütten!" Seine Blicke streiften wild umher und trafen auf den Gardeoffizier, der ihn alsbald erkannt und sich mit Abscheu abgewandt hatte.

„Wie, was seh' ich!" rief der Phantast im höchsten Zorne, „mein Bruder im Solde der Tyrannen! Seht, meine greise Eltern, diese rothe Kleidung," er zeigte auf die rothe Uniform des Bruders, „so kleiden die Tyrannen ihre Söldner, damit man das Blut der gemordeten Unschuld nicht sehe." Noch ein Strom wilder Exclamationen erfolgte.

Da konnte sich Arnolph nicht länger halten. Er trat hervor und sprach mit schrecklicher Kälte: „Danke es der Stätte, Verruchter, wo Du stehst,

daß nicht mein gutes Piſtol die Welt von einem Ungeheuer befreit."

„Jeſus Maria!" ſchrie die Mutter, der Greis aber erhob ſich mit ſeinen letzten Kräften, hob die Hände drohend empor.

„Ungerathene Söhne," rief er, „ſoll ich den Tag verfluchen, der Euch geboren? —"

Da that ſich die Thür abermals auf und herein trat ein ſchlicht gekleideter, kräftiger Mann mit geſcheiteltem braunen Haar und edeln Zügen.

„Fluchet nicht, Vater, den Verirrten," ſprach er ſanft mit wohllautendem Organ; zu den Brüdern aber wendete ſich Bernhard:

„Iſt das die Ehrfurcht, die Ihr dem Vaterhauſe, dem Tempel Eurer Kindheit ſchuldig ſeid? Wollt Ihr die Zwietracht, die die Welt entzweit, bis in dieſe ſtille Hütte, in dieſes heilige Aſyl tragen? —"

„Du biſt auch einer von jenem halbſchierigen Geſchlecht," rief Hugo, „das weder kalt noch warm iſt, den Mantel nach dem Winde hängt und Niemandem Feind ſein will, ſondern ſich gleißneriſch, ſchlangenartig zwiſchen den Parteien hindurchwindet."

„Euer beider Feind bin ich," ſprach Bernhard ernſt. „Beider Meinung werde ich bekämpfen mit dem beſten Blute, denn ſie iſt es, welche alles Unheil in der Welt erzeugt; aber das hält mich nicht ab, Euch als Brüder brüderlich die Hand zu reichen im Hauſe der Kindheit und des Vaters. Vergeßt wenigſtens für heute Euern politiſchen Glauben, die kindliche Liebe ſteht über ihn. Wenn Ihr wieder draußen in der Welt, breche die Flamme des Haſſes wieder hervor, die doch nicht eher zu lodern aufhört, als bis ſie gänzlich erloſchen."

Bernhard ſprach noch lange in mildem, verſöh-

nendem Tone. Er redete so rührend zu ihnen, indem er die Tage der Kindheit, den letzten Abend vor zehn Jahren in ihrem Gedächtnisse mit freundlichen Farben auffrischte, daß wenigstens vor der Hand die feindlichen Brüder Waffenstillstand schlossen.

Die Züge des Greises erheiterten sich sichtbar, doch schied die Wehmuth nicht ganz aus ihnen; er gebot aber den Christbaum anzuzünden, denn es begann dunkel zu werden.

Die Lichtlein flammten wie vor zehn Jahren. Damals aber standen die drei Brüder als knabenhafte Jünglinge vor dem Christbaume. Einer hätte das Leben für den Andern gelassen. Heute waren es Gestalten in jugendlicher kräftiger Männerschönheit, wovon zwei sich bis zum Tode haßten und Beide gemeinschaftlich wieder den Dritten. Und gleichwohl waren im Grundcharakter alle Drei dieselben geblieben, alle Drei wollten das Bessere, aber die Pfade, auf denen sie wandelten, liefen sich scharf entgegen.

Die drei Brüder repräsentirten mit ihren Meinungen die drei Hauptparteien, welche die Welt theilen. Die beiden Prinzipe, der Absolutismus und die Revolution trafen auch in der niedern Hütte feindlich auf einander, bis es dem wahrhaften Liberalismus gelang, als versöhnendes Medium dazwischen zu treten.

Jetzt holte der Vater aus einem alten Schranke die Christgeschenke.

„Drei Dinge," sprach er, „hab' ich für Euch aufbewahrt zur Feier des heutigen Tages; ein Jeder nehme sich das, was ihm am Meisten zusagt. Hier ist Erstens ein Schwert!"

„Mir das!" rief Hugo schnell und griff nach der

schönen Wasse. „Unsere Ideen siegen zu machen, hilft nichts mehr als ein gutes Schwert.“

„Zweitens,“ fuhr der Greis fort, „ist hier eine Pergamentrolle, welche den Adelsbrief unserer Familie enthält. Zerrüttete Vermögensumstände hießen mich vor langen Jahren den Adel ablegen und in die Verborgenheit zurückziehen. Ihr wuchset daher als Bürgerliche auf. Wer will das Document?“

„Gieb es mir,“ sprach hastig der Offizier der Garde. „Sind die Throne und mit ihnen das Glück der Völker durch ein Mittel zu retten, so ist es der Adel, der nicht genug befestigt werden kann.“

„Drittens,“ sprach der Vater, „ist hier ein Buch, gefüllt ist es mit nützlichen Kenntnissen und Weisheit.“

„Das gebt mir, guter Vater,“ sprach Bernhard; „denn,“ fügte er hinzu, „nur durch weise Belehrung, Kenntniß, Aufklärung und Bildung kann's besser werden auf Erden.“

Also beschenkt verließen die drei Brüder zwar friedlich und vom Segen der greisen Eltern begleitet die Hütte; aber kaum waren sie in der geräuschvollen Welt angekommen, trat jeder unter die Fahnen seiner Partei zurück, um sich, wenn die Gelegenheit erscheine, einander auf den Tod zu befehden.

Genrebilder.

Die deutſchen Oſtern.
Die Nacht im Forſthauſe.
Die Locken Germaniens.
Die Schwalbenneſterrevolution.
Ein Flug durch's Gebirge.
Die ſächſiſchen Mädchen.
Eine Gewitternacht auf dem Winterberge.

Die deutſchen Oſtern.

Es giebt im deutſchen Jahre zwei Zeiten, die in ihrem myſtiſchen Nebelgrau jener hochſchottiſchen, Oſſian-beſungenen Bergatmoſphäre nicht nachſtehen. Mit naſſen dunkeln Vorhängen iſt der Novemberhimmel umhangen. Geſpenſtiſch werden von den losgelaſſenen Stürmen die feuchten Morgen- und Abendnebel über todtſtille Fluren und Berge gejagt. Das feuchte Laub, die geſtorbenen Locken des letzten Frühlings, rauſchen von Zeit zu Zeit empor, ein einſamer Rabe durchkrächzt den grauen eintönigen Himmel — es ſind die Sterbeſeufzer des verſcheidenden Jahres.

Die andere geheimnißvolle Nebelzeit iſt die der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche. Die Natur liebt ihr Erwachen, wie ihren Tod in ahnungreiches Dunkel zu kleiden. Aber ein ganz anderer Ton als aus dem grauen Spätherbſte ſpricht aus dieſem Frühlingsdämmerreiche. Verrauſchen die Novembernebel, ſo beſcheint der klare kalte Decemberhimmel eine große, weiße Leiche, aus dem Märzgrau dagegen bricht der Frühling reizend und ſonnengelockt hervor.

Wie der Himmel, ſo das Volk, das darunter wohnt. Ich mußte daher obige Worte vorausſchicken,

bevor ich erwähne, daß das deutsche Ostern in jenes ahnungsreiche Frühlingsgrau fällt.

Ja, auch wir Deutschen glauben an eine Auferstehung, an einen Gott der Liebe und Gerechtigkeit, darum feiern wir unsere Ostern, und die Natur feiert sie mit uns. Gleichzeitig flammt es auf unseren Altären und Bergen. Die dunkeln Winterträume dort Oben zerrinnen und siegend tritt die Frühlingssonne in die schöne Welt.

Es giebt kein zweites Fest im Jahre, das so symbolisch zu uns spräche, so einfach, so tiefsinnig, und nur ein deutsches Gemüth vermag Ostern in seiner ahnungsvollen, heiligen Deutung zu verstehen.

Bedeutsam klingt die deutsche Osterglocke im Gemüthe des Knaben wieder, und wächst er zum Jüngling heran, wird die Ahnung zur Gewißheit. Auferstehen, Auferstehen, hier und jenseits, ist das hohe Lied der deutschen Ostern.

Wie eine vom Himmel geküßte Blume wandelt die Jungfrau zur Kirche, himmel-bräutlich, madonnenhaft.

Ich kenne euch, ihr Madonnenaugen des Ostermorgens. Wie oft leuchtetet ihr mir in den dunkeln Hallen der Frühkirche. Gläubig hab' ich Jahre lang zu euch aufgeschaut und mein Glaube hat mich nie betrogen.

Wie oft stand ich am Pfeiler rechter Hand, wenn du süßes Heiligenbild, im alterthümlichen, seltsam geschnitzten Kirchenstuhle saßest und mit Gott sprachst und seinen Engeln. Hoch über uns klangen die Frühglocken in die dämmernde Welt. Wo nahmst du nur die schönen rothen Mandelblüthen her, die stets neben dem Büchlein mit goldenem Schnitte lagen?

Zerfallen mit Kopf und Herz, voll ſophiſtiſcher Spitzfindigkeiten, theologiſcher Skrupel und Zweifel war ich lange Zeit die Kirche geflohen wie ein Krankenhaus. Da rief mich einmal mit wunderbarem Klange die Oſterglocke in die ſtillen Hallen. Ich ſchaute dich und glaubte wieder an Engel, an einen Himmel, an Gott und Unſterblichkeit. Du warſt mein Evangelium. In ihren Locken blühten für unſern nordiſchen Himmel ſeltſam rothe Blumen; als ich mir ſie näher betrachtete, waren es rothe Mandelblüthen.

Der Patron der Kirche hatte der Gemeinde ein treffliches Altarbild zum Geſchenk gemacht. Es war ein Chriſtuskopf. Von den Altarkerzen mild erleuchtet, blickte er zu der Gemeinde hernieder wie die verſöhnende Liebe. Auch ſie blickte zu dem Bilde auf mit Gott vertrauendem hingebendem Auge. Ach, die ſchöne Sage von Pygmalion iſt auch nur eine ſchöne Fabel geweſen, ſonſt würde das Altarbild durch die Himmelsblicke der Beterin Leben bekommen und ſie davon geführt haben nach ſeiner Heimath.

Ich glaube, es iſt auch geſchehen. Als ich nach Jahr und Tag wieder am Pfeiler lehnte, ſaß auf ihrem Platze eine ſchwarzverſchleierte Dame. Auch das Chriſtusbild war mit Flor umhangen. Eine erhebende Ahnung durchzuckte mein Innerſtes. Prophetiſch klangen die Oſterglocken in der Höhe. Ich folgte der Verſchleierten auf dem Heimwege. Sie wandelte nach dem Kirchhofe und kniete an einem Grabe nieder. Auf dem Grabe aber blühten — ſchöne rothe Mandeln.

Die Nacht im Forsthause.

Rauschend schlugen die finstern Fichtenhäupter, vom Sturme gepeitscht, aneinander. Es war eine Nacht zum Tollwerden, aber in Deutschland wird man nicht so leicht toll. Unsere treffliche Philosophie, und jeder Deutsche ist geborner Philosoph, läßt es nicht zum Aeußersten kommen. Wir haben da ein reichhaltiges Lager von Stoßseufzern und Sprichwörtern für die Stunden der Trübsal.

Ich stärkte mein durchnäßtes und verzagtes Gemüth mit solchen Bonmots, und erreichte auch glücklich eine Försterwohnung, die mitten im Walde lag. Die Hunde erhoben ein solch entsetzliches Geheul, als habe man sie vier Wochen lang auf mein theures Fleisch und Bein fasten lassen. Ich lebte damals wirklich der moralischen Ueberzeugung, daß ich die Sonne des nächsten Tages nicht erleben würde.

Das Forsthaus, so viel ich in der Finsterniß gewahren konnte, war so alterthümlich-romantisch, daß es jeder umsichtigen Theaterdirection als Muster zu empfehlen wäre, und die Leute, die mir entgegentraten, konnten sich getrost in die Brockhaus'sche Urania binden lassen, als abgeschlossene und abgerundete Charaktere des Waldbruders Ludwig Tieck.

Eine tiefe Baßstimme richtete folgende Apostrophe an mich:

„Plagt Sie der Satan, Herr Urian, in dem Teufelswetter! Ein Glück für Ihre Lenden, daß Sultan gekuppelt. Nun, sein Sie schönstens willkommen.“

Der Nimrod, der diese trostreichen Worte sprach war Niemand anders, als der Beherrscher des Waldes, der alte Oberförster Z..., ein stattlicher Greis, wie ihn Iffland nicht gediegener hervorbringen konnte.

Sowie ich nur einigermaßen im Trocknen saß, brach die Poesie aus allen Winkeln hervor. Der Vater des Försters hatte den siebenjährigen Krieg mitgemacht, der Urahne, den dreißigjährigen. Ich lernte diesen Abend mehr deutsche Geschichte, als ein deutscher Professor im längsten Semester vorbringt. Wallenstein und Friedrich der Große wandelten in der kleinen Försterwohnung leibhaftig auf und ab.

Dabei saß die schöne Spinnerin wie ein lebendiges Mährchen mir gegenüber. Sie gehörte zu jenen liebenswürdigen Gazellen, die von Kopf bis Fuß rosenlaunig und übermuthfröhlich, sobald aber ein Fremdling naht, wie erschrockene Rosen sich zurückziehen und die langen seidenen Wimpern tief und sittig über die blühenden Augen herabfallen lassen. Meine herzlichen Fragen wurden schüchtern, fast einsilbig beantwortet, und nur selten erhob sich der zarte Flor, und ich schaute in das reizende Reich der Unendlichkeit.

Zur irdischen Glückseligkeit gehört im Grunde sehr wenig. Ein gemüthlicher Sessel und vor uns eine siebenzehnjährige Göttin. Ich überlegte eben, wie dem Jüngling zu Muthe sein müsse, wenn jene süßen frommen Lippen zu ihm das bekannte Wort „Liebe" sprächen, und jene Wundersterne dazu bekenntnißinnig leuchteten, als mich der alte Förster mit der Frage unterbrach: „Ob ich den Ali Pascha von Janina nicht für einen Höllenhund erkenne?"

Ich erkannte sofort den Ali Pascha für einen

Höllenhund und erſtattete Bericht über den Zuſtand der Griechen nach dem neueſten Hamburger Correſpondenten. Mein Eifer für die heilige Sache machte mich warm, ſo daß ich mich plötzlich vom Arme des Förſters mit Heftigkeit gepackt fühlte: „Mir aus der Seele geſprochen, Doctor, aber werden ſie's aushalten? Der Kapudan iſt unterwegs, der fackelt nicht, der Himmelſakermenter.“

Ich gerieth immer mehr in's Feuer; der Alte war ganz Ohr — das Spinnrad ſchwieg und ein paar Sonnen blickten zu mir auf himmelgroß, ein paar verkündende Welten, daß ich Wahrheit geſprochen, wie ſie geſchrieben ſtand in meinem Herzen.

Ja, ich hatte wahr geſprochen, Hellas ward frei; ich aber war gefangen und bin es heute noch, gedenke ich eurer, ihr Sonnen im alten Förſterhauſe.

Die Locken Germaniens.

Die deutſche Geſchichte iſt ein ſo verzweifelter Punkt für den gewiſſenhaften deutſchen Hiſtoriker, daß ſich einer der letztern vor nicht gar langer Zeit in einem aparten Aufſatze zu der Anfrage getrieben fand: Giebt es eine deutſche Geſchichte? Wenn wir dieſe ſeltſame Sache mit hiſtoriſchem Blute überdenken, und von den heutigen toupirten und düpirten Köpfen aufwärts ſteigen durch die Säcula der Perrücken und Panzer bis zu den goldhaarigen Ahnen, ſo ſtellt ſich allerdings das bedenkliche Reſultat, daß

es wohl allerlei deutsche Geschichten giebt, aber keine deutsche Geschichte. Nur zweimal findet eine Ausnahme statt, in zwei ziemlich von einander liegenden Zeiträumen. Diese beiden Ausnahmen ereigneten sich, als das deutsche Volk die Adler und Legionen der beiden Cäsaren Augustus und Napoleon theils erschlugen, theils aus dem Lande jagten.

Dem Ersten dieser deutsch-geschichtlichen Momente, denn solche waren es, nur Zornausbrüche, ging ein seltsamer Akt zuvor, der für das ganze deutsche Volk bis auf den heutigen Tag von einer beklagenswerthen symbolischen Vorbedeutung war. Die Römer nämlich, klassischen Andenkens, schnitten zwar den unterjochten Deutschen alle ungehorsamen Köpfe ab; das hätte sein mögen, wir wissen aus der Weltgeschichte, daß aus bloßer Kopfabhackerei selten Großes herauskommt, aber jene toilettenkundigen Quiriten gingen spekulativer zu Werke, sie bewirthschafteten die stehen gebliebenen Köpfe als Wollhändler, schnitten, ich weiß nicht, ob die Schur, wie heutzutage, auf einen besondern Monat beschränkt war, die goldgelben Flechten ab und schickten sie kistenweise als gesuchter Artikel an die römischen Friseure. So wurden die Deutschen gleich beim Beginn ihrer Geschichte, im vollsten Sinne des Wortes, geschoren.

Nun muß man zugeben, und alle deutschen Geschichten belegen es, daß der Deutsche einen Spaß versteht, sei er subtil oder grob, und nicht gleich wegen jeder Bagatelle zu den Waffen greift, aber diese symbolische Entmannung durch die römische Scheere war ihm außer Spaß und stieg in die gelüfteten Köpfe. Jeder, dem nur goldgelbes Haar auf dem Scheitel sproßte, und das war bei jedem

ächten Germanen der Fall, ergrimmte und griff zu den Waffen. So ward die Sache Nationalangelegenheit und darum gelang der Schlag im Teutoburger Walde, worüber wir heutzutage uns nicht genug verwundern können.

Jenes induſtriöſe Haarverſchneiden haben aber die Deutſchen Rom nie vergeſſen, und ſo oft in der Folge ein Kaiſer nach Italien zog, waren ſie bei der Hand und rächten den Lockenraub mit vandaliſchem Grimme. Sie mußten bei dieſen höchſt unerſprießlichen Expeditionen zwar oft außer den Haaren auch den Kopf laſſen; heldenhaft kämpfte das Kaiſerhaus der Hohenſtaufen faſt ſeine Lebzeit über im heilloſen Welſchland, bis es ſeinen letzten Kopf auf einem Schaffotte zu Neapel einbüßte. Ziehen die Oeſtreicher nicht ſtets mit Cheruskermuthe über den Po, wenn in Italien die Revolutionsglocke läutet und blaßen Feierabend? Und wer wollte endlich jenen zweitauſendjährigen zornigen Patriotismus verkennen in dem Buche des wackern Guſtav Nikolai? Bella Italia, du haſt die goldenen Locken Italiens theuer bezahlt!

Rom, trotz der Niederlage im Teutoburger Walde, konnte von ſeinem Syſtem, den Deutſchen mit der Scheere in die Haare zu fahren, nicht laſſen. Als ſeine Präfecte und Lictoren Nichts mehr zu ſchaffen hatten im deutſchen Lande, erfand es die Tonſur und ſchor abermals mit großer Ruhe einen Theil der deutſchen Köpfe bis auf die Kopfhaut. Nun hatten die Deutſchen wieder viele Jahrhunderte an den Glatzen zu laboriren, bis Martinus Luther zu Wittenberg auftrat und als Bratfiſch des ſechszehnten Jahrhunderts den Haarwuchs beförderte

In Folge dieſer Haarwuchs befördernden Lehr

Luther's fuhren sich die Deutschen wiederum dreißig Jahre einander selbst in die Haare, worauf unmittelbar das Zeitalter der Perrücken begann, unter welchen man die zerzaußten und zerschlagenen Häupter verbarg. Es war eine dürre, unerquickliche Zeit, voller Bücher- und Puderstaub, bis Napoleon gegen die deutschen Perrücken zu Felde zog mit Kanonen und Dekreten. Da wuchsen den Deutschen die Haare wieder, sie erhielten Einheit und Manneskraft und jagten den neuen Augustus aus dem Lande.

Die deutschen Turner, welche hierbei rüstig geholfen hatten, sahen jetzt wohl ein, daß die Kraft des deutschen Volkes, wie beim seligen Simson eigentlich in den Haaren ruhe, und darum ließen sie sich dieselben so lang, wie immer möglich wachsen, bis sich das neue Institut des deutschen Bundes dieser altväterischen Sitte widersetzte.

Es sind an die zweitausend Jahre, seit uns Rom die Haare verschnitt; die nächtig schattenden Wälder von Altgermanien sind gelichtet und klar und nebelrein scheint die Sonne über die deutschen Lande. Es hat sich darum unser Haar sichtbar gebräunt, und die goldgelben Locken, jene einstige nationale Kopfbedeckung, werden immer seltener. Ueberdies haben die zahlreichen Besuche aus aller Herren Ländern einer jeden wissenschaftlichen Untersuchung hohnsprechende Haarverwirrung zurückgelassen, so daß ich bezweifele, ob die heutigen Römerinnen noch Verlangen nach unseren Locken tragen. Wien hat auch in dieser Hinsicht die Fürsorge übernommen und liefert die schönsten Locken in allen Couleuren für Italien und Deutschland.

Dies ist die Geschichte der goldgelben Locken Germaniens.

Soll ich auch euer gedenken, seidene, zauberhafte Fäden, die ihr euch weich und zart um die Schläfe der Töchter Germaniens legt, oder tändelnd herabringelt in reizendem Muthwillen, oder traumhaft umschattet blumenhafte Sonnen?

Was siehst du wie aus einem goldenen Traume zu mir auf, süßes, blondes Vermächtniß im einfachen Medaillon, seliges Pfand gestorbener Seligkeiten? Fern in einem schönen Thale von Deutschland, wo die Linden duften und die Nachtigallen schlagen, küßtest du Jahre lang ein frühling-schönes Antlitz, bis die eigene zarte Hand selbstmörderisch dich löste aus dem goldenen Reiche der Schwestern.

Schönster Juniabend meines Lebens, heilige Vorfeier jenes großen Frühlingsfestes, dessen Kerzen in einer anderen Welt flammen, dessen Glocken in einer anderen Welt läuten, aber in geweihten Augenblicken herüberklingen durch unsere Nebeldecken und feuchten Wolkenschichten.

Das Abendroth war einsam verblüht hinter Gärten und Rebenhügeln; immer tiefer sank die Welt in das große ahnungsreiche Grab der Dämmerung. Der bunte Schmelz der Blumenbeete zerfloß in duftendes Grau; nur die weißen Lilien leuchteten geisterhaft in dunklen Räumen. Aber je tiefer der blühende Erdensarg hinabsank in das ernste Reich der Schatten, um so flammender und überzeugender entzündete sich dort Oben der sonnengestickte Namenszug Gottes in unsterblicher Schöne.

Mitten im goldduftenden Dunkel, zwischen Blumen und Sternen, saß ich an der Seite Seraphinen's, jenes poesiereichen Kindes mit blondseidenem Haar und frommen, wunderschönen Augen. Eine tiefe Sabathstille ruhte heilig über der nächtlichen Schöpfung.

Das Reich der Träume wob sinnend seine goldenen Flore über Glocken und Kelche. — Da wanden sich leise und lind die Töne einer fernen Abendglocke durch Blätter und Stauden und legten sich wie Himmelsgrüße einer schönen Welt an unser Herz. Sie neigte wunderbar bewegt ihr süßes Haupt gegen meine Brust und ich hauchte einen leisen Kuß auf die schöne Stirn.

„O Seraphine," flüsterte ich, „seligster Traum meines Lebens, reizender Gedanke einer schönen Welt —" und ich bat die Holdselige, warum ich schon so oft vergebens gebeten, um eine Locke ihres schönen Haars. Sie antwortete nicht und blickte wie eine träumende Blume nach dem immer tiefer sinkenden Abendstern.

„Er sinkt gen Frankreich," sprach ich leise, „bald folg' ich ihm," und wiederholte meine Bitte in weichem flehenden Tone. — Da tönte eine bekannte Hofthürschelle.

„Die Eltern sind zurück," sprach Seraphine, stand schnell auf und eilte den Gartengang entlang. Ich folgte. Im Wohnhaus am Eingang des Gartens war es lichthell geworden. Ich trat in den Salon, wo ich die heimgekehrten Eltern begrüßte, und wo das Abendessen schon bereit stand.

Letztes heiliges Abendmahl in jenem schönen deutschen Frühlinge voller Blumen und Liebe. Zum letzten Male saß ich gegenüber der reizenden Verkünderin einer Unsterblichkeit. Die Römer klangen an einander auf meine dereinstige Wiederkehr, aus dem schönen Frankreich. Und als ich mit ihr anklang und der Ton so rein und golden die Luft durchzog wie sterbendes Abendroth, versank ich zum letzten Male in jene seligen Himmel ihrer blauen Augen, und un-

willkürlich durchklang mich das reizende Lied des herrlichen Hoffmann von Fallersleben, das er einst in heiliger Stunde gewiß auf eben so schöne Augen gedichtet hat:

„Ich schaute die blaue unendliche See,
Da ward mir im Herzen so wohl und so weh,
Doch als ich Dein blaues Auge gesehen —
Da, weiß ich selbst nicht, wie mir geschehen.
Und ob ich die blaue unendliche See
Auch immer und immer wiederseh';
Das Wasser immer nur Wasser bliebe —
Dein Aug' ist ewig unendliche Liebe."

Zur Erinnerung an jenen Abend aber bewahr' ich eine der schönsten Locken Germaniens, welche mir Seraphine in ein goldgerändertes Stammbuchblatt gewickelt, plötzlich in die Hand drückte, als ich schwermuthvoll ob des bevorstehenden Abschiedes durch das geöffnete Fenster nach den nächtlichen, duftenden Garten hinschaute. O seliger Augenblick! — Ich wollte ihr nacheilen, ihr dankend zu Füßen sinken, aber sie war bereits durch die Glasthür entschlüpft. Ich klingte. Die Thüre war verschlossen und meine Blicke trafen nur noch die Himmelsgestalt im himmelblauen Kleide, als sie durch die zweite Thür entschwebte.

Es war das letzte Mal. Ich habe sie nie wieder gesehen, denn bereits am andern Tage rief sie ein Brief an das Sterbebette ihrer weiten entfernten Tante, welche sich die letzten Augenblicke durch das Anschauen eines Engels versüßen wollte. Von Tag zu Tag verschob sich meine Abreise; Seraphine kehrte nicht zurück. So mußte ich fort, ohne Gruß und Kuß von ihr das Vaterland verlassen.

Das Posthorn klang. Fort brauste der Wagen auf der Straße nach Frankreich. Auf meiner Brust

aber ruhte wie ein ſtiller Segen das letzte heiligſte Geſchenk, das ich im Vaterland erhalten — eine Locke Germaniens.

Die Schwalbenneſter-Revolution.

In einem deutſchen Fürſtenthume ereignete ſich der tragiſche Fall, daß mehre Schwalben, die in einem Grenzdorfe ihre Neſter bauten, die Baumaterialien aus dem ausländiſchen Gebiete herüber trugen. Der Gutsherr, ein Patriot, ſo wie er von der Paſcherei erfuhr, gab den Befehl, die unverſteuerten Neſter zu zerſtören. Ein böſes Beiſpiel verderbt gute Sitten, hatte er geſagt, denn er wußte für die verwickeltſten Lagen im Leben Sprichwörter.

Die gutsherrliche Executions-Armee ſetzte ſich ſofort gegen die Schwalbenneſter in Bewegung; die Bauern aber, die, wie ihre ſämmtlichen Collegen im deutſchen Lande, die Schwalbenneſter an den Häuſern für glückliche Omina erkennen, wollten die Zerſtörung nicht zugeben und ſetzten ſich zur Wehre. Der Gutsherr, weil er für ſolch' außerordentlichen Fall kein Sprichwort wußte, ließ anſpannen, fuhr nach der Reſidenz und ſchlug Lärm. Sogleich behandelte die deutſche Preſſe die kleine Revolution mit der ihr eigenthümlichen Delikateſſe; aber im Pariſer Temps las ich ſie bereits mit Kanonen. In das rebelliſche Dorf rückten Dragoner und verblieben daſelbſt, bis die Schwalben in die Winterquartiere zogen.

An ſolchen Miniatur-Revolutionen iſt die deutſche

Geschichte neuerer Zeit nicht arm. Oft waren die Ursachen noch unbedeutender als Schwalbennester.

Der Gutsherr, welcher der Schwalbennester-Revolution so determinirt auf den Kopf trat, war Niemand anders als Herr von X...., der als späterer Landstand die Kammeropposition vernichtete. Seine Sprichwörter und Bonmots waren gefürchtet. Mit einem Sprichwort schlug er einmal die ganze Debatte darnieder, die für das Ministerium schon eine sehr bedenkliche Wendung nahm. Die Opposition beschwerte sich nämlich über die vielen Censurlücken in der inländischen periodischen Presse. Man brachte die gravirendsten Beweise vor. Die Ministerbank gerieth in die Enge. Da erhob sich Herr von X....

„Meine Herren," rief er, „ich versichere auf Ehre, daß mich die Censurlücken nie incommodirt haben. Ich habe da meine Philosophie und denke: Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß"

Die rechte Seite fand diese Ansicht eben so weise als beruhigend; das Ministerium schöpfte frischen Athem, und die Opposition blieb in der Minorität.

Ich lernte Herrn von X.... einmal in Baden-Baden persönlich kennen. Er war der leibhafte Repräsentant des Conservativ-Systems und hatte sich selbst vortrefflich conservirt. Die Stürme der Revolution waren spurlos über diesen deutschen Schädel dahin gegangen. Seine einzige Sorge bestand darin, noch so lange zu leben, bis den Franzosen noch etwas Tüchtiges am Zeuge geflickt wäre. Herr von X.... hatte nämlich alle Ursache, mit Frankreich unzufrieden zu sein. Die Franzosen hatten nach und nach fast seine sämmtliche Vetterschaft todtgeschossen, von den Revolutionskriegen an bis Anno 1815. Er selbst zählte mir eine Menge verklärter Cousins auf.

„Aber Papa," rief die zehnjährige Anna, die ausgegangene Pfeife des Vaters mit einem Fidibus anzündend, „wie viel Couſins haſt Du nur gehabt? Da iſt der Bodo, der Albrecht, der Hans, der Kasper, die ich alle nicht leiden kann, wegen der abſcheulichen Schnurrbärte."

„Einfältig Kind," brummte der Alte, „danke Gott, daß dem Vaterlande noch einige Stützen erhalten ſind. Wären jene Helden," fügte er zu mir gewendet mit leiſem Seufzer hinzu, „nicht ſo frühzeitig gefallen, wer weiß, wie es jetzt ſtünde."

„Es wäre Manches anders geworden," gegenredete ich.

„Der Iſegrimm ſteht noch vor mir," ſprach der deutſche Dichter mit ſtiller Begeiſterung, „ein Prachtjunge. Die Geſchichte hätte einen Blücher mehr. Gott hab' ihn ſelig, er hieß eigentlich Moritz; aber die Familie nannte ihn Iſegrim."

„Der mag erſt einen Schnurrbart gehabt haben," rief Anna mit komiſchem Entſetzen.

„Lothringen und Elſaß mit ſammt dem Münſter entgingen uns nicht," behauptete der Alte, „den ſchmachvollen pariſer Frieden hätte Iſegrimm nimmer zugegeben."

Ich betrauerte von Herzen den edlen Ritter.

Ein Flug durch's Gebirge.

Wenn man an einem heitern Sommertage eine der vielen anmuthigen Anhöhen der Dresdner Umgegend

ersteigt und die Blicke über das weite schöne Elbthal dahinstreifen, sieht man den südlichen Horizont auf ferne nebelhafte Berge herabsinken. Das sind die blaugrauen Wolken des Erzgebirges. Märchenhaft weht es aus jener Gebirgsgegend in das lachende Thal herüber, und das Erzgebirge allein genießt in der Phantasie der Dresdner mehr Kredit, als der blühendste Märchenalmanach. Denn in jenen Gebirgen rauschen geheimnißvoll die dunkeln Bergwasser in unergründlichen, waldumnachteten Tiefen; da steigen in nächtlicher Stille die Silbereimer in die schwarzen Eingeweide der Erde, irren die Grubenlichter in zweideutigem Nebel, und einsam nur klingt das Glöcklein der Hüttenwerke durch die todtstille Gegend. Da blüht kein Frühling, lacht keine Rose, da ist der Gnomen und Erdgeister märchenhaftes Reich und die Armuth wohnt zwischen Silberhaufen. Die einzigen Silberblicke, die der Himmel den armen Gebirgsbewohnern verlieh, heißen Gottvertrauen und Zufriedenheit.

Der Gedanke an das kalte Erzgebirge an einem heißen Sommertage in Dresden wirkt so erquickend, wie das erfrischendste Glas Erdbeereis bei Baldini auf der Brühl'schen Terrasse.

Ich saß an einem schönen Sommerabende auf genanntem Vergnügungsorte; die untergehende Sonne, welche kaum eine Hand breit über den Rebenbergen der Lösnitz stand, warf ihren Rosaschimmer verklärend über das reizende Abendbild. Die Fenster der Loschwitzer Weinberghäuser strahlten in prachtvoller Erleuchtung, über mir dufteten die Lindenblüthen, das Musikkorps spielte das süße Duett aus Jessonda: Laßt uns dorthin, dorthin ziehen ꝛc., als plötzlich ein poetischer Freund zu mir trat und mit demosthenischer Beredtsamkeit mir die Reize eines Flugs durch's

hohe Erzgebirge in den jetzigen warmen Sommertagen auseinander setzte.

„Bedenke nur," rief er begeistert, „heute noch sitzen wir hier im reizenden, sonnigen Elbthale, inmitten der glockenreichen Königstadt, inmitten von süßen Melodien, leuchtenden Rosen, und morgen schon hören wir die Urquellen rauschen im hohen Gebirg, sehen den einsamen Raubvogel über starren Felsen kreisen; Alles ist todt und erstorben —

„Das Glöcklein klingt, der Morgen graut,
Es wird im Bergmannshüttchen laut."

Ich lasse nie gern eine Gelegenheit vorüber, wo es gilt, eine poetische Idee zu realisiren. Es sind solche Zeiten Silberblicke, und je reicher das Leben an ihnen, desto reicher ist das Leben selbst zu nennen. Meine Scrupel und Zweifel waren daher bald niedergeschlagen und bereits am andern Morgen selbanderten wir frei und glücklich auf der Straße gen Freiberg dahin.

Das reizende Tharand ist der letzte südliche Stern der schönen Dresdner Umgegend. Darüber hinaus wird die Gegend waldstiller, ernster und höher. Je weiter wir vorwärts schreiten, desto mehr Berge wälzen sich zwischen uns und das zurückgebliebene Elbthal. Selbst der Himmel verliert bald sein erquikkendes Blau, dann noch einige Stunden Wegs, und hie und da steigt die einförmige Rauchsäule der Hüttenwerke zu den Wolken. Wir sind in das Reich des Plutus getreten. Das ist aber ein eben so unliebenswürdiger Gott, wie sein Herr Vater Vulkan. Aschgrau und Schwefelgelb brütet er wie der leibhaftige Geiz über Silberhaufen.

Die Bergstadt Freiberg, acht Stunden von Dresden, ist so alt wie die ältesten sächsischen Spezies.

Hier wird jene Kunst, die Erde auszubeuten, methodisch gelehrt; denn hier befindet sich die berühmte Bergakademie, welche von Scholaren aus aller Herren Ländern besucht wird. Selbst Spanier studirten noch vor nicht langer Zeit hier. Nachdem für Spanien die Silberblicke Amerika's erloschen waren, kein Herz und keine Silberader der neuen Welt mehr für die kastilischen Könige schlug und keine Silberflotte mehr einlief unter dem Donner der Karthaunen und dem Hurrah der Equipage in den Hafen von Kadix, sah man eines Tages fremde südliche Gestalten mit stolzen Schritten und tiefkatholischen Gesichtern einherwandeln in den Straßen eines unscheinbaren sächsischen Bergstädtchens. Spanien wollte nämlich nach dem Verluste beider Indien in den eigenen Busen greifen und aus den Tiefen seiner Sierras die Gold- und Silberquellen sprudeln lassen in nie gesehener Schöne. Ich weiß nun nicht, wie weit die Sache gediehen ist, doch scheint mir, daß Freund Mendizabal bei den karlistischen Händeln die Freiberger Studien vor der Hand habe dahin gestellt sein lassen, indem er es für gerathener fand, zuvor den schönen Hamsterbau der spanischen Klöster bergmännisch zu bearbeiten.

An der Freiberger Bergakademie lehrte noch vor wenig Decennien der große Bergmann Abraham Werner, der Linné der Unterwelt, und noch heute lebt und wirkt ein gefeierter deutscher Name in der kleinen Bergstadt — der Oberberghauptmann Freiherr v. Herder, Sohn des Verfassers der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

Bevor ich die Bergstadt, die nächst ihrer Alterthümlichkeit wenig Bemerkenswerthes vorzeigt, verlasse, muß ich noch eines kleinen musikalischen Mei-

sterwerks gedenken, das innerhalb Freibergs düstern Mauern gedichtet und in Musik gesetzt ward. Ich weiß nicht, ob das liebe Musikstück: „der Bergmannsgruß," Text von Döring, componirt von Anacker, außerhalb Sachsen so bekannt und beliebt ist, wie innerhalb unserer bescheiden gezogenen Gränzen. Es erhält dieses Tonwerk hauptsächlich dadurch einen eigenthümlichen Reiz, daß Dichtung und Töne inmitten des Bergwerklebens entstanden, den Zauber und den Duft der Berge gleichsam in sich gesogen und treu bewahrt haben.

Wenn man von Dresden nach Freiberg heraufgewandert ist, denkt man wunder wie hoch man sich befindet, während sich im Süden neue, höhere Bergmassen gen Himmel wälzen. Immer öder und trauriger wird die Gegend, die Vegetation sparsamer, bald bleibt Flora's und Pomona's Reich ganz zurück, und man vernimmt nur das einsame Rauschen finsterer Tannenwälder.

Wir beschlossen, das gewerbreiche Chemnitz, diese Lebenspulsader des Gebirgs, rechter Hand liegen zu lassen, und wanderten über das freundliche Bergstädtchen Annaberg schnurstracks auf jene vom Himmel verlassene Gegend zu, die man unter dem Namen des sächsischen Sibirien begreift.

Man kann das sächsische Erzgebirge füglich in drei Gürtel theilen. Aehrengolden wogt es auf den südlichen Abhängen, der üppige Saum ist mit Blumen durchwirkt, fruchtbeladene Aeste beugen sich im Herbste zur Erde, und der dankbare Boden nährt den fleißigen Bebauer. Noch baut sich der Landmann sein solides räumliches Wohnhaus, und die innere Einrichtung zeigt von dem behaglichen Auskommen des Eigenthümers. Aber ein schneidender Luftzug durch-

weht bereits die mittlere Region, und verbietet manchem reizenden Kinde Floren's, die goldenen Augen aufzuschlagen. Der Fleiß der Menschenhand muß hier nachholen, was der Erdboden versagt. Unermüdlich schwirrt das Weberschiffchen in den zahlreichen, großentheils ärmlichen Wohnungen. Tausend und abertausend Hände regen sich in geschäftiger Eile wie ein Ameisenhaufe, vom armen Löffelschmidt und Korbflechter bis zur blassen Spitzenklöpplerin, die bei dürftigem Lampenlicht von früh bis zum späten Abend an ihrem kunstreichen Gewebe sitzt.

Steigen wir aber beherzt noch höher in die Berge hinein, in den dritten Gürtel, da schweigt alsbald die Gewerbthätigkeit, das Fabrikleben; Alles wird stiller, rauher; auf der Erde ist für den Menschen Nichts mehr zu holen, und er steigt wieder in die Erde hinab, in das Reich der Gnomen und Metalle. Die Hütten werden ärmlicher, die Gesichter blässer; die kräftigen Fichten, die muntern Tannen, die wenig Stunden tiefer im Lande noch stolz und majestätisch zum Himmel streben, verlieren allen Muth und werden zwergartig. Dürftig nur noch gedeiht der einsame Eibischbaum mit seinen blutrothen Beeren am Wege, endlich erlischt auch dieser, und so weit der Blick trostlos die todtkalte Gegend durchstreift, trifft er auf Nichts, als auf einen theilnahmlosen Himmel und graues Elend.

Fast wie Ironie sieht es aus, wenn die armen Bewohner hier und da auf einem sonnig gelegenen Plätzchen die unfruchtbare Erde umgewühlt und ein göldenes Saatkorn darin verborgen haben. Ich durchwanderte vor einigen Jahren im Anfang October diese Gegend, da stand das armselige Korn mit sei-

nen federleichten Aehren noch auf dem Felde und der Hafer war noch ganz grün.

Die Armuth in dieser, von allen Göttern verlassenen Region nimmt von Jahr zu Jahr zu. Beim angestrengtesten Fleiße verdient jetzt — im vollsten Sinne des Worts — eine Spitzenklöpplerin nicht das trockene Brot, denn sie muß ihren Hunger großentheils mit Kartoffeln stillen. Dazu kommt noch, daß der Bergbau immer mehr in Verfall geräth. Auf der Erde Nichts, unter der Erde Nichts, sind die Armen auf den Himmel verwiesen, wovon sie leider nicht satt werden. Es ist ein Jammer, wenn man in den Gegenden des höchsten Gebirgs, in Johann-Georgenstadt, Eibenstock, Schönhaide, den blassen Leidensgestalten begegnet, die mit seltsamer Trauer zu dem durchwandernden Fremdling aufschauen, der von glücklicheren Himmeln zu erzählen weiß.

Was helfen hier oben in dieser Stiefmutter von Gegend alle Deklamationen von Heimath, Patriotismus und Vaterlandsliebe. Der Boden, der seine Kinder beim angestrengtesten Fleiße verhungern läßt, hat auch keinen Anspruch auf die Liebe derselben, und ist irgend deutschen Landsleuten eine glückliche Ueberfahrt nach Amerika zu wünschen, so sind es die armen Bewohner des sächsischen Sibirien.

Auf der Grenze zwischen Sachsen und Böhmen beim Dorfe Wildenthal steigt ein gigantischer Berg zu den Wolken; es ist dies der Auersberg, und wer ihn erstiegen, kann von Aussicht erzählen. Man muß aber einen heitern Nachmittag wählen, denn die Vormittage sind selten von Nebeln frei. Da liegt ein mächtiges Stück von Böhmen, wie eine frisch colorirte Landkarte, zu unsern Füßen. Ein gut be-

waffnetes Auge soll die Zinnen von Prag erkennen. Wenden wir uns, so überschweift unser Blick die beiden kalten Gürtel des Erzgebirges und ganz am Horizonte dämmert in lieber bläulicher Ferne das Reich der Blumen und seidenen Lüfte. Zur Linken breitet das Vogtland seine reichen Getreidefluren in endlosen Flächen aus bis zur bairischen Grenze; rechts aber verbauen die himmelhohen böhmischen Grenzgebirge fast jede Aussicht.

Auf diesem höchsten Gebirge standen wir und schauten wie Könige auf die große Welt zu unsern Füßen. Dort in weitester Ferne, hinter jenem blassen Nebelstreif, lag das Elbthal, Dresden, die lindenumblühte Brühl'sche Terrasse, wo wir noch ehegestern saßen, von lieblichen Melodien umwogt. Hier in der erhabenen Einsamkeit tönte ein anderer Choral in den Kronen der dürftigen Tannen. Da unten lag Schönhaide, eine der traurigsten jener sächsisch-sibirischen Kolonien mit seinen ärmlichen Hütten voller Hunger und Elend.

Kalt strich der Wind aus Böhmen herüber. Mein Freund hatte eine Flasche guten Medoc mit heraufgeschleppt. Wir tranken auf das Wohl der armen Hüttenbewohner und auf das schöne Mitleid, daß es einkehre in die Paläste und die Herzen der Reichen.

Klirrend flog die geleerte Flasche in den Abgrund. Eine Schaar schwarzes Geflügel stieg erschreckt hervor und umkreiste mit heiserem Geschrei unsere Häupter; der Wind aus Böhmen pfiff schneidender; immer unheimlicher ward es auf der kalten Bergeshöh'. Da faßte mich der Freund am Arme.

„Laß uns dorthin, dorthin ziehen,
Wo die Blumen schöner blüh'n."

sang er, und unter der Spohr'schen Melodie eilten wir den Berg herab.

Am andern Tage ging die Reise zur Post von Schneeberg aus, über Stollberg, Chemnitz, nach dem lachenden Elbflorenz, aus dem Winter in den Frühling zurück. —

Die sächsischen Mädchen.

Um über den fraglichen Gegenstand ein unbefangenes, philosophisches Urtheil abzugeben, ist ein Haupterforderniß, daß man nicht selbst verliebt ist. Da ich mich, Gott sei Dank, dermalen in diesem glücklichen, emancipirten Zustande befinde, so ergreife ich die schöne Gelegenheit, und berichte wie folgt:

Die sächsischen Mädchen sind ein herrliches Geschlecht, das der liebe Gott zum Nutzen und Frommen seiner guten und getreuen Bewohner des constitutionellen Königreichs Sachsen besonders erschaffen hat, obschon die königlich sächsischen Mädchen nichts weniger als constitutionell gesinnt zu nennen, da der sächsische Landtag gleich beim Beginn seiner Sitzungen die unpolitische Ungalanterie beging, das reizende Geschlecht von seinen Sitzungen auszuschließen und sich seine Gallerie muthwilligerweise zu desloriren.

Es ist ein uralt Bonmot, daß

„in Sachsen die schönen Mädchen wachsen."

Ging ich nun nicht so unparteiisch zu Werke, ließ ich das Bonmot auf sich beruhen, und die Welt käme hinsichtlich der sächsischen Mädchen nie auf's Reine, aber so streiche ich das schön und setze dafür hübsch. Nach dieser Variation will ich das Sprichwort beschwören, falls die Sache zum Prozesse kommt. Hiermit soll nun nicht gesagt sein, als ob in Sachsen

nicht auch sehr schöne Mädchen wüchsen, bewahre der Himmel! Auch leb' ich der moralischen Ueberzeugung, daß sich $^9/_{10}$ Theile meiner Landsmänninnen für sehr schöne Mädchen halten.

Hätt' ich völlig freie Hand, würd' ich obiges Bonmot noch auf eine zweite Art variiren und schreiben:

„In Sachsen, wo die herzigen Mädchen wachsen."

Dies kann ich sogar auf geographischem Wege beweisen. Deutschland oder, wie die Turner wollen, Teutschland, oder demagogisch das deutsche Vaterland, oder laut der Wiener Congreßakte die deutschen Bundesstaaten sind bekanntlich das Herz von Europa; Sachsen wiederum ist das Herz von Deutschland; kann es aber nach deutscher Logik und Fundamental-Philosophie anders kommen, als daß auf solch' herzigem Terrain die meisten herzigen Mädchen wachsen? Ein sächsisches Mädchen weiß mit ihrem kleinen Herzen in der Welt Gottes Nichts anzufangen, als sich damit zu verlieben, und das macht das süße Kind eben so herzig und liebenswürdig.

Indem ich den letzten kühnen Satz niederschreibe, fallen mir die Leipzigerinnen ein, und ich komme in nicht geringe Verlegenheit. Daß die Leipzigerinnen auch sächsische Mädchen, kann ich nicht läugnen und gleichwohl paßt da mein Satz nicht, daß sie mit ihren diversen Herzen Nichts anzufangen wüßten, als sich zu verlieben. Ich will mich auf gut constitutionellem Wege aus der Schlinge ziehen und so klar als möglich fassen.

Jeder Mediciner, wenn er auch noch nicht promovirt hat, wird mir zugestehen, daß jedes irdische Mädchen, von andern ist die Rede nicht, mit zwei Herzkammern geboren wird. Nun gut, ich mache

jetzt die Nutzanwendung auf die sächsischen Mädchen. Wenn ich von ihnen im Allgemeinen behaupte, daß sie mit ihren Herzen nichts anzufangen wüßten, als sich damit zu verlieben, so soll Das so viel heißen, daß sie sich mit beiden Herzkammern verlieben; die Leipzigerinnen machen aber eine Ausnahme und verlieben sich blos mit Einer, während die Andere mit allerhand Contrebande, als da sind Feronièren, Spitzen, Marabouts, Ballengagements und mit noch schlimmeren Dingen vollgepfropft ist.

Die Leipziger Mädchen sind wie ihre vaterländischen Colleginnen zwar constitutionelle Staatsbürgerinnen, aber liberaler gesinnt. Sie geben dem Zweikammersystem den Vorzug. Es ist da ein ewiger Steit der Interessen zwischen Liebe, Eitelkeit und Gefallsucht, während die Mädchen in der Provinz gar nicht wissen, daß sie zwei Kammern haben, da in beiden nur die Liebe wohnt.

Die Mädchen in der Provinz, was soll das bedeuten? Es ist gut, daß mir die Redensart in den Weg kam, ich habe mich lange genug darüber geärgert, und erhalte nun Gelegenheit, einmal dem Leipziger Uebermuthe beizukommen.

Die Leipziger, doch damit ich nicht ungerecht werde, fast nur das junge Leipzig, la jeune Leipsic, wenn es auch nicht ganz der Ueberzeugung lebt, daß Leipzig der Mittelpunkt der Erde und der Civilisation, und daß der liebe Gott den 5400 Meilen langen Aequator blos erschaffen hat, damit er sich um Leipzig drehe, hat sich seine eigene Geographie geschaffen. Nach diesem Leipziger geographischen Katechismus wird das Königreich Sachsen eingetheilt:

a) in die Stadt Leipzig, inclusive der Kohlgärten und Straßenhäuser, und

b) in die Provinz.

Alles, was nicht Sahne ſtatt Rahm ſagt, was nicht zittert und bebert, ſondern nur zittert und bebt, gehört zur Provinz; das herrliche Dresden im blühenden Elbthale mit ſeinen Kunſtſchätzen, Dresden, die Haupt- und Reſidenzſtadt, das gewerbliche Chemnitz mit ſeinen Fabriken — Alles iſt Provinz, hat neun Zehntheile weniger Anſpruch auf die ewige Glückſeligkeit, und Leipzig mit ſeinen fetten Lerchen und magern Profeſſuren iſt die allmächtig gebietende Urbs.

Doch ich kehre zu meinem Hauptthema, den ſächſiſchen Mädchen, zurück.

Mir ward Gelegenheit, die ſächſiſche Flora in den verſchiedenartigſten Jahreszeiten zu beobachten. Wie manche ſelige Winternacht lehnte ich an einem Pfeiler der kerzenflammenden Ballſäle des Hotel de Pologne in Leipzig, und ſah die reizenden Guirlanden des Cotillon an mir vorüberſchweben. Ich habe ſie geſchaut die liebliche Flora der Leipziger Gewandhausconcerte, ſo wie die freundlichen Blumen der Reſidenz, in reizender Verklärung der hundertfach flammenden Kerzen, umwogt von den ſüßeſten Melodien Bellini's. Man befand ſich in einem Zauberparke von Tauſend und Einer Nacht; man war berauſcht, entzückt, aber nicht — erquickt. Die lieblichen Blumen waren eben nichts als Balldamen, und wenn man am Tage nach dem Ball den blaſſen, kränklichen Geſtalten auf der Promenade begegnete, ſchwand vollends alle Poeſie.

Aber es gibt außer Leipzig und Dresden noch eine andere ſächſiſche Flora, die wie ein duftendes Veilchengebild in der Stille ihrer Berge und Thäler

einsam blüht, des eigenen Werthes unbewußt, und sie ist die Nationalfarbe der sächsischen Mädchen.

O durchwandere nur, geneigter Leser, an schönen Sommerabenden die freundlichen sächsischen Landstädte, blicke auf nach den Fenstern, wo Blumen herabnicken, und Du wirst hinter den Blumen noch schönere Blumen versteckt finden; wandle nur vorüber an den Steinbänken vor den Häusern, wo sie gern vereint sitzt die holde nachbarliche Flora, plaudernd und Märchen erzählend, und Du wirst sie oft der glänzendsten Damengallerie des Ballsaals vorziehen. Kehre nur ein in den einsam gelegenen Maiereien, den im Waldesgrün vergrabenen Försterwohnungen und den hinter blühenden Linden versteckten Pfarrhäusern, und Du wirst erkennen, daß in Sachsen auch Engel blühen, von denen kein Geograph und selbst der königlich sächsische statistische Verein Nichts weiß.

Indem ich dies schreibe, überkommt mich tiefe Wehmuth, denn ich muß ja deiner gedenken, unnennbar süße Blume, die du einsam und vergessen blühst in Sachsens höchstem Gebirg, wo man keinen Frühling kennt, träg' der schwarze Hüttendampf zum verödeten Himmel steigt, wo eintönig das Glöckchen des Bergwerks tönt, und am Weg der Eibischbaum mit seinen rothen Beeren kümmerlich nur gedeiht. Stiegst du herab von deinem Wolkensitze zu den Fluren des Frühlings, welch' ein Blumenregen von Huldigungen würde dich begrüßen. So wirst du einsam blühen, einsam sterben, und im Eise des Erzgebirgs wird dein einsames Grab sein. Denn du bist arm und ein Engel, zwei Eigenschaften, die vollkommen geeignet sind, hienieden recht bald vergessen zu machen. Vielleicht, daß, wenn du von hinnen gegangen, die Volkssage ihren Regenbogenschimmer

um dich breitet, und du den wenigen armen Leuten, die dich kannten und als kleine Heilige verehrten, auch künftig als Heilige erscheinst und sie stärkst im frommen Wandel. Mir ist Nichts von dir geblieben, als ein einfach Lied, das ich später einer jungen Dame schenkte, der ich oft von dir erzählte und die dich innig liebte, weil sie dir ähnlich war. Obschon sich die Paar Verse gedruckt vorfinden, sei ihnen doch, da sie ein sächsisches Mädchen charakterisiren, ein Plätzchen gegönnt:

„Hoch oben auf den Felsen,
Wohin kein Auge sieht,
In Frühlingspracht eine schöne
Vergeß'ne Blume blüht.

„Tief unten lacht der Frühling,
Leben der Schwestern viel!
Es treiben in muntern Zweigen
Die Vögel ihr lustiges Spiel.

„Die Wolken und die Geier
Achten der Blume nicht,
Es schaut kein freundlich Auge
In das so liebe Gesicht.

„Kein Schmetterling umgaukelt
Das blühend schöne Kleid —
Die ganze Welt da unten
Kennt nicht der Blume Leid.

„Das Abendroth ist verklungen,
Die Sterne blicken herfür —
Die Blume ist gestorben —
Es weiß kein Mensch von ihr."

Der Leser wird mir übrigens für dergleichen poetische Excurse wenig Dank wissen. Ich gehe aber

in mich, werde wieder ſtatiſtiſch und beachte wie folgt:

Unter zehn ſächſiſchen Mädchen iſt eins ſehr hübſch, eins recht hübſch, drei ſind hübſch, drei weniger hübſch, zwei gar nicht hübſch. Schön iſt ungefähr das Fünfzigſte und häßlich das Dreißigſte.

Unter zehn ſächſiſchen Mädchen ſind ferner drei bis vier liebenswürdig, ein Paar ſind angenehm, die übrigen laſſen gleichgültig.

Geiſtreich ſind von Zehn eins oder zwei, gemüthreich aber acht.

Naivität iſt ihre Cardinaltugend und Nationaltypus. Unter zehn befinden ſich wenigſtens ſechs oder ſieben Naive.

Sich geſchmackvoll zu kleiden verſtehen von Zehn nur drei oder vier. In Leipzig ändert ſich dies Verhältniß, da verſtehen es acht.

Von zehn Mädchen bekommen drei den Mann ihrer Wahl; ſechs heirathen, um unter die Haube zu kommen und eine bekommt gar keinen Mann.

Nichtsdeſtoweniger ſind von zehn Ehen zwei glücklich, fünf zufrieden, zwei unzufrieden und nur eine unglücklich zu nennen.

Nach dieſer Wahrſcheinlichkeitsrechnung, von der ſich jeder Leſer, ſo er nach Sachſen kommt, wird überzeugen können, ſei mir noch zu erwähnen erlaubt, wie man die hübſchen Sachſinnen in der Regel benamt.

Da ſtehen nun gleich im erſten Gliede die Marien. Sind zehn Mädchen beiſammen, ſtecken gewiß ein oder zwei Marien darunter; und ſonderbar, ein eigner Segen ruht auf den ſächſiſchen Marien, es ſind faſt ſämmtlich ſüße und holde Kinder. Daher das Lied von Wilhelm Müller von den Lippen manches begeiſterten Marienliebhabers ertönt:

„Maria, möcht' ich Dich begrüßen.
Mein Herz hat stets Dich so genannt.
Seh' ich ein klares Bächlein fließen,
Setz' ich mich still an seinen Strand;
Maria, rieseln seine Wogen,
Maria soll Dein Namen sein u. s. w."

Nach den Marien kommen die Paulinen. Auch diese sind in der Regel recht hübsch; und ich würde überhaupt bei jeder königlich sächsischen Gevatterschaft den guten Rath geben, das respective Töchterlein Marie oder Pauline zu taufen; es würde da gewiß einmal recht hübsch.

Auf die Paulinen folgen die Thereſen, dieſen die Sophien, die Luiſen, Henrietten, Amalien, die Julien und Emilien, dieſen die Charlotten und Karolinen, die Auguſten, Wilhelminen und Mathilden. Auch Clärchen giebt's die Menge, und in Dresden heißt alle Welt Ida.

Beſcheidenheit iſt eine der hervorragendſten Tugenden meiner ſchönen Landsmänninnen. Sie würden es nur ungern ſehen, wollte ich dieſes Kapitel, welches allein über ſie handelt, noch weiter fortſpinnen, obſchon mir der intereſſanteſte Stoff zu Gebote ſtünde, wo ich meine über allen Tadel erhabene Beobachtungsgabe im glänzendſten Lichte zeigen könnte. Indeß meine Galanterie iſt doch noch größer als meine Autoreitelkeit, was gewiß viel ſagen will, und indem ich dem Wunſche der beſcheidenen Schönen zuvorzukommen ſuche, ſchließe ich dieſen Aufſatz mit der Bitte an alle nichtſächſiſchen Leſer, recht bald ſelbſt in mein freundliches Heimathland zu kommen und ſich von der Wahrhaftigkeit meiner Ausſagen über die ſächſiſchen Mädchen zu überzeugen.

Ich lebe und empfehle mich in der frohen Hoffnung, daß sie die Reise nicht gereuen wird.

Eine Gewitternacht auf dem Winterberge.

Es war ein klarer, fröstelnder Spätherbstmorgen, als Martinus Luther, gefeierten Andenkens, seine berühmten Controversen an die Schloßkirche zu Wittenberg nagelte. Die Morgensonne schien so nüchtern über die Dächer der churfächsischen Universitätsstadt, daß der Reformator für seinen hochheiligen Zweck gar keine geeignetere Zeit wählen konnte. Der Frühling mit den blühenden Altären und sterngestickten Nachtigallnächten war nicht passend für die nüchternen Vernunftsätze Meister Martin's; auch der norddeutsche gluth- und schweißreiche Sommer nicht; wohl aber jene klare, leidenschaftlose Herbstsonne, wo die Natur das blühende Gewand abgestreift hat, die Sinne unbehelligt läßt, und die Contemplative erleichtert. Alsnach einigen Wochen die Novembernebel herabsanken, war die Saat bereits gestreut und in den langen, ofenerwärmten Winternächten fand Bürger- und Rittersmann hinlängliche Muse, über die fünf und neunzig Sätze nachzudenken. Die Schneedecke des Winters 1517 bis 1518 schmolz, donnernd trieben die Eisschollen der Elbe gen Norden — da brach die Saat der Reformation wohl erhalten und stark hervor.

Ich weiß nicht, wie lange jenes welterschütternde Placat an der Schloßkirche zu Wittenberg angeheftet

hing; aber heute noch, nach länger denn dreihundert Jahren, muß ich mich wundern, wie die damalige Sicherheits- und Wohlfahrts-Polizei der guten Universitätsstadt ein solches polizeiwidriges Unternehmen so gelassen mit ansehen konnte. Ich kann mir die Sache nur daraus erklären, daß die damaligen weltlichen Behörden, die Fürsten, Grafen und Herren gegen den für ihre höchst eigenen Gefälle so verderblichen Ablaßkram noch weit aufgebrachter waren als Luther selbst; die heller Denkenden der Universität waren über die Abnormitäten der damaligen katholischen Kirche längst im Klaren und der hausbackene, phantasielose Sinn des Bürgers zu Wittenberg, einer Stadt an der prosaischen Elbe, ließ sich durch die Declamatorien Tetzel's kein X für ein U machen. So war Luther nur das Organ der damaligen öffentlichen Meinung. Er hatte den Muth, sie auszusprechen und anzuschlagen an der Schloßkirche zu Wittenberg am 31. October 1517, und zu vertheidigen vor Kaiser und Reich in der freien Reichsstadt Worms. —

Frühlinge kamen und gingen. Da verstummten allmälig in Folge jenes verhängnißvollen Octobertages die katholischen Glocken in den Domen und Hallen, die ewigen Lampen erloschen, die Heiligenbilder erbleichten und weinend floh Madonna gen Süden. Aber auch dort, in den Gebieten der weithin rauschenden Donau, in den fröhlichen Thälern von Ober- und Nieder-Oesterreich, in der eisenhaltigen Steier, wo Italien herüberrankt mit seinen blühenden Armen, und das kernvolle deutsche Wort in melodischem Wohllaut zerfließt, ward es lutherlaut und tageshelle. Lange Zeit schleuderte der Vatican seine Blitze gegen den heraufbrechenden Morgen; sein Reich schien zu Ende im deutschen Lande. Da schlug einer

der römiſchen Blitze in die Hofburg zu Wien und zündete. Das junge deutſche Glaubenslicht ward jetzt zur Feuersbrunſt. In dreißig blut- und zornvollen Jahren legte das Haus Habsburg ſein religiöſes und politiſches Glaubensbekenntniß nieder. Mancher katholiſche Dom ſtürzte zuſammen, manches proteſtantiſche Bethaus ward geſchleift, und als man kampf- und blutmüde Frieden ſchloß, theilte ſich Luther und der Papſt in das deutſche Reich. Jener behielt den Norden, dieſer den Süden. So iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Finſter und waldumnachtet erhebt ſich auf Böhmens und Sachſens Grenze ein hoher Berg mit baſaltner Kuppe und einer Eichenkrone. Man nennt ihn den großen Winterberg und er iſt einer der Marktſcheiden zwiſchen dem proteſtantiſchen und katholiſchen Deutſchland. Weithin ſchweift von hier der Blick in das walddunkle, tiefkatholiſche Böhmen, wo ſie vor Jahrhunderten freudig kämpften und bluteten für Huß und Luther und jetzt gläubig knieen vor dem heiligen Nepomuk. Weithin ſchweift der Blick auf der anderen Seite in das lachende proteſtantiſche Sachſen. Der Gipfel des Berges ſelbſt iſt lutheriſch, vom nahen ſächſiſchen Gränzdorfe tönt einfach und ſtill die Glocke des reinen Evangeliums. Auf der entgegengeſetzten Seite des Berges beginnt Sanct Peter's Macht. Tief unten im Thale tritt die Elbe aus Böhmen herüber und fließt nun fort durch lauter proteſtantiſche Länder bis zu ihrer Mündung im Meere.

Dort oben aber auf der unwirthbaren Höhe, wo das kleine Winterhaus erbaut ſteht auf kaltem Baſalt, und umrauſcht wird von der einſamen Eichengruppe, in deren Zweigen wunderbare Lieder tönen,

kehren in den Sommermonaten oft Harfenspieler ein, welche aus Böhmen herüber kommen und die Besucher des Winterberges durch ihr Spiel und ihre Melodien erfreuen.

Einst hatte mich der Abend übereilt und ich war genöthigt, im Winterhause zu übernachten. Schon von fern wehte mir durch die Stille des Abends Harfenlaut entgegen. Die Sonne war hinter einer dunkeln Wolkenwand untergegangen, und allmälig versanken Städte und Dörfer, Berge und Wälder in geheimnißvolles Dunkel. In den Kronen der Winterberg-Eichen rauschte es märchenhaft. Der Abendhimmel umzog sich dunkler und in den kleinen Fenstern des Winterhauses ward es lichthell.

Der Wirth kam mir entgegen, blickte nach Abend, verkündete heut noch ein kleines Unwetter und wünschte mir Glück, trocken das Winterhaus erreicht zu haben. Ich war heute der einzige Gast und trat in die damals noch kleine, aber gemüthliche Fremdenstube. Zu meiner Bewillkommnung ertönte eine jener böhmischen Nationalmelodien, in welcher, wie in allen slavischen Liedern, ein so unendlicher Zauber ruht. Es war ein Allegro, aber ein Allegro, das durch Thränen lächelt.

Wer ermißt den abgrundtiefen Schmerz, der in den Mollaccorden jener weithinwohnenden Völkerschaften spricht, die wir Slaven nennen. Sie klagen seit Jahrhunderten um einen unersetzbaren Verlust, der so groß ist, daß sie ihn nicht auszusprechen wagen in Worten; aber wenn wir ihre Lieder hören, verstehen wir ihn. Weich und thränenvoll legen sich diese Klänge an des Deutschen Brust, die so gern theilnehmend mitschlägt bei fremden Leiden.

Noch oftmals werden sich die Berge und Thäler

Slavoniens grün kleiden im Schmucke des Frühlings, und noch mancher Ring wird den Kern der deutschen Eiche umgürten; aber einst — dafür bürgt der Geist der Geschichte, die große sittliche Weltordnung — werden jene Molltöne wieder in Dur übergehen, und der Himmel wird sich röthen — ich weiß nicht, ob vor Freude oder von Blut- und Racheflammen.

Das Musikcorps auf dem Winterberge bestand aus einem ziemlich bejahrten Böhmen und seiner Tochter, einer reizenden Blume aus dem Reiche der Madonna. Unter den langen dunkeln Wimpern glühte es tief-katholisch. Das dunkelseidene Haar scheitelte sich rein und reizend um das von Wunderhand gezeichnete Oval. Die kleine Goldhand flüsterte leis in den Saiten der Harfe. So saß sie da, wie ein schönes frommes Legendenbild der Vorzeit.

O ihr schönen frommen Legendenbilder der alleinseligmachenden Kirche, ich bin Protestant, aber gegen euch hab' ich nie protestirt. Ich glaube, daß ihr selig sprechen könnt mit dem süßen Munde, und Unsterblichkeit verleihen mit den Gewißheit verkündenden Augen.

Der Wirth auf dem Winterberge hatte wirklich nicht unrichtig prophezeit. Es war ein Heidenwetter im Anzuge. Schon grollte und pfiff es unheimlich in der ringsumher ausgebreiteten Felseneinöde. Ein fernes Wetterleuchten setzte die Gegend in momentane Beleuchtung.

Der Harfner war mit seiner Tochter vor das Winterhaus getreten. Das Mädchen hielt ängstlich seinen linken Arm umschlungen und blickte scheu nach dem heraufziehenden Gewitter, bei jedem Blitz ihr Gesicht an der Brust des Vaters verbergend.

Ein langsamer Donner rollte jetzt durch's Elb-

thal, halb Sachsen und Böhmen den Beginn des Nachtgewitters verkündend. Der plötzlich herabfallende Platzregen trieb uns zurück in's Winterhaus. Der alte Böhme stellte sich sogleich an's Fenster und schaute keck hinaus in das großartige Nachtstück, während das Mädchen zitternd die Perlen des Rosenkranzes durch die Finger gleiten ließ. Immer wilder tobte das Unwetter. Von Zeit zu Zeit stürzte ein losgerissenes Felsstück unter dumpfem Donner in den Abgrund. Seufzend schlugen die Eichen auf ihrem basaltenen Postament die nassen Kronen gegen einander. Rings umher eine Nacht wie vor Erschaffung der Welt, fortwährend von den goldenen Bändern der Blitze durchschnitten. Der Donner rollte ununterbrochen.

Als aber das Toben der Natur den höchsten Grad erreicht hatte, das schöne Mädchen todtenähnlich zusammengesunken war, die Wirthsleute, die Bibel in der Hand, mit bebenden Lippen dastanden, und mir selbst ganz und gar nicht wohl zu Muthe war, da die Blitze wie Raketen aus allen Weltgegenden gegen das Winterhaus daherfuhren — da griff der alte Böhme plötzlich nach seiner Harfe. Seine Blicke leuchteten, die Töne rauschten und er stimmte an ein uraltes böhmisches Volkslied. Es war ein wilder, todesmuthiger, siegesfreudiger Schlachtgesang aus dem Kriege der Hussiten. Der ging aber nicht aus Moll, sondern aus dem kräftigsten, freudigsten Dur. Ich hörte deutlich die Trommel Ziska's wirbeln, ich sah die Procope hoch zu Roß, die Eisenkeule in der Faust, voran der schwarzen rache- und freiheitglühenden Schaaren. Es war ein heißer, blutiger Drang und Kampf für Glauben und Vaterland, und je lauter der Donner niederschlug in die Felsen und dröh-

nend widerhallte, um so lauter klang die Harfe. Ich hätte nie geglaubt, daß aus diesem sanften Instrumente solche Töne zu schlagen wären.

Aber der Sturm legte sich, das Gewitter zog vorüber, nur noch aus der Ferne grollend und leuchtend, und leiser klangen die Saiten. Da brach aus zerrissenen Wolkendecken der Nachthimmel in seiner stillen Schöne, und nun perlten die Töne glaubensfreudig und siegessicher, und gingen über in den ewigen Choral des Lutherliedes: „Eine feste Burg ist unser Gott!“

Erschrocken sprang bei diesen Klängen das frommbesorgte Mädchen auf den Vater zu, und suchte ihn mit gefalteten Händen zu beschwören. Zugleich blickte sie scheu nach mir, den Wirthsleuten und dem sich zurückziehenden Gewitter, gleichsam als fürchte sie, es werde zurückkehren ob dieses ketzerischen Liedes.

Der Alte ließ sich aber nicht stören und sang laut und begeistert alle vier Verse des großen Liedes. „Es ist kein Verräther unter uns, mein Kind,“ sprach er, als er geendet, „und würde es auch verrathen, ich kann mir nicht helfen; schau' ich Gottes Pracht und Herrlichkeit, da muß ich sie singen, die alten herzerquickenden Lieder, und hätte sie auch der fromme Pater Clemens noch so streng verboten.

Das Mädchen schüttelte aber ungläubig und traurig das Madonnengesicht und küßte um so inniger das kleine Marienbild, das sie in der Hand hielt. Sie wußte es ja wohl, die Himmelskönigin war es gewesen, die das Winterhäuschen vor dem Blitz geschirmt und das Gewitter gnädig hatte vorübergehen lassen. Der Wirth klappte sorgfältig die alte Hausbibel zu, in welcher er sich während des Unwetters Trost erholt, und stellt sie ehrfurchtsvoll an den ge-

wohnten Ehrenplatz. Er war überzeugt, die Bibel, dieſes heilige Buch, war es geweſen, welches den Zorn des Himmels abgewendet. Ruhig ſtellte der Harfner ſeine Harfe in die Ecke. Ihm war es klar, hätte er nicht das uralte Vaterlandslied angeſtimmt, die Sache konnte ſchlimm werden.

Ich aber trat hinaus in die Sternennacht, wo des Winters Name in goldnen Zügen leuchtete.

Da unten wohnten ſie, die Sachſen, die Böhmen. Oft bekämpften ſie ſich in dunkelen Schlachten über den wahren Gott. Und war es nicht derſelbe Himmel, der über beide Länder mit gleicher Liebe herabſinkt?

Wie aber das Nachtgewitter nicht ein einziges Komma verrücken konnte in jener goldnen Wahrheitſchrift dort Oben, ſo wird die Wahrheit auch ſelbſt ſiegen über alle Stürme der Erde, und dereinſt nur Ein Gott, Ein Glauben, Ein Vaterland und Ein Himmel ſein hienieden!

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Ferdinand Stolle's
ausgewählte Schriften

Volks- und Familien-Ausgabe.

Vierundzwanzigster Band.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Ernst Keil.
1858.

Lieder und Gedichte

nebst

lebensgeſchichtlichen Umriſſen.

Von

Ferdinand Stolle.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1858.

Inhalt.

Sängers Gruß.

Lieder.

Seite

I. Was laufen die Leute ꝛc. 5
II. Der Frühling iſt ꝛc. . . . . —
III. O blicke dem Frühling ꝛc. 6
IV. Du ſüße Perlenſpenderin ꝛc. . . . . —
V. Kennſt Du ihn wohl ꝛc. . . . . —
VI. Nichts hält mich mehr ꝛc. 7
VII. Ja, wandern durch ꝛc. . . . . —
VIII. Es hat ihr reichſtes ꝛc. 8
IX. In waldesſtiller, grüner ꝛc. 9
X. Es wogt das Korn ꝛc. 10
XI. Eben ſagt ein Mädchen ꝛc. 11
XII. Und als die Nachtigall ꝛc. 12
XIII. Die Blume ſtirbt ꝛc. 13
XIV. Ein Märchen klingt ꝛc. . . . . —

		Seite
XV.	Hoch oben auf dem ꝛc.	14
XVI.	Der Frühling sank ꝛc.	15
XVII.	Ein dunkler Abendschatten ꝛc.	—
XVIII.	Die Sonn' ist schön ꝛc.	16
XIX.	Hinter weißen Blüthenbergen ꝛc. . . .	17
XX.	Es singt eine Lerche ꝛc.	—
XXI.	Es duften die Lindenbäume ꝛc. . . .	18
XXII.	Es sind die alten Sterne ꝛc.	—
XXIII.	Ob Gott sei ꝛc.	19
XXIV.	Die Sterne blicken ꝛc.	—
XXV.	Der Wind schon über die ꝛc.	20
XXVI.	Die Nachtluft weht ꝛc.	21
XXVII.	Graue Abenddämmerung ꝛc.	—
XXVIII.	Ich schaue die dürren ꝛc.	22
XXIX.	Sitzest nun an ꝛc.	23
XXX.	Doch was ist Dir ꝛc.	—
XXXI.	Kennst Du das ꝛc.	24
XXXII.	Siehst Du die Blume ꝛc.	—
XXXIII.	Das braune Nußbaumtischchen ꝛc. . .	25
XXXIV.	Es war am Sonntag Morgen ꝛc. . .	26
XXXV.	Und thät der Abend ꝛc.	27
XXXVI.	O nimm mich mit ꝛc.	—
XXXVII.	Süße, zauberhafte Blume ꝛc.	28
XXXVIII.	Keine Deputirtenkammer ꝛc.	—
XXXIX.	Sie hat geschmollt ꝛc.	29
XXXX.	Rings von Bergen ꝛc.	—
XXXXI.	Des Frühlings Rosen ꝛc.	30
XXXXII.	Du bist die einsame ꝛc.	31

		Seite
XXXXIII.	Ich glaube, daß Du ꝛc.	31
XXXXIV.	Eh' die Sonne noch ꝛc.	32
XXXXV.	Mondenlicht, Aehrenglanz ꝛc. . . .	33
XXXXVI.	Wird denn nicht ꝛc.	—
XXXXVII.	Neue Schmerzen, neue Lieder ꝛc. . .	34
XXXXVIII.	Verrathet nur ꝛc.	—
XXXXIX.	Nimm hin dies Lied ꝛc.	35
L.	Dort wo Myrth' und ꝛc.	36
LI.	Du bist so trüb' ꝛc.	—
LII.	In deinen Armen	38
LIII.	Werdet nur nicht ꝛc.	—

Gedichte.

Brecht auf, brecht auf ꝛc.	41
Das Vaterunser.	42
Das hohe Lied.	44
Wann sehen wir uns wieder?	45
Wer nur den lieben Gott läßt walten.	48
Der Dom.	50
Frühlingsahnung.	51
Sternennacht.	53
Der Lindenbaum.	55
Die Fischerhütte.	58
Das Mädchen am Meere.	61
Der deutsche Walzer.	64
Erster Engel.	68

Seite

Im Todtenhaus 71
Die Himmelsroſe 73
Frauenſchöne 75
Ein Lied für die Waiſen 76
Erzgebirgiſche Spitzen 78
Grimma 80
Alte Heimkehr 83
Die ſchönſte Gabe 85
O könnte mir ein Lied gelingen 86

Lebensgeſchichtliche Umriſſe.

Sängers Gruß.

Ihr Knaben und ihr Mädchen alle
Ihr Frohen und Betrübten kommt,
Kommt lauscht bei meiner Zither Schalle,
Was euch Geliebte freut und frommt.

Für alle bring' ich kleine Lieder,
Der frohen und der ernsten viel;
Ich kehre mit dem Frühling wieder,
Und neu ertönt mein Saitenspiel.

Mir ist nicht große Erdenhabe,
Doch meine Laute macht mich reich,
Sie ist die schönste Gottesgabe
Und keinem Erdengute gleich.

Denn in der Wehmuth leisen Tönen
Sie liebend zum Betrübten spricht,
Sie weint mit ihm, sucht zu versöhnen,
Bis sanft sein Schmerz in Thränen bricht.

Ferdinand Stolle's
ausgewählte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Vierundzwanzigster Band.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Ernst Keil.
1858.

Lieder und Gedichte

nebst

lebensgeschichtlichen Umrissen.

Von

Ferdinand Stolle.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Ernst Keil.
1858.

Inhalt.

Sängers Gruß.

Lieder.

		Seite
I.	Was laufen die Leute ꝛc.	5
II.	Der Frühling, iſt ꝛc.	—
III.	O blicke dem Frühling ꝛc.	6
IV.	Du ſüße Perlenſpenderin ꝛc.	—
V.	Kennſt Du ihn wohl ꝛc.	—
VI.	Nichts hält mich mehr ꝛc.	7
VII.	Ja, wandern durch ꝛc.	—
VIII.	Es hat ihr reichſtes ꝛc.	8
IX.	In waldesſtiller, grüner ꝛc.	9
X.	Es wogt das Korn ꝛc.	10
XI.	Eben ſagt ein Mädchen ꝛc.	11
XII.	Und als die Nachtigall ꝛc.	12
XIII.	Die Blume ſtirbt ꝛc.	13
XIV.	Ein Märchen klingt ꝛc.	—

I.

Was laufen die Leute auf und nieder,
Als brennt' es an allen Orten?
Der Frühling, der Frühling ist kommen wieder
Die Erde jung geworden.

— Der Frühling ist ein alter Greis,
Mit Locken, schnee- und silberweiß,
Zählt tausend Jahr und drüber.
Doch hat er ein Herz voll Liebe sich
Bewahret unveränderlich;
Und wen er liebt und wen er küßt,
Des Frühlings Alter bald vergißt.

II.

Der Frühling ist zum Land herein,
Die Glocken läuten ihn segnend ein,
Froh werden alle Betrübten.
Doch wehe, welch ein neuer Schwarm
Kommt da gewandelt, Arm in Arm,
Hilf Himmel, die Verliebten.

III.

O blicke dem Frühling in's Geſicht
Mit Deinen verweinten Augen,
Und wiſſe, Liebchen, daß Thränen nicht
Zur Frühlingsfeier taugen.
Mit Thränen ſeid doch gleich zur Hand
Ihr Mädchen mit hübſchen Augen,
Könnt ihr das ſüße Himmelspfand
Nicht zu was Beſſerm brauchen?

IV.

Du ſüße Perlenſtreuerin,
Die Du Deine Aeuglein nicht ſchoneſt,
Wer iſt es, holde Königin,
Den Du ſo reichlichſt lohneſt?

Perlen und Frühling,
Das laſſ' ich gelten.
Thränen und Frühling,
Da muß ich ſchelten.

V.

Kennſt Du ihn wohl den holden Knaben,
Der ewig jung, voll Heiterkeit,
Der liebevoll mit ſeinen Gaben
Das Herz der Sterblichen erfreut.

Im grünen Walde, auf den Auen,
Am blauen Himmel, klar und mild,
Im Neste, das die Vöglein bauen
Erblickst Du sein geliebtes Bild.

Es lächelt freundlich Dir entgegen,
Und heißt Dich froh willkommen sein,
Und aller künft'gen Tage Segen
Dankst Du dem Knaben nur allein.

VI.

Nichts hält mich mehr! Hinaus, hinaus in's Weite!
Mein Hab' und Gut ist alles wohl bestellt;
Und jubelnd in der Reise leichtem Kleide,
Begrüß ich Dich, Du schöne Gotteswelt.

O wandern, wandern, wunderseel'ger Klang,
Der meine ganze Brust erfüllt,
Der, wie die Blume unter Lenzgesang,
Mir unaufhaltsam aus den Herzen quillt.

VII.

Ja, wandern durch die große schöne Welt,
Durch ihre Blumenranken, Palmenhaine,
Durch ihre Abendsonnen, Mondenscheine,
Durch ihre sturmdurchheulte Mitternacht,
Durch ihre blüthengoldne Frühlingspracht,

Durch Thränenſaat, durch Herzen dumpf und trübe,
Durch Herzen voll von Frühling und voll Liebe,
Durch Irrlichtglanz und Nebelſonnenſchein;
Bis fernhin, wo der Morgen grauet,
Der Blick nur Himmelsklarheit ſchauet,
Der Blick im Lichte ſich verliert,
Die Erde ſchon zum Himmel wird.

VIII.

Es hat ihr reichſtes Meßgewand
Die Erde angethan.
Sie kündete auf Baum und Strauch
Die weiße Blüthe an.

Und Alles flammt und duftet auf
Vom großen Hochaltar,
Die Frühlingsglocken läuten ein
Das ſchönſte Feſt im Jahr.

Und wundervoller Chorgeſang
Den Blumendom durchtönt,
Es iſt der Lerche Ruf, der uns
Dem Himmel neu verſöhnt.

Denn Hochamt iſt's in der Natur,
Und über Berg und Thal
Reicht Gottes ew'ge Liebe ſelbſt
Das heil'ge Abendmahl.

IX.

In waldesstiller, grüner Nacht,
Aus feuchtem Fels, von Moos umgeben,
Da springt hervor, sorglos und keck,
Ein junges demantreines Leben.

Der Waldbach ist's, der hier zuerst
Die schöne Gotteswelt begrüßet
Und fröhlich mit krystall'nem Blick,
Durch blaue Glockenblumen fließet.

Wie schwillt das Moos so üppig grün,
Und drängt zur Fluth mit weichem Herze,
Wie spiegelt sich im klaren Quell
So manche schöne Frühlingskerze.

Es spielt des Berges reinstes Kind
Mit Blumen, Moosen, grünen Halmen,
Und Farrenkräuter wiegen sich
Still über ihm wie kleine Palmen.

In grüner Waldeseinsamkeit
Ertönt so lieblich still sein Rauschen —
Gelockt vom holden Klang sieht man
Ein Rehlein aus den Zweigen lauschen.

X.

Es wogt das Korn in grünen Wellen
Und die Kastanienbäume blüh'n,
Die Busen junger Rosen schwellen
Und Purpur bricht aus Knospengrün.

Vom Apfelbaume träufelt nieder
Der letzte blutgesäumte Schnee,
Doch tausend Blumen schickt er wieder
An seiner Stelle in die Höh'.

Der Fliederbaum steht überhangen
In reicher violetter Pracht,
Kaum kann ein grünes Blatt gelangen
Zum Himmel durch die Blüthennacht.

Es will sich Alles nun entzünden,
Es bricht hervor aus Grab und Gruft,
Ich weiß mich kaum zurecht zu finden
Vor lauter Blumen, Klang und Duft.

So steht in königlicher Schöne
Der Frühling da, ein junger Held,
Und jubelnd künden seine Töne,
Daß er die Braut umfangen hält.

Und ich mit meinen kleinen Herzen,
Denkt, liege hier in's Gras gestreckt,
Umleuchtet rings von Frühlingskerzen,
Und halb von Blumen zugedeckt.

Und ſchau mit ſeligem Geſichte
In lieber ungeſtörter Ruh,
Dem hohen, göttlichen Gedichte,
Der Frühlinghochzeitfeier zu.

XI.

Eben ſagt ein Mädchen mir,
Haſtig aus dem Garten eilend,
Frohe Kunde mir ertheilend,
Mit gar freudigem Bemüh'n —
Daß die Roſen auferblüh'n!

O dies Wort klingt hold und ſchön
Wieder durch des Herzens Räume,
Daß ich zaudre nicht und ſäume
Nach dem Garten hinzugeh'n.

Ja es that ihr ſüßer Mund
Nur die holde Wahrheit kund;
Sah die Morgenperlen ſchön
In dem Purpurherzen ſteh'n,
Hab' die ſtille Pracht erſchaut,
Rufe jetzt auch hell und laut,
Mit gar freudigem Erglüh'n —
Daß die Roſen auferblüh'n!

Daß die Roſen auferblüh'n!
Töne ſchönes Frühlingswort
Ueber Berg' und Thale fort,

Leuchte wie ein Himmelſchein
In die Herzen all' hinein;
Und wo Kummer weilet ſchwer,
Sei ein Troſt von Oben her,
Flüſtre zu betrübtem Sinn —
Daß die Roſen auferblüh'n!

XII.

Und als die Nachtigall geendet
Im Lindenbaum ihr ſchönſtes Lied,
Da iſt in ſtiller Morgenſtunde
Die rothe Roſe aufgeblüht.

Und trunken von dem Morgengolde,
Das durch die grünen Ranken fällt,
Grüßt ſie mit ſchauerndem Erröthen
Zum Erſtenmal die Gotteswelt.

Da zittert in dem goldnen Auge
Wohl eine Perle ſilberrein —
Es ſoll der Dank der ſchönen Blume
Für ihren Himmelsſchöpfer ſein.

Und alle Zauber zu vollenden,
Ward ihr auf roſ'ge Stirn geküßt
Das holde, reizende Geheimniß,
Daß ſie nicht weiß, wie ſchön ſie iſt.

XIII.

Die Blume ſtirbt in dieſer Welt der Mängel,
Ihr ſchönes Kleid, es fällt herab zu Staub;
Doch jede Blume wahret ihren Engel,
Der nimmer wird des Todes Raub.

Drum, was uns an den Kindern Flora's freut,
Iſt nicht allein ihr Gold- und Silberkleid,
Das iſt ihr Engel, der in ſteter Pracht,
Aus ihren Augen uns entgegen lacht.

XIV.

Ein Märchen klingt aus alten Zeiten her:
Einſt war die Erde finſter und leer,
Und auf den weiten, dunkeln Au'n
Nur Perlen rings verſtreut zu ſchau'n.

Da brach nach langer Mitternacht hervor
Die Sonne aus des Morgens Thor,
Und ſchnell, gelockt vom himmliſchen Strahl,
Erſchienen die Blumen im Erdenſaal.

Der Perlen mitternächt'ges Heer
Wandert aber ſelbigen Tag's zum Meer,
Und iſt dort — eiferſuchttrunken —
Wo es am Tiefſten, verſunken.

„Aennchen von Tharau“ ſingen ſie,
Wie klingt das lieblichſte der Lieder
Mit ſeiner ſüßen Melodie
So himmliſch von den Bergen wieder.

XVIII.

Die Sonn' iſt ſchön und ſtill geſchieden
Im grünen Wald ging ſie zur Ruh,
Und wunderbarer Abendfrieden
Schließt ſanft die Blümenaugen zu.

Die letzten Roſaſchleier ſinken,
Das letzte Abendroth verglüht —
Da tönet durch die Kirchhoflinden
Ein himmelvolles Abendlied.

Die Abendglocken ſind's, die frommen,
Die friedvoll tönen durch das Thal,
Dem Müden wird die Laſt genommen,
In Schlummer ſinkt ſo manche Qual.

Ein Blüthentraum auf Berg und Thalen
Schwebt ſtill und ſelig auf und ab;
Die Sterne kommen und beſtrahlen
Ein unermeßlich Blumengrab.

XIX.

Hinter weißen Blüthenbergen,
Still umwogt von Gold und Duft,
Eingewiegt vom Lied der Lerchen
Sinkt die Sonn' in ihre Gruft.

Abend iſt es nun geworden,
Und geſtorben iſt der Tag,
Und die letzten goldnen Borten
Sinken ihrer Fürſtin nach.

XX.

Es ſingt eine Lerche im Abendroth,
Hoch über purpurnen Aehren,
Hoch über Verweſung, Grab und Tod,
In freien glücklichen Sphären.

Die Welt wird dunkler, die Lerche ſingt fort
In ſanft verhallendem Liede,
Die Schatten rücken von Ort zu Ort,
Und ringsum athmet der Friede.

Du große heilige Abendwelt,
Schon blitzt es in himmliſchen Räumen,
Und rings auf dunkelſchattendem Feld
Beginnen die Blumen zu träumen.

XXI.

Es duften die Lindenbäume,
In ſtiller Abendzeit,
Und tiefer wird und dunkler
Die Abendeinſamkeit.

Und blick' ich über die Wipfel
Weit in die Nacht hinauf,
Da ſteigen die goldnen Sterne
Aus ihrer Tiefe herauf.

Da drüben rauſcht es im Garten
Wie leiſer Geiſterchor;
Es ſind die weißen Lilien,
Sie ſingen ſich Märchen in's Ohr.

Und kühle ſtille Nachtluft,
Die weht an meine Bruſt,
Ich bin mir die Stille des Abends
Mit Innigkeit bewußt.

XXII.

Es ſind die alten Sterne,
Es iſt die alte Pracht,
Wie ſie der alte Meiſter
Am erſten Tag gemacht.

Es ſteht ſechstauſend Jahre
Das große blaue Haus,
Worin die kleinen Menſchen,
Bald wandeln ein, bald aus.

Der Frühling füllt's mit Blumen,
Der Winter weiß mit Schnee,
Ein ewig Kommen, Gehen,
Ein ewiges Ade.

Doch bleiben's die alten Sterne,
Doch bleibt's die alte Pracht,
Wie sie der alte Meister
Am ersten Tag gemacht.

XXIII.

Ob Gott sei, fragst Du? nun wohlan,
Wohlan, den Blick erhoben,
Brennt denn nicht Gottes Namenzug
Allabendlich dort Oben?

Er ist's uralte Testament,
Daran wir Alle glauben,
Und diesen Himmelsfreibrief kann,
Den kann uns Niemand rauben.

XXIV.

Die Sterne blicken herunter
Die Menschen blicken hinauf,
Hinauf zu ihnen wünschen
Wir uns von Jugend auf,

Vergebens unſer Wünſchen,
Vergebens unſer Blick,
Die Sterne bleiben am Himmel,
Auf Erden wir zurück.

Und endlich nach langem Wünſchen
Geh'n wir zu Bett in's Grab. —
Als ob es gar nichts, ſcheinen
Wie ſonſt die Sterne herab.

XXV.

Der Wind ſchon über die Stoppel weht,
Ein Bettelkind am Wege ſteht,
In blonden Locken weht der Wind,
Viel Leute geh'n vorüber geſchwind.

Und Mancher wirft mit flücht'gem Blick
In's Händchen ihm ein Pfennigſtück,
Und ſeufzt für ſich, daß Gott erbarm',
Du Knäbelein, wie arm, wie arm!

Ging auch vorbei am Bettelkind,
Langſamen Schrittes, nicht geſchwind,
Schaut ihm in's Auge groß und klar,
Erkannte, wie ſo reich es war.

Ein Himmel ruhte in dem Blick;
O unerforſchliches Geſchick!
So arm, ſo arm, und doch ſo reich —
Im Bettelkleid ein Königreich.

XXVI.

Die Nachtluft weht im Haidekraut
Tief in des Waldes Mitte,
Ein feuchter Nebel fällt herab,
Ich fördre meine Schritte.

Zur Rechten und zur Linken rauscht
Es in den alten Kronen,
Ich wollt', ich wär im Städtchen schon
Wo meine Lieben wohnen.

Dort kommt der Ort, wo Einer fiel
Unlängst in Mörder Hände,
Das Kreuz ist hart am Weg', ich wollt'
Der Weg' hätt' bald ein Ende.

Ich wandre still, die Nacht ist kalt,
Und ewig dehnt die Haide, —
Horch, klingt da plötzlich durch den Wald
Nicht liebliches Geläute?

Ich bleibe steh'n, ich lausche still,
O frohes Wiederfinden,
Die Glocken sind es, die ganz nah
Die Heimath mir verkünden.

XXVII.

Graue Abenddämmerung
Und der Sturm ist los,
Tobt und pocht und klirrt um's Haus,
Reißt noch Alles los.

Am Piano ſaß ich lang,
Sucht' in Tönen nach,
Doch da war kein Stückchen, das
Freundlich zu mir ſprach.

In der Sophaecke nun
Sitz' ich ſtill für mich,
Und im Ofen praſſelt es
So recht inniglich.

Lampe wirft vertraulich ſtill
Ihren milden Schein;
Alle ſind noch in der Stadt
Und ich bin allein.

Iſt mir doch ſo innig wohl
Wie dem Dichter iſt,
Wenn er Alles nur ſo gern
Um ſich her vergißt.

XXVIII.

Ich ſchaue die dürren Aeſte,
Das letzte Blatt entflieht,
Dort ſchwebt der letzte Vogel,
Der nach der Heimath zieht.

Die Nebel werden dichter,
Und dunkelſtill das Land,
Der Vorhang iſt gefallen,
Die Kerzen abgebrannt.

Das Lied iſt verklungen,
Das ſchöne Stück iſt aus —
Ich ſteh' nur noch alleine,
Allein im öden Haus.

XXIX.

Sitzeſt nun an dreien Monden,
Hinter Codex und Pandecten
Und vergeſſen ſcheinſt zu haben
Ganz die ſüße Poeſia.

Hat die Muſe Dich verlaſſen?
Laß nur Codex und Pandecten,
Geh' in's Freie, guck nach Mädchen,
Und die Muſe wird ſich finden.

XXX.

Doch was iſt Dir,
Biſt ſo trübe,
Iſt's die Liebe?
Was iſt Liebe?
Frag ich leiſe,
Und es röthet
Sich die Wange
Bei der Frage.

XXXI.

Kennſt Du das zarte Spiel der Saiten,
Vom Himmelsvater ſelbſt beſpannt,
Harmoniſch ewig fortzutönen?
Zwei Saiten ſind genug dazu.

Und wenn die Eine Saite klaget,
So weint die andre Schweſter mit;
Und wie im Leid, ſo in der Freude,
Die eine in der andern lebt.

Und wie in einem Augenblicke
Die beiden Saiten einſt beſpannt,
So ſtirbt die Eine und die Andre
Folgt ſterbend der Geliebten bald.

Doch mögen auch die Saiten ſpringen,
Was ſich vereint, währt ewig fort;
Das Saitenſpiel gehört der Erde,
Die Harmonie dem Himmel an.

XXXII.

Siehſt Du die Blume in der Locke,
Mit der der Weſten leiſe ſpielt,
Die Blume mit der blauen Glocke,
Die meine Hand noch heute hielt?

Die geſtern noch auf ſelſ'ger Krone
In ſtarrer Einſamkeit geblüht,
Und die mir jetzt zum ſüßen Lohne
In ihrer dunkeln Locke glüht?

XXXIII.

Das braune Nußbaumtiſchchen,
Am Blumenfenſter dort,
Auf einem Tritt erhoben,
Das iſt mein Lieblingsort.

Wie oft ſitzt dort die Holde,
Ein Bienchen wohl an Fleiß,
Wenn ich vor ſel'gem Schauen
Mich nicht zu laſſen weiß.

Da ſucht ſie oft im Käſtchen
Und bringt ein Buch hervor,
Und dann heißt's: Bitte, bitte,
O leſen Sie was vor.

Gewöhnlich iſt's der Zſchokke,
Ich weiß ſchon, was gefällt;
Dann leſ' ich von dem Flüchtling
In Jura's Felſenwelt.

Oft fragt ſie mich gelehrig,
Wenn ihr etwas nicht klar;
Dann bin ich, wie verſteht ſich,
Verſtänd'ger Commentar.

Bei Gott, ſo ſüß, ſo lieblich,
So engelgut wie ſie,
So ſinnig und ſo minnig,
Sah ich ein Mädchen nie.

XXXIV.

Es war ein Sonntag Morgen,
Sie wollte zur Kirche geh'n,
Doch hat ich ſo wunderlieblich
Sie nimmer wohl geſeh'n.

Leis kniſterte 's Schühlein am Füßchen,
Es rauſchte das ſeidne Gewand,
Und ſittig ein Tüchlein von Flore
Den blühenden Nacken umwand.

Das Büchlein mit goldenem Schnitte
In der kleinen, niedlichen Hand,
Küßte ſie zum Abſchied die Mutter,
Wo ich auch dabei mit ſtand.

Zu mir aber ſprach himmliſchen Blickes
Das Seelen bezaubernde Kind,
Für Sie will ich heute mit beten,
Weil ein großer Sünder Sie ſind.

XXXV.

Und thät der Abend ſinken,
Sitzt ſie am Baches Rand,
Und gibt dem Reh zu trinken
Aus ihrer kleinen Hand.

Und ringsum Blumen blühen,
Sie ſitzt inmitten drin —
Die Abendwolken ziehen,
Still über ihr dahin.

Und ringsum tiefes Schweigen,
Das Mägdlein heimwärts zieht —
Ein Vogel in den Zweigen
Singt ihr das Abendlied.

XXXVI.

O nimm mich mit, du ſtilles Abendroth,
Ihr Wölkchen mit dem goldenen Gefieder,
O werdet mir zum ſüßen Himmelsboot
Und führet mich zum Liebling meiner Lieder.

Wie glücklich ſeid ihr Wölkchen, ſanft und hold,
Bald ſeid ihr ja bei ihr mit leichten Flügeln,
Und bald wird ſtill in dir, o Abendgold,
Ihr ſüßer, liebevoller Blick ſich ſpiegeln.

In ihrer Laube ſitzt ſie dort allein,
Vom grünen Laub des jungen Mai's umzogen —
Ach nur ein kleines Blättchen möcht' ich ſein
Um ihre Wange ſanft herumgebogen.

XXXVII.

Süße, zauberhafte Blume,
Sag', wie iſt es dir gelungen,
Daß du mich, den alten Kämpen
In Vergeſſenheit geſungen.

Draußen kämpfen meine Brüder
In dem heißen Mittagsſtrahle,
Und ich ſitz' in ſüßem Schmachten
Müßig hier im Frühlingsthale.

XXXVIII.

Keine Deputirtenkammer
Gibt es, die ſich will'ger finde,
Als ich mich gehorſam zeige
Vor dem holden Engelskinde.

Und ich bin ein Liberaler,
Der mit Stolz die Freiheit nennt —
Ach, die Freiheit iſt entflohen,
Und das Herz iſt Präſident.

XXXIX.

Sie hat geſchmollt den ganzen Tag,
So lang' die Sonne ſchien —
Doch als die Abendglocke klang,
Da hat ſie mir verzieh'n.

XXXX.

Rings von Bergen eingeſchloſſen,
Ruht ein kleines liebes Thal —
Und es glüht die ſtille Landſchaft
In dem letzten Abendſtrahl.

Gaſtlich blicken weiße Häuſer
Aus der Zweige dunkeln Grün;
In den Gärten, rings vereinzelt,
Stille Frühlingsblumen blüh'n.

Aber dort am Rebenhügel,
Wo die Fliederlaube glänzt,
Iſt der Ort, wo Erd' und Himmel
Friedlich an einander grenzt,

Dort ja ſteht der ganzen Landſchaft
Einzig wahrhaft Gotteshaus —
Denn ein Engel wandelt dorten
Als Madonna ein und aus.

Und die ganze Landſchaft iſt ja
Nur der Rahmen, zart und mild,
Für den Engel, und das Ganze
Nur ein hold Madonnenbild.

XXXXI.

Des Frühlings Roſen leuchten rings ſo ſchön
In unſerm ſtillen, Wald begrenzten Thale,
O zaudre nicht zum Garten hinzugehn
Früh bei des Morgens erſtem heil'gen Strahle.

Noch träumet da in unentweihter Ruh'
Die Roſenwelt die ſchönſte ihrer Stunden,
Da geh' und ſuche, o Geliebte, Du,
Bis Du die ſchönſte Roſe aufgefunden.

Und pflücke ſie und blick' in's Herz ihr tief,
Wo noch des Thaues Wunderperlen hangen,
Und küß' ſie wach, die noch ſo reizend ſchlief,
Von goldnem Traume ſelig hold umfangen.

Und wenn ſie nun ſtill lächelnd Dich beſtrahlt,
So haſt Du in des Frühroths heil'gen Stunden,
Von Deinem Gott im Himmel ſelbſt gemalt,
Ja nur Dein eigen Bildniß aufgefunden.

XXXXII.

Du bist die einsame Palme,
Gepflanzt in's Abendland,
Auf daß Du Kunde gebest
Von einem Morgenland.

Doch einsam, unverstanden,
Hoch über Schilf und Moor,
Hebt duldend sich und trauernd
Dein Blumenhaupt empor.

Es schwankt mit stummem Schmerze
Im nord'schen Himmelsraum,
Versinkt allmälig leise
In seiner Kindheit Traum.

Könnt' ich den Traum belauschen,
Den Traum vom Morgenland,
Der Dich, Du schöne Palme,
Als Botin uns gesandt.

XXXXIII.

Ich glaube, daß Du ein Engel bist,
O himmelvoller Glaube,
Mir armen Schiffer auf irdischem Meer
Die ölzweigbringende Taube.

Ich glaube, daß Du ein Engel bist,
Die Sterne müßten lügen,
Der Blumengold auf Frühlingsau'n
Mich heuchlerisch betrügen.

Nein, nein, die Blumen lügen nicht,
Die Sterne nicht dort oben,
Die Wahrheit voll, im ew'gen Raum,
Den Weltenſchöpfer loben.

Drum glaub' ich, daß Du ein Engel biſt,
O himmelvoller Glaube,
Mir armen Schiffer auf irdiſchem Meer
Die ölzweigbringende Taube.

XXXXIV.

Eh' die Sonne noch im Frührothſcheine
Wiederum die Fluren neu begrüßt,
Da ertönt mein Klagelied im Haine,
Tönt am Bach, der durch die Aue fließt.
Schwer und bang in düſtern Waldeshallen
Laſſe ich das todte Echo ſchallen.
Ach, nicht Echo, nicht Aue, nicht Hain,
Stillen den Kummer, lindern die Pein.

Nicht im Schatten unter grünem Laube,
Nicht auf ſammt'nen Mooſe find' ich Ruh.
Seufze ich, ſo klagt die Ringeltaube,
Girret bang' ihr trauernd Lied mir zu.
Weile ich an moosumhüllter Quelle,
Trübt ſich bald von Thränen ihre Welle.
Ach, nicht Quell, nicht Thränen, nicht Hain,
Stillen den Kummer, lindern die Pein.

XXXXV.

Mondenlicht, Aehrenglanz,
Stille Silberpracht,
Und mein Ruh' verlangend Herz
Athmet ſtille Nacht.

Nebel wandeln, Träume zieh'n
In die Blumen ein —
Ruhe, Ruhe thaut herab,
Tief in's Herz hinein.

Sehnt das Herz zum Schlafen ſich —
Bleiche Mondenſchein —
Stiller wird die ſtille Welt,
Und das Herz ſchläft ein.

Elfenſchatten, Blumentraum
Schweben ab und auf —
Elfenſchatten, Blumentraum
Weckt mir es nicht auf.

XXXXVI.

Wird denn nicht
Dem armen Dichter
Bald einmal die
Freude lächeln,
Daß auch 'mal ein
Froh Allegro
Munter durch die
Saiten klimpre?

XXXXVII.

Neue Schmerzen,
Neue Lieder;
Sagt, was ſoll ich
Damit machen?
Bald wohl find' ich
Den Verleger
Für die Lieder,
Doch die Schmerzen —
Die mag Niemand.

XXXXVIII.

Verrathet nur, ihr leiſen Laute,
Mir den Lautenſpieler nicht,
Der durch euch, o Herzvertraute,
Zu der Heißgeliebten ſpricht.

Will ja, ach, von ihr nichts mehr,
Als ich von der Perl' im Meer',
Von den Stern' am Himmelsſaale,
Von der Blum' im Maienthale,
Herz begabt, verlangen darf.
Daß ich darf, von ihren Reiz umfangen,
Selig ſtill an ihren Blicken hangen,
Für ſie beten, für ſie weinen,
Wenn des Unglücks Sterne ſcheinen,
Und ſie lieben, ja ſie lieben,
Lieben ſo aus vollem, ganzen Herzen.

XXXXIX.

Nimm hin dies Lied, mein letztes [redacted]
Es ist für Dich gesungen —
Und wenn die Muse ewig flieht,
So ist doch dies gelungen.

Es ruhte ja so lang in mir,
Nie wagt' ich es zu sprechen —
Und jetzt, da es gesungen Dir,
Muß mir das Auge brechen.

So lang' die Brust noch stark, blieb still
Das Lied in ihr verschlossen,
Doch da der Tod sie brechen will,
Ist es hervorgesprossen.

Blickst auf den kranken Sänger hin
Und kannst ihn nicht verstehen,
Und muß er denn mit trübem Sinn,
Nach seinem Grabe gehen.

Doch fragst Du nach dem Liede mich,
Das er für Dich geschrieben —
So ruf' ich nur: Ich liebte Dich,
Und will Dich ewig lieben!

Dies ist mein Lied — o nimm es hin,
Es ist für Dich gesungen,
Mag' nun die Muse ewig flieh'n,
So ist doch dies gelungen.

L.

Dort wo Myrth' und Oleander
Freundlich blühen bei einander,
An dem Blumenfensterlein
Sitzt ein einsam' Mägdelein.

Und ihr Blick, er weilt so trübe
Auf dem Bildniß ihrer Liebe,
Das die sorgsam treue Hand
Mit der Immortell' umwand.

Und Du bist so schön, Du Holde,
Wie die Ros' im Morgengolde,
Denn es ward Dir, süßen Maid,
Ja das schönste Erdenkleid.

Und damit kein Himmel fehle,
In der Form die schöne Seele,
Und ein Herz, das tief bewegt
Für den Einzigen nur schlägt.

Mägdelein, Du Schwergeprüftes,
Mägdelein, Du Gramvertieftes,
Weine nicht mehr, sei nicht trübe —
Gott ja selber ist die Liebe.

LI.

Du bist so trüb', Dein Athem schwer,
Dein Blick weilt erdenwärts;
Gib mir Dein liebes Händchen her,
Erzähl' mir Deinen Schmerz.

Hat man Dir was zu Leid gethan?
Ich glaub' es nimmermehr;
Wohl gibt's der bösen Menschen viel,
Der Guten gibt es mehr.

Und weil ich denn ein Guter bin,
Wie mir es sagt mein Herz,
Drum Liebchen setz' Dich neben mich,
Erzähl' mir Deinen Schmerz.

Und kann ich helfen, hier die Hand,
Ich helfe Dir vor All'n;
Und ist's um guten Rath', bin ich
Nicht auf den Kopf gefall'n.

Sie hört mich nicht, sie sieht mich nicht,
Sie will mich nicht versteh'n.
Das ist nicht so ein Alltagschmerz,
Muß etwas tiefer geh'n.

Ja, Leutchen, glaubt es sicherlich,
Es ist kein Dichtertraum,
In unsrer kleinen Menschenbrust
Hat eine Welt wohl Raum.

Es sei nun Freude oder Schmerz,
Der unsre Brust erfüllt,
Doch glücklich ist man noch beim Schmerz,
Der aus den Augen quillt.

LII.

In deinen Armen weich und ſüß,
Träum' ich mich ſtill in's Paradies
Und an dein Herz, dein Engelherz gelehnt,
Bin ich mit Gott und aller Welt verſöhnt.

Die Engel dorten in des Himmels Hallen,
Sie ſtören nicht mich in der ſel'gen Ruh',
Denn von den Himmliſchen dort oben allen
Liebt mich ja keiner ſo wie Du.

LIII.

Werdet nur nicht ungeduldig
Ob der kleinen winz'gen Lieder,
Sind die erſten grünen Hälmchen
Im jungen Dichterleben.
Mit dem Frühling kommen Veilchen,
Und der Sommer bringt auch Roſen.

Gedichte.

Brecht an, brecht auf, ihr meine guten Lieder,
Wie lange ruht ihr in der trunknen Bruſt!
Du Saitenſpiel ertöne freudig wieder,
Verkünde treu des Sängers Schmerz und Luſt.

Und all' ihr Himmliſchen ſinkt ſegnend nieder,
Daß ſich der Sang des Himmels auch bewußt.
So denn vereint als Menſch mit Gott im Bunde,
Geb' ich, der Sänger, wieder von mir Kunde.

Das Vaterunser.

Gedanke aller Gedanken, werth,
Daß Unsterbliche Dich denken in Ewigkeit,
Der Du uns zurufst:
„Ein Vater lebt uns über den Gestirnen!“

Dir, Vater, tönt der Welten Tanz, der Engel Chöre,
Doch überhörst Du nicht das kindliche Lallen
Dessen, den Du aus Erden formtest, und die Lilie,
Die zu Deinem Preis' am Bach erblüht, erfreut Dich.
„Geheiligt werde Dein Name!“

Glücklich zu wissen alles durch Deinem Hauch Beseelte,
Das ist der große Gedanke Deiner größern Liebe.
— Sterblich Gewand' umhüllt' ihn, den göttlichen Mittler;
Liebend lehrt er, blutend vergab er —
Sterbend schloß er es auf.
„Daß zu uns komme Dein Reich!“

Was wir denken, denken werden,
Du dachtest es, eh' Du uns schufst,
Der Welten Schöpfer, Du bist's allein,
„Dein Wille geschehe im Himmel, also auch auf Erden.“

Wie Du ſelbſt unendlich, ſo auch
Unendlich Deine Mittel
Zu weiſer Entzwecke Erreichung;
Mit Himmliſchem labſt Du die Himmliſchen
Mit Irdiſchem die Irdiſchen,
„Unſer täglich Brot gib uns auch heute.“

Die Stunde flieht — und Du biſt nicht mehr,
Vater, was Du uns warſt, ſein ſollſt,
Und das irdiſche Herz
Sucht ſich den irdiſchen Gott.
„Vergib uns unſre Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern.“

Den Du aus Erden formteſt, Gedanken lieheſt,
Fortzudenken in Ewigkeit,
Dem doch auch Freiheit ward,
Jegliche Straße zu wandeln
„Führ' ihn nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe ihn von dem Uebel.“

Wandeln wird er dann, Dich im Herzen,
Dich im Gemüthe, wandeln die Straße
Nach dem Hauſe, das viel der Wohnungen birgt,
Und wo Du thronſt, Vater des Lichts,
„Voll der Kraft und der Herrlichkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen.“

Das hohe Lied.

Ernſtes Lied aus fern verklungnen Zeiten,
Das mich oft ſo wunderbar ergreift,
Das ſo ſüß wie Aeols Klang der Saiten,
Sanft melodiſch durch die Blüthen ſtreift,
Das mir Frieden fern aus Himmels Weiten,
Wie die Nacht den Thau auf Roſen träuft;
Lied, wer iſt dein Sänger? Unbekannt
Tönſt du mir aus fernem Wunderland.

Süßes Lied, das in den Wonne-Strömen
Der erwachten Schöpfung mich umſchwebt,
Das am Abend zaubervoll zum ſchönen
Ganz umfloſſnen Sternendom mich hebt,
Das in ſchmelzend ſüßen Liebestönen
Leis der Bruſt der Nachtigall entbebt,
Lied, wer iſt dein Sänger? Unbekannt
Tönſt du mir aus fernem Wunderland.

Tröſtend Lied, das in die Wehrmuthſchale
Bittern Schmerzes milden Honig gießt,
Das uns am umflorten Grabesmale
Sanft die Thräne von der Wange küßt,
Einſt beim Scheiden im Verklärungsſtrahle
Als der treuſte Führer uns begrüßt;
Lied, du Bürge einer ſchönern Zeit,
Lied, ich nenne dich — Unſterblichkeit.

Wann ſehen wir uns wieder?

Zwei Röslein blühten wunderſchön
Im einſam ſtillen Thale,
Von Niemand noch geküßt, geſeh'n,
Als von dem Sonnenſtrahle;
Und weil vereint ſo inniglich
Auf einem Stiele beide,
So liebten ſie auch herzlich ſich
Und theilten Schmerz und Freude.

Da kam ein Jüngling durch den Wald,
Es ſchien, als ob er weine,
Der ſah die Roſen alſobald
Und pflückte ſich die eine.
Weh'! riefen beide Röſelein,
Und blickten traurig nieder,
Mein Schweſterlein, mein Schweſterlein,
Wann ſehen wir uns wieder?

Der Jüngling ſelbſt von Leiden blaß,
Hört' nicht der Röslein Schmerzen,
Er kehrt zurück und ſieht im Gras
Zwei muntre Vöglein ſcherzen,

Da ſchleicht er leiſe, leiſer nah',
Vom Blättergrün umfangen,
Und eh' ein Vöglein ſich's verſah,
War es auch ſchon gefangen.

Was wär das für ein Jammer nicht
Der beiden Frühlingsſänger,
Wie flehten ſie, doch hörte nicht
Der liſt'ge Vogelfänger,
Das eine floh ſo ängſtiglich
In Zweigen auf und nieder,
Und oft ertönte ſchmerziglich:
Wann ſehen wir uns wieder?

Den Sänger und das Röſelein
Im Buſen wohl geborgen,
Naht ſich der Knab' dem Liebchen fein,
Am frühen Abſchiedsmorgen.
Nimm hin, rief er, und denke mein,
Wie weit mein Loos mich triebe,
Der Sänger ſtirbt, das Vögelein,
Doch nimmer meine Liebe.

Da weinet laut an ſeiner Bruſt
Sein Liebchen treu ergeben;
O daß des Lebens höchſte Luſt
Den herbſten Schmerz muß geben
— Die Glocke hallt, das Grau zerfließt,
Der Morgenſtern ſinkt nieder,
Und ach der letzte Ruf er iſt:
Wann ſehen wir uns wieder?

Und durch die Schöpfung hört man' rauschen
Wie eine große Antwort her,
Und selig alle Wesen lauschen
Auf Bergen, Thälern, Flur und Meer:
„Der Vater, der die Liebe ist,
„Den keine Zungen würdig nennen,
„Er wird, was er vereint, gewiß
„Nicht wankelmüthig wieder trennen.

„Er ist es ja, der Glück und Sehnen
„Gelegt in seiner Wesen Brust,
„Und was wir unsre Liebe nennen,
„Es ist ja auch des Vaters Lust.
„Drum schwebe Hoffnung sanft hernieder,
„Das sie die süße Tröstung gibt:
„Was sich im Staube treu geliebt,
„Das findet sich dort oben wieder!"

Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Ihr Menſchenbrüder, wer ihr ſeid,
Von jungen und von alten Jahren,
's iſt Keiner, der da nicht ſein Leid,
Nicht hätte ſeinen Schmerz erfahren.
Auch mein Blick hat oft trüb geſchaut,
Doch immer habe ich's gehalten
Mit jenem Spruche fromm und traut:
Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Durch Nebel führet unſre Bahn,
Wir gleichen ganz den armen Blinden,
Es nimmt ſich Niemand unſrer an.
Wie ſchwer iſt da der Weg zu finden,
Da reichet er die Hand uns treu,
O laßt ſie nur recht feſt uns halten,
Hin führe ſie, wohin es ſei:
Wer nur den lieben Gott läßt walten.

O glaubet mir, es ist kein Wahn,
Millionen haben es erfahren,
Wir ihm nur wahrhaft zugethan,
Den thut er wunderbar bewahren.
Nie trog sein großes Vaterherz,
Er hat ja immer Wort gehalten,
Ruft darum freudig himmelwärts:
Wer nur Dich lieben Gott läßt walten.

Das Mutterherz in seel'ger Ruh'
Umfaßt die höchste Lieb' im Leben,
Doch liebereicher sein mußt Du,
Der Du die Liebe uns gegeben.
Fühlt drum, vom Tod hinweggerafft,
Ein Mutterherz ihr Kind erkalten,
O gib auch ihr zu rufen Kraft:
Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Das Würmchen, ist es noch so klein,
Es darf Dich seinen Vater nennen,
Doch nur wer da von Herzen rein,
Lernt Dich als wahren Vater kennen.
Laß darum uns noch einmal still
Ergebungsvoll die Hände falten,
Es mag da kommen, was da will:
Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Der Dom.

Es ſtand ein Dom aus alter Zeit,
War hochgerühmet weit und breit,
Man nannte ihn ein Gotteshaus,
Doch ſah's darin nach Gott nicht aus.

Schon lange fiel kein Sonnenſchein
Mehr in das Grabgewölbe 'rein,
Man ſprach von Vater, Geiſt und Sohn,
Doch klang es nur wie Spott und Hohn.

Da trat ein Mann in ſchwarzer Tracht
Herein und ſprach mit Donnermacht,
Und als er's letzte Wort geſprochen —
Da iſt der Dom zuſammen gebrochen.

Der kühne Sprecher blieb unverſehrt,
Zum Himmel hielt er die Hand gekehrt —
Und donnernd rollt ſein Wort einher:
Allein Gott in der Höh' ſei Ehr'!

Sternennacht.

Siehe die Planeten rollen
Um den Sonnenball, den großen —
Sieh' den Bau, den wundervollen
Hoch im Raum, dem grenzenlosen.

Sieh' die Stern' im goldnen Strahle,
Steigen aus den dunkeln Nächten,
Wie sie hoch am Himmelssaale
Ihre goldnen Kronen flechten.

Für das Auge, welch' ein Glühen,
Für den Geist, welch' ein Ergötzen —
Diese Sternenblumen blühen
All' nach ewigen Gesetzen.

Nie hat der Kometen Glühen,
Die keck durch die Sonnen brechen,
Es gewagt, den Harmonien
Seines Weltbaus Hohn zu sprechen.

Und wie die Kindlein der Menſchen
Sich ſelig freuen am Vorabend
Auf die bunten Lichter des Chriſtbaums,
So freuten ſich die Keime auf die große goldne Sonne
Und auf den blauen Himmel und die Sterne der Nacht.
Denn es waren ja gar viel der herrlichen Märchen
Und der wunderbaren Lieder von der großen goldnen Sonne
Und dem blauen Himmel und den Sternen der Nacht
Den Keimen geſungen worden von ihren Müttern
In der ewig dunkeln Winternacht.

Drum war ſo endloſer Jubel und entſetzlicher Lärmen
Und tauſendſtimmiges Durcheinanderrufen in dem dunkeln Reiche.
Denn es war noch Manches zu fördern und zu ordnen
Für den morgenden Feſttag, und manch' Keimlein
War noch weit zurück in der Toilette
Für die glänzende Morgenviſite.

Sternennacht.

Siehe die Planeten rollen
Um den Sonnenball, den großen —
Sieh' den Bau, den wundervollen
Hoch im Raum, dem grenzenlosen.

Sieh' die Stern' im goldnen Strahle,
Steigen aus den dunkeln Nächten,
Wie sie hoch am Himmelssaale
Ihre goldnen Kronen flechten.

Für das Auge, welch' ein Glühen,
Für den Geist, welch' ein Ergötzen —
Diese Sternenblumen blühen
All' nach ewigen Gesetzen.

Nie hat der Kometen Glühen,
Die keck durch die Sonnen brechen,
Es gewagt, den Harmonien
Seines Weltbaus Hohn zu sprechen.

Ueberall in fernſter Ferne,
Wohin noch das Rohr gedrungen,
Haben ſelbſt die letzten Sterne
Seiner Weisheit Lob geſungen.

Ja, in goldnen Sternenworten
Nächtlich uns die Botſchaft lohnet —
Daß fern, fern der Erdenpforten
Uns ein weiſer Vater wohnet.

Und er hat uns hoch begnadet,
Aufzuſchau'n zum Sternenſchein —
Denn nur freie Geiſter ladet
Man zu ſolchem Schauſpiel ein.

Der Lindenbaum.

Unter'm grünen Lindenbaum
Sind ſie zuſamm' gekommen —
Es hat der alte Lindenbaum
Die Schwüre wohl vernommen.

Der Buhle zog den Berg hinaus,
Sein Herz war voller Jammer,
Das Mägdlein weint die Augen aus
Daheime in der Kammer.

Der Lindenbaum ein grünes Kleid
Vom Lenze hat bekommen,
Darunter ſitzt die treue Maid,
Im Herzen tief beklommen.

Wann kehrt er heim, o Lindenbaum?
Das Mägdlein fragt, das bleiche,
Der alte treue Lindenbaum,
Der ſchüttelte die Zweige.

Der Lindenbaum ein rothes Kleid
Vom Herbſte hat bekommen,
Darunter ſaß die treue Maid
Im Herzen tief beklommen.

Wann kehrt er heim, o Lindenbaum?
Das Mägdlein fragt, das bleiche,
Der alte treue Lindenbaum,
Der ſchüttelte die Zweige.

Das rothe und das grüne Kleid,
Die gehen und die kommen,
Darunter ſitzt die treue Maid,
Im Herzen tief beklommen.

Wann kehrt er heim, o Lindenbaum?
Das Mägdlein fragt, das bleiche,
Der alte treue Lindenbaum,
Der ſchüttelte die Zweige.

Ein Vogel flog zum Lindenbaum,
War weit dahergekommen,
Des Liebſten Treubruch hat der Baum
Ausführlich da vernommen.

Da brach dem Lindenbaum das Herz
Und ließ die Blätter hangen,
Ihm war des treuen Mägdlein Schmerz
Tief in die Bruſt gegangen.

Der Lindenbaum ein graues Kleid
Vom Tode hat bekommen,
Darunter saß die treue Maid,
Im Herzen tief beklommen.

Wann kehrt er heim, o Lindenbaum?
Das Mägdlein fragte leise;
Kein' Antwort giebt der Lindenbaum
Auf die gewohnte Weise.

Und Alles still und öd' im Raum,
Das todte Laub sank nieder —
Der alte treue Lindenbaum
Sah keinen Frühling wieder.

Nur starre Aeste sind zu schau'n,
Hoch flatterten die Raben —
Der Lindenbaum ward umgehau'n,
Das Mägdelein begraben.

Die Fiſcherhütte.

„Geh', Knabe, brenn' die Fackel an,
Die Nacht iſt graus und kalt,
Der Vater ſchifft vom fernen Land',
Und naht der Heimath bald."

Der Knabe brennt die Fackel an,
Geht zu dem Strand hinaus,
Es heult der Sturm, der Regen rauſcht
Und löſcht die Fackel aus.

Der Knabe kehrt zur Hütte heim:
„O Mutter laß mich hier,
Es heult der Sturm, der Regen rauſcht
Und löſcht die Fackel mir."

„O Schifferblut, o Schifferblut,
Du biſt kein Schifferblut!
Was iſt dem warmen Schifferblut
Des wilden Sturmes Wuth!"

Der Knabe brennt die Fackel an,
Geht zu dem Strand hinaus,
Da heult der Sturm, der Regen rauſcht
Und löſcht die Fackel aus.

Der Knabe eilt zur Hütte heim:
„O Mutter laß mich hier.
Am Strande ſitzt ein weißes Weib,
Winkt mit den Händen mir.“

„O Schifferblut, o Schifferblut,
Du biſt kein Schifferblut!
Dem braven warmen Schifferblut
Das Seefräulein nichts thut.“

Der Knabe brennt die Fackel an,
Geht zu dem Strand hinaus,
Es heult der Sturm, der Regen rauſcht
Und löſcht die Fackel aus.

Der Knabe eilt zur Hütte heim,
„O Mutter komm' zum Meer,
Vom Meere tönet eine Stimm'
Wie die des Vaters her.“

Die Mutter brennt die Fackel an,
Sie brennt die Hütte an.
Da heult der Sturm, da flammt die Gluth,
Und ſteigt zum Himmel an.

„O Schifferblut, o Schifferblut,
Du bist kein Schifferblut,
Zur Leuchte brennt die Hütte nur,
Ist eine gute Glut.“

Der Vater lenkt beim Flammenschein
Das Schiff zum sichern Strand.
Umschifft der Klippen Heer und tritt
Gerettet an das Land.

Das Mädchen am Meere.

Das Mägdlein sitzt am Weltenmeer',
Vom frühen Morgenschein',
Bis spät der Abendstern erglüht,
Und schaut in's Meer hinein.

Und viele Wellen kommen an,
Das Mägdlein fragt sie aus:
Gebt Kunde vom Geliebten mir,
Wann kehret er nach Haus?

Doch stumm sich nur die Woge bricht,
Schallt keine Antwort her;
Und manche Zähr' des Mädchens fließt
In's große Weltenmeer.

Und manches Fischlein schwimmt heran,
Das Mägdlein fragt es aus:
Gieb Kunde vom Geliebten mir,
Wann schiffet er nach Haus?

O Gold- und Silberfiſchlein ſchwimmet
Hin durch die weite See,
Erzählt ihm ſeines Liebchens Schmerz,
Und ſeines Liebchens Weh.

Doch von den Fiſchlein keins verſtand
Des Mägdeleins Begehr,
Und wieder manches Thränlein rann
In's große Weltenmeer.

Und viele Schiffe kamen an
Vom fernen Engelland,
Doch auf der Schiffe keinem ſie
Den Herzgeliebten fand.

So ſaß das Mägdlein Monden lang,
Frug Well' und Fiſchlein aus:
Gebt Kunde vom Geliebten mir,
Wann kehret er nach Haus?

Und als ſie fragt und als ſie weint.
Tönt's aus der Tiefe hohl:
Steig, Liebchen, ſteig zu mir herab,
Hier iſt's Dir's gut und wohl.

Und aus dem Ufer tritt zurück
Das große Weltenmeer,
Es öffnet ſich ein grünes Thal
Mit einem Blumenheer.

Und in dem Thal am Bache ſitzt
Des Mädchens Bräutigam,
Er lächelt ſanft, er winkt ſo ſüß —
Das Mädchen zu ihm kam.

O tückiſch Meer, o tückiſch Meer,
O halt' die Woge an!
Umſonſt, umſonſt die Woge rollt,
Die Woge rollt heran.

Es kehrt zurück das Weltenmeer,
Es rauſcht des Meeres Flut —
Und Blumen, Thal und Mägdelein
In ſeinem Schooße ruht.

O tückiſch Meer, o tückiſch Meer,
Was that dir's Mägdelein?
Am dritten Tage warfſt du ſie
Auf kaltes Sandgeſtein.

— Noch manche Welle kommt zum Strand,
Noch manches Fiſchlein her,
Manch Schiff kehrt heim vom Engelland —
Das Mägdlein fragt nicht mehr.

Der deutſche Walzer.

In dem Kerker Lavalette's,
Wo hinab kein Sonnſtrahl fiel,
Tönte oft die ſtillen Stunden
Wunderbar ein Flötenſpiel.

War's doch Ney, der Fürſt der Moskwa,
Dort im oberen Gemach.
Der gefangen, ruhigheiter,
So mit ſeiner Flöte ſprach.

Und 'nen alten, alten Walzer,
Aus dem grünen Deutſchland her,
Herzgewinnend, herzbezwingend
Dieſen liebte er ſo ſehr.

Und er spielt ihn immer wieder,
Wenn er dort am Fenster saß,
Bis auch Lavalett' nicht wieder
Dieses liebe Stück vergaß.

Stunden rannen, Tage gingen,
Immer zur gewohnten Zeit
Tönt der Walzer, wird durch diesen
Lavalette's Herz erfreut.

War in seiner dunkeln Zelle
Dieser liebe Freundesgruß
In den langen öden Stunden
Ja der einzige Genuß.

— Aber horch, welch' seltsam Schweigen!
Welche Stille dumpf und schwer —
Ist die Stunde doch gekommen,
Und der Walzer tönt nicht mehr.

Und es klirrt die Kerkerpforte,
Und der Wärter tritt herein;
Und es fragt der Freund erbleichend:
„Was muß mit dem Marschall sein?"

„„Marschall Ney wird nicht mehr spielen
„„Mit der Flöte in der Hand;
„„Von sechs Kugeln wohl getroffen
„„Sank er heute in den Sand.""

Da bricht dem geſang'nen Freunde
Schmerzlichſt das getreue Herz;
Und des Flötenſpieles Schweigen
Mehret nur den herben Schmerz.

Und er ruft nach langem Schweigen:
„So blieb mir denn nichts von Dir
„Als der alte deutſche Walzer,
O, er ſei geheiligt mir.“

Aber ſeltſam, ob er ſinnet,
Ob er ſinnt mit vieler Müh' —
Ausgelöſchet bleibt für immer
Ihm die Walzermelodie.

Jahre ſind dahin gegangen,
Lang' ſchon weilt im freien Land,
In Amerika's Gefilden
Lavalett', geehrt, bekannt.

Und er kommt zu deutſchen Leuten,
Eine Kirchweih feiern ſie,
Horch, zum Tanze um die Linde
Tönt 'ne Walzermelodie.

Und er bleibt betroffen ſtehen,
Lauſcht und lauſchet, ſinnt und ſinnt —
Und es wird ihm ſeltſam helle,
Zeit und Gegenwart verrinnt.

Und die hellen Thränen rinnen —
's wird ihm, wie er nie gefühlt —
Ja, es iſt der alte Walzer,
Den im Kerker Ney geſpielt.

Und die erſten Thränen weint er
In dem fernen, freien Land,
Wo er ſeines Freundes Stimme,
Seinen Walzer wieder fand.

Erſter Engel.

Viel ward in meiner Kindheit Zeiten
Von goldnen Engeln mir erzählt,
Wie ſie den lieben Gott begleiten,
Und wie er oft ſie auserwählt,
Zu ſchweben zu den Erdenkindern
Und ihre Schmerzen ſanft zu lindern.

Und wie ich nun ſo immer wieder
Von Engeln hörte ſchön und mild,
Und wie ſogar oft ſüße Lieder
Mir ſangen von der Engel Bild,
Da war mein Wunſch, da war mein Fleh'n:
Ach, einen Engel möcht' ich ſeh'n.

Einſt hatt' ich mich verirrt im Haine,
Und weinte laut recht bitterlich,
Denn in des Abends Dämmerſcheine
Der Tag bereits dem Thal' entwich,
Da reicht ein Mädchen unbekannt
Mir tröſtend ihre liebe Hand.

Sie trocknete mir meine Zähren
Und führte ſanft mich durch den Wald,
Und lobte die gepflückten Beeren,
Da ſahen wir das Dörfchen bald,
Da ward es leicht um meinen Sinn,
Und ernſt ſprach meine Führerin:

„Die Mutter wird nach Dir ſich ſehnen,
„Denn ſchon erglänzt der Sterne Licht,
„Die Gute laß uns erſt verſöhnen,
„Wie es des frommen Kindes Pflicht,
„Und ſprichſt Du, ſtets recht gut zu ſein,
„Leg' ich auch ein gut Wort mit ein."

Die Mutter ſah uns ſchon von Weitem,
Wer kennt nicht einer Mutter Schmerz,
Und unter Thränen, unter Freuden
Drückt ſie mich an das treue Herz;
Doch gleich darauf mit trübem Sinn,
Blickt lang und ernſt ſie auf mich hin.

Da ſprach ſo ſanft wie Harfenbeben
Das Mädchen aus dem Buſchenhain':
„Er hat's Verſprechen mir gegeben,
„Stets folgſam, fromm und gut zu ſein,
„Drum ſei der heut'ge Fehl verzieh'n,
„Ich ſelbſt, ich bitte heut' für ihn."

Und als die Worte ſie geendet,
Wünſcht „ſanfte Nacht" ihr frommer Sinn;
Und ſchnell hat ſie den Fuß gewendet,
Eilt flüchtig durch die Fluren hin.
Ach, ſolch ein Mädchen wunderſchön
Hatt' ich im Leben nicht geſeh'n.

Wir eilten freudig drauf nach Hauſe,
Doch ſie, ach ſie vergaß ich nicht;
Und als in meine ſtille Klauſe
So freundlich ſchien der Sterne Licht —
Da rief ich laut beim Sternenſchein:
Sie muß ein Engel ſein!

Im Todtenhaus.

Im Todtenhaus da ſteht ein Sarg,
Aus alten, uralten Zeiten,
Und eine Roſe liegt darauf;
Was mag das nur bedeuten?

Die Roſe ewig blühend und ſchön,
Der Sarg wird immer älter,
Die Roſ' erfüllt mit Roſenduft
Den ſchaurigen Behälter.

Ich fragte ſchon als Kind danach
Es konnte mich Niemand berichten,
Jüngſt ſaß ein Greis an der Kirchhofthür,
Der erzählte Kindern Geſchichten:

„Ein braver Mann da unten ruht,
„Er meint' es mit Gott und Menſchen gut,
„Drum hat ihm ein Engel, ſtill bewegt,
„Die Roſe auf den Sarg gelegt,
„Damit wenn einſt mit der Roſ' in der Hand
„Er eingeht in das Himmelsland,
„Der Engel unſern braven Mann
„Unter den vielen Leuten erkennen kann;
„Die Roſ' aber, die ein Engel bricht,
„Die, merket Euch, verwelket nicht."

Ein blondes Mädchen hörte dem Alten mit zu,
Verſichert ihm mit himmliſchen Blicken:
„Gewiß auch Dir wird ein Engel einmal
„Eine ſolche Roſe pflücken."

Die Himmelsrose.

Ich sing' Euch von der Rosen schönsten Rose,
Die Sterblichen beseligend erblüht,
Die nicht am Bach, nicht in dem sammtnen Moose,
Von keinem Sonnenstrahl gelockt, erblüht.
Die in der Unschuld nur, der Tugend Schooße
Erhebet und beseligt das Gemüth.
Es lernt beglückt ein jedes Herz sie kennen,
Doch ist es schwer mit Namen sie zu nennen.

Als Knospe schlummert still, noch unerschlossen,
Die Rose in des Kindes froher Brust;
Und von dem Thau des Morgens zart umflossen
Ist sich das Kind der Rose unbewußt;
Da hört es bald entzückt von jenem großen
Und lieben Geber Schmerzes und der Lust,
Da fällt ein Strahl auf die geschloss'ne Blume;
Das erste Roth erglüht im Heiligthume.

In's Freie eilt der Knab' an Lenzestagen,
Wo eine Welt aus dunkler Erde dringt,
Wo die Natur mit ihren tausend Sprachen
Der Liebe Gottes liebend ihn umringt;
Da möchte gern dem Vater Dank er sagen,
Ein fromm Gebet dem lieben Gott er bringt,
Und sieh, von neuem Strahl die Knosp' umflossen,
Schwillt schöner auf, doch bleibt sie noch geschlossen.

Da weilt am Bach, im Schatten greiſer Eichen
Der Jüngling ſtill und ſieht die Wellen zieh'n:
Ach nirgend will das Bild ſich wieder zeigen,
Das ihm ſo himmliſch ſchön im Traum erſchien:
Und ſieh', die Jungfrau tritt aus dunkeln Zweigen,
Blickt auf den Jüngling — Erd' und Himmel flieh'n —
Sie iſt's, die göttlich ihm erſchien im Traume,
Und ſchnell erblüht die Roſ' im Herzensraume.

Da tritt der Mann in jene Gottgefilde
Der Wiſſenſchaft mit reiferm Geiſte ein,
Und was dem Jüngling einſt noch Nachtgebilde,
Steht jetzt dem Blick entſchleiert klar und rein,
Des großen Gottes Weisheit, ſeine Milde,
Sie ſchaut der Mann im hellen Strahlenſchein,
Er ſchaut im Keime ſie, im Weltentanze,
Und jetzt erſt blüht die Roſ' im ſchönſten Glanze.

Und wie dem Mann', ſo blühet auch dem Greiſe
Die Roſe, die dem ſtillen Herz geweiht,
Beſeligend im rauhen Wintereiſe,
Wie in des Lenzes holder Blüthenzeit;
Und endet ſtill der Wandrer ſeine Reiſe,
Da naht ein Engel aus der Ewigkeit,
Der pflückt die ſchöne Roſe dieſer Erde,
Auf daß ſie eine Himmelsblume werde.

Frauenſchöne.

Du Wunderbild aus einem ſel'gen Traum,
Wie ihn ein ſel'ger Gott geträumt;
Du Frühlingsgruß aus einer Frühlingswelt
Wie ſie nur über Sternen keimt;
Du Mollaccord der großen Götterharfe;
Du hohes Lied, das die Gewißheit ſingt
Von einem Engellande drüben;
Du Oelblatttaube, die die Nachricht bringt,
Daß wir dort finden Alles, was wir lieben;
Du Kronjuwel, das einſt in ſel'ger Stunde
Der Himmel uns verpfändete zum Bunde;
Du Blumenurbild alles irdiſch Schönen,
Du Meiſterſtück, das Schöpfungswerk zu krönen;
Vergebens ſucht die kühne Phantaſie
Nach Sternen, Blumen, Perlen, Bildern,
Ein Göttertraum, wie Du iſt nie
Von einem Sterblichen zu ſchildern.

Ein Lied für die Waiſen.

Verwaiſtes Kind, Du Thränenbild,
Du Blume ſtiller Schmerzen,
Ich ſchau' Dich, da bricht weherfüllt
Dies Lied aus meinem Herzen.

Verwaiſtes Kind, an Thränen reich,
Doch arm, blutarm an Freuden,
Du Blüthenſchmuck beraubter Zweig
In goldnen Frühlingszeiten.

Und tauſend Bäumchen um Dich her,
Die blüh'n in frohem Triebe,
Denn über ihnen Sorgen ſchwer

Was will das Sehnen in der Bruſt,
Die unbekannten Triebe?
Ach, Aermſte, es zieht unbewußt
Euch hin zur Mutterliebe.

Doch weh, vergebens klopft ihr an,
Das einz'ge Herz von allen,
Das Euch die Antwort geben kann
Iſt längſt in Staub zerfallen.

O Thränen netzen mein Geſicht,
Ihr armen, armen Kleinen,
Vergelten kann ein Menſch Euch nicht,
Er kann Euch nur beweinen.

Die Blüthen brach des Vaters Hand
Aus Eurem jungen Leben,
Um ſie Euch einſt im Sternenland
Verklärt zurück zu geben.

Auf ihn vertraut und weint mir nicht,
Ein Vater muß Euch lohnen
Dort oben, wo im Sternenlicht
Die Elternherzen wohnen.

Erzgebirgiſche Spitzen.

Welch' Gewerbe! Lichte Blumenträume
Hingehaucht auf weißem Aethergrunde,
Iſt das Kunſtfleiß oder war geheime
Unſichtbare Feenhand im Bunde?

Arabesken, grazienhaft und munter
Lächeln wie aus leichtem Nebelflor,
Und doch brechen, ſchau' ich dieſe Wunder,
Nur die hellſten Thränen mir hervor.

Dein gedenk' ich, bleiches Kind der Hütten,
Das Du manche Mitternacht,
Wenn am Tage Hunger Du gelitten,
Dieſen Schmuck hervorgebracht.

Dieſer Schmuck, der Armuth heil'ge Spenden,
Die Blumen, zart und leicht,
Ach wenn ſie nur reden könnten,
Ward euch wohl das Auge feucht.

Fern in Bergen öd' und ſchaurig,
Dort wo keine Blumen blüh'n.
Sind in Hütten, ſtumm und traurig
Dieſe Blumen hier gedieh'n.

Jetzt von Perlen ſtolz umwunden
Sind die Thränen wohl zerfloſſen,
Die in bittern Leidensſtunden
Gram und Elend drauf vergoſſen.

Darum bitte ſtill ich nun,
Mögen dieſe zarten Waaren
Jeder Bruſt auf der ſie ruh'n,
Frommes Mitleid auch bewahren.

Da ſprach ſo ſanft wie Harfenbeben
Das Mädchen aus dem Buchenhain':
„Er hat's Verſprechen nie gebrochen,
„Stets folgſam, fromm und gut zu ſein,
„Drum ſei der heut'ge Fehl verzieh'n,
„Ich ſelbſt, ich bitte heut' für ihn."

Und als die Worte ſie geendet,
Wünſcht „ſanfte Nacht" ihr frommer Sinn;
Und ſchnell hat ſie den Fuß gewendet,
Eilt flüchtig durch die Fluren hin.
Ach, ſolch ein Mädchen wunderſchön
Hatt' ich im Leben nicht geſeh'n.

Wir eilten freudig drauf nach Hauſe,
Doch ſie, ach ſie vergaß ich nicht;
Und als in meine ſtille Klauſe
So freundlich ſchien der Sterne Licht —
Da rief ich laut beim Sternenſchein:
Sie, ſie muß ein Engel ſein!

Im Todtenhaus.

Im Todtenhaus da steht ein Sarg,
Aus alten, uralten Zeiten,
Und eine Rose liegt darauf;
Was mag das nur bedeuten?

Die Rose ewig blühend und schön,
Der Sarg wird immer älter,
Die Ros' erfüllt mit Rosenduft
Den schaurigen Behälter.

Ich fragte schon als Kind danach
Es konnte mich Niemand berichten,
Jüngst saß ein Greis an der Kirchhofthür,
Der erzählte Kindern Geschichten:

„Ein braver Mann da unten ruht,
„Er meint' es mit Gott und Menſchen gut,
„Drum hat ihm ein Engel, ſtill bewegt,
„Die Roſe auf den Sarg gelegt,
„Damit wenn einſt mit der Roſ' in der Hand
„Er eingeht in das Himmelsland,
„Der Engel unſern braven Mann
„Unter den vielen Leuten erkennen kann;
„Die Roſ' aber, die ein Engel bricht,
„Die, merket Euch, verwelket nicht."

Ein blondes Mädchen hörte dem Alten mit zu,
Verſichert ihm mit himmliſchen Blicken:
„Gewiß auch Dir wird ein Engel einmal
„Eine ſolche Roſe pflücken."

Die Himmelsrose.

Ich sing' Euch von der Rosen schönsten Rose,
Die Sterblichen beseligend erblüht,
Die nicht am Bach, nicht in dem sammtnen Moose,
Von keinem Sonnenstrahl gelockt, erblüht.
Die in der Unschuld nur, der Tugend Schooße
Erhebet und beseligt das Gemüth.
Es lernt beglückt ein jedes Herz sie kennen,
Doch ist es schwer mit Namen sie zu nennen.

Als Knospe schlummert still, noch unerschlossen,
Die Rose in des Kindes froher Brust;
Und von dem Thau des Morgens zart umflossen
Ist sich das Kind der Rose unbewußt;
Da hört es bald entzückt von jenem großen
Und lieben Geber Schmerzes und der Lust,
Da fällt ein Strahl auf die geschloss'ne Blume;
Das erste Roth erglüht im Heiligthume.

In's Freie eilt der Knab' an Lenzestagen,
Wo eine Welt aus dunkler Erde dringt,
Wo die Natur mit ihren tausend Sprachen
Der Liebe Gottes liebend ihn umringt;
Da möchte gern dem Vater Dank er sagen,
Ein fromm Gebet dem lieben Gott er bringt,
Und sieh, von neuem Strahl die Knosp' umflossen,
Schwillt schöner auf, doch bleibt sie noch geschlossen.

Da weilt am Bach, im Schatten greiſer Eichen
Der Jüngling ſtill und ſieht die Wellen zieh'n;
Ach nirgend will das Bild ſich wieder zeigen,
Das ihm ſo himmliſch ſchön im Traum erſchien;
Und ſieh', die Jungfrau tritt aus dunkeln Zweigen,
Blickt auf den Jüngling — Erd' und Himmel flieh'n —
Sie iſt's, die göttlich ihm erſchien im Traume,
Und ſchnell erblüht die Roſ' im Herzensraume.

Da tritt der Mann in jene Gottgefilde
Der Wiſſenſchaft mit reiferm Geiſte ein,
Und was dem Jüngling einſt noch Nachtgebilde,
Steht jetzt dem Blick entſchleiert klar und rein,
Des großen Gottes Weisheit, ſeine Milde,
Sie ſchaut der Mann im hellen Strahlenſchein,
Er ſchaut im Keime ſie, im Weltentanze,
Und jetzt erſt blüht die Roſ' im ſchönſten Glanze.

Und wie dem Mann', ſo blühet auch dem Greiſe
Die Roſe, die dem ſtillen Herz geweiht,
Beſeligend im rauhen Wintereiſe,
Wie in des Lenzes holder Blüthenzeit;
Und endet ſtill der Wandrer ſeine Reiſe,
Da naht ein Engel aus der Ewigkeit,
Der pflückt die ſchöne Roſe dieſer Erde,
Auf daß ſie eine Himmelsblume werde.

Frauenſchöne.

Du Wunderbild aus einem ſel'gen Traum,
Wie ihn ein ſel'ger Gott geträumt;
Du Frühlingsgruß aus einer Frühlingswelt
Wie ſie nur über Sternen keimt;
Du Mollaccord der großen Götterharfe;
Du hohes Lied, das die Gewißheit ſingt
Von einem Engellande drüben;
Du Oelblatttaube, die die Nachricht bringt,
Daß wir dort finden Alles, was wir lieben;
Du Kronjuwel, das einſt in ſel'ger Stunde
Der Himmel uns verpfändete zum Bunde;
Du Blumenurbild alles irdiſch Schönen,
Du Meiſterſtück, das Schöpfungswerk zu krönen;
Vergebens ſucht die kühne Phantaſie
Nach Sternen, Blumen, Perlen, Bildern,
Ein Göttertraum, wie Du iſt nie
Von einem Sterblichen zu ſchildern.

Ein Lied für die Waisen.

Verwaistes Kind, Du Thränenbild,
Du Blume stiller Schmerzen,
Ich schau' Dich, da bricht weherfüllt
Dies Lied aus meinem Herzen.

Verwaistes Kind, an Thränen reich,
Doch arm, blutarm an Freuden,
Du Blüthenschmuck beraubter Zweig
In goldnen Frühlingszeiten.

Und tausend Bäumchen um Dich her,
Die blüh'n in frohem Triebe,
Denn über ihnen Sorgen schwer
Ruht ja die Mutterliebe,

O Mutterliebe, selig Wort,
Du Schatz von tausend Schätzen;
Ihr armen blassen Kleinen dort
Wer kann Euch den ersetzen?

Was will das Sehnen in der Bruſt,
Die unbekannten Triebe?
Ach, Aermſte, es zieht unbewußt
Euch hin zur Mutterliebe.

Doch weh, vergebens klopft ihr an,
Das einz'ge Herz von allen,
Das Euch die Antwort geben kann
Iſt längſt in Staub zerfallen.

O Thränen netzen mein Geſicht,
Ihr armen, armen Kleinen,
Vergelten kann ein Menſch Euch nicht,
Er kann Euch nur beweinen.

Die Blüthen brach des Vaters Hand
Aus Eurem jungen Leben,
Um ſie Euch einſt im Sternenland
Verklärt zurück zu geben.

Auf ihn vertraut und weint mir nicht,
Ein Vater muß Euch lohnen
Dort oben, wo im Sternenlicht
Die Elternherzen wohnen.

Erzgebirgische Spitzen.

Welch' Gewerbe! Lichte Blumenträume
Hingehaucht auf weißem Aethergrunde,
Ist das Kunstfleiß oder war geheime
Unsichtbare Feenhand im Bunde?

Arabesken, grazienhaft und munter
Lächeln wie aus leichtem Nebelflor,
Und doch brechen, schau' ich diese Wunder,
Nur die hellsten Thränen mir hervor.

Dein gedenk' ich, bleiches Kind der Hütten,
Das Du manche Mitternacht,
Wenn am Tage Hunger Du gelitten,
Diesen Schmuck hervorgebracht.

Dieſer Schmuck, der Armuth heil'ge Spenden,
Die Blumen, zart und leicht,
Ach wenn ſie nur reden könnten,
Ward euch wohl das Auge feucht.

Fern in Bergen öd' und ſchaurig,
Dort wo keine Blumen blüh'n.
Sind in Hütten, ſtumm und traurig
Dieſe Blumen hier gedieh'n.

Jetzt von Perlen ſtolz umwunden
Sind die Thränen wohl zerfloſſen,
Die in bittern Leidensſtunden
Gram und Elend drauf vergoſſen.

Darum bitte ſtill ich nun,
Mögen dieſe zarten Waaren
Jeder Brüſt auf der ſie ruh'n,
Frommes Mitleid auch bewahren.

Grimma.

(Mel.: Helft Leutchen mir vom Wagen doch ꝛc.)

Im Thale, wo die Mulde fließt,
Da ſteht ein Städtchen fein,
Das Niemand wieder gern vergißt,
Der einmal da kehrt ein.
Ihr Alle, Alle kennt es wohl
Und ſeid ihm zugethan —
Drum ſchenkt nur all' die Gläſer voll
Und ſtoßt auf Grimma an.

Es lebte mancher brave Mann
Hier ſchon in alter Zeit.
Und Niemand iſt, der ſagen kann,
Daß es ihm hätt' gereut.
Der Doctor Luther, Gottes Wort,
Der war hier wohl vertraut,
Der holte ſich von Nimbſchen dort
Ja ſeine Jungfer Braut.

Da kam auch der Melanchton her
Und ließ sich's bene sein;
Ja, sagt er, in ganz Sachsen mehr
Gibt's nicht solch Städtelein.
Auch Vater Churfürst Moritz war
Dem Städtel gar zu gut,
Drum bracht' er hier 'ne ganze Schaar
Scholaren unterm Hut.

Von Hohnstädt ging der Seume fort
Und strampelte zu Fuß,
Von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort,
Bis hin nach Syrakus.
Doch selbst wo heiß die Sonne sticht,
Im tiefen Südenland,
Vergaß er dich, mein Grimma, nicht,
Und nicht den Muldenstrand.

Von Döben, wie ihr alle wißt,
Da gibt's ein „Guck in's Land"
So herrlich als nur eines ist
Im ganzen Sachsenland.
Und auf der Gattersburg, wer steht
Da nicht mit freiem Sinn,
Und sieht, wie still die Mulde geht
Zu seinen Füßen hin.

Der liebe Gott hat's überall
Zwar gut und brav gemacht,
Doch unser liebes Muldenthal,
Absonderlich bedacht.

Der Frühling iſt voll Blumenduft,
Der Herbſt von Segen ſchwer —
Die Nachtigall dazwiſchen ruft —
Und ſprecht, was will man mehr?

In Grimma gibt's drum frohe Leut',
Doch gute noch viel mehr,
Auf Grimma's froh und gute Leut',
Trinkt nun das Gläschen leer.
Und fragt mich jemand, ob da blüh'n
Auch Mägdlein hold und fein,
So ſprech' ich, guck' nur ſelber hin
Es wird Dich nicht gereu'n.

Alte Heimkehr.

Da ſteht das alte Vaterhaus,
Vor funfzig Jahren zog ich aus,
Weit in die weite Welt hinaus,
Ganz arm und jung und ganz allein,
Doch Gott war bei mir, Gott war mein.

Du grauer Giebel, alt und ſchwer,
Kennſt wohl das frohe Kind nicht mehr,
(Es iſt auch gar ſo lange her,)
Das von dem Gärtchen neben an
Gar oft geblickt zu dir hinan.

Wenn unſre Tauben, licht und weiß,
Dich rings umflatterten im Kreis,
Und wenn die Sonne, golden heiß,
Von Honigbienen ſtill umſchwärmt,
Dein altes grünes Dach gewärmt.

Die kleine Bank auch, tief im Gras,
— Was wirſt du altes Auge naß? —
Wo oft ich bei der Mutter ſaß,
Die lieb mich in die Arme nahm,
Wenn Abends heim der Vater kam.

Noch immer aus der Knospe bricht,
Wie einst das schöne Blumenlicht,
Das hold und freudig zu uns spricht;
Wie einsten blüh'n die Bäume schön —
Doch, die sie pflanzten, mußten geh'n.

Was hilft du mir, du Vaterhaus,
Der Vater schaut nicht mehr heraus,
Die Mutter trugen sie hinaus;
Was nützet uns ein Paradies,
Wenn unsre Liebe es verließ.

Wie zieht mich's denn so mächtig fort
Nach jenem stillen Friedensort —
Er ruht im Abendgolde dort —
Die alten Linden, ernst und schön,
Sie scheinen wohl mich zu versteh'n.

Dort unter Blumen träumen sie,
Die ich vergebens suche hier,
Dort unter Blumen find' ich sie —
Dort unter Blumen, hoffe ich,
Find't sich ein Plätzchen auch für mich.

Die schönste Gabe.

Wem Gott ein Herz zum Lieben gab,
Dem Schmerze wie der Freude offen,
Voll Glauben voll und voll von Hoffen,
Den hat das schönste Loos getroffen,
Dem ward der treuste Pilgerstab.

Froh wandelt er durch's Leben hin,
Mag sich der Pfad durch Wüsten winden,
Stets wird er wieder Herzen finden,
Die mit dem seinen gleich empfinden,
Und eins ist dann des Menschen Sinn.

Was Gott ihm beut, nimmt er mit Dank,
Verschmähet nicht das Gold der Trauben;
Und läßt sich nie den schönen Glauben,
Daß alle Menschen gut sind, rauben,
Die Bösen sind ihm ja nur krank.

Und wie ein Fluß durch Blumen fließt,
Krystallenrein und still vorüber,
So gleitet sanft das Leben über,
Bis es in Gott, der es gegeben,
Sich in die Ewigkeit ergießt.

O könnte mir ein Lied gelingen.

O könnte mir ein Lied gelingen,
Wie Gott es ſelbſt in's Herz mir ſchrieb,
Vor allen Thüren wollt' ich ſingen
Dies Gotteslied ſo gut und lieb —
Ich blieb bei jedem Herzen ſtehen,
Das arm und krank und klopfte an,
Und würde ehr' nicht weiter gehen,
Als bis man hätte aufgethan.

Die ſchwerſte Laſt, ſie wollt' ich wälzen
Von ihm durch dieſes Liedes Gruß,
Das härt'ſte Eis es ſollte ſchmelzen,
Wie bei des jungen Frühling Kuß —
Dann legt' ich ſtill von Gottes Segen,
Wie er in meinem Herzen ruht,
In's kranke, das in matten Schlägen
So leis und bange athmen thut.

Und wär' Geneſung ihm beſchieden,
So fleht' ich ſtill zum Himmelsſaal:
O Vater gib auch Deinen Frieden
Dem armen Herz nach langer Qual,
Dann bät' ich mir von Gottes Liebe
Auch Blumen — und mit dieſem Strauß
Schmückt ich das Herz, das einſt ſo trübe,
Wie einen Himmelsgarten aus.

Lebensgeschichtliche Umrisse.

Ich bin den achtundzwanzigsten September 1806 in Dresden geboren. Meine Mutter verlor ich bereits im vierten, meinen Vater im siebenten Jahre. Ich kann mich daher auf beide, namentlich an die Mutter, nur dunkel erinnern. So verlebte ich die frühesten Jahre meiner Kindheit in dem Hause meines Großvaters Lotzmann, welcher das Vorwerk Schönbrunnen in der jetzigen Antonstadt Dresden besaß. Noch deutlich entsinne ich mich jener kriegerischen Zeiten, wo die Kriegsvölker von halb Europa durch Dresden zogen. Namentlich war es das Jahr 1813, wo der Gasthof meines Großvaters mit fremdem Militär überfüllt war. An einem grauen Märznachmittage erschienen am Rande der Dresdner Haide die ersten Kosacken. Das Dresdner Publikum zog ihnen mit gefüllten Brandweinflaschen entgegen, wie ich später in meinem Romane 1813 treu geschildert habe. Mit den ersten Kosacken war ein herrliches Leben. Da sie große Kinderfreunde, stand ich auf bestem Fuße mit ihnen. Die Söhne des Urals setzten mich auf ihre kleinen Pferde, was mir großes Vergnügen machte. Noch besser stand ich mich aber bei den Herren Offizieren, die bei meinem Großvater im Quartier lagen. Da gab es häufig Bonbons und Zuckerbrezeln, und noch deutlich kann ich mich erinnern, wie ich dem spätern

kaiserlichen General-Adjutanten Benkendorf, der ebenfalls bei uns wohnte, auf den Knieen geritten. In unsrer Billardstube ward die Neustadt von den Franzosen an die Russen übergeben.

Noch ehe der Kriegssturm über das schöne Dresden dahin brauste, erschien mehremals in der Woche bei meinem Großvater, um die einkehrenden und Bier trinkenden Honorationen zu amüsiren, ein alter blinder Harfner, der damals bekannte und beliebte Melodieen und Lieder spielte und sang. Mein Lieblingslied, das mich mein ganzes Leben durchklungen und erwärmt hat, war:

„Wer es gut mit Gott und Menschen meint,
Der sei mein Liebling, der sei mein Freund!"

Bald erhielt ich vom Großvater selber eine kleine Harfe und sang und spielte mit dem alten blinden Niklas um die Wette. Auch einiger beliebter Gassenhauer aus jener Zeit entsinne ich mich noch, welche die damalige Stimmung in Sachsen wiedergeben mögen, z. B.:

„Wir marschiren nach Preußen 'nein,
Nehmen die preußischen Festungen ein."

Ferner:

„Großer Kaiser Napoleon,
Verschreibe uns eine Contribution."

Ferner:

„Die Franzosen haben die Schlacht gewonnen,
Es werden bessere Zeiten kommen."

Selten ist wohl ein Kind an Weihnachtheiligenabenden so reich beschenkt worden, wie der Schreiber dieser Zeilen in den frühesten Jahren seiner Kindheit.

Ich bekam nämlich vom Großvater beſcheert, von zwei Oheimen und auch von mehren unſerer Stammgäſte. Das war ein Lichterglanz.

Ich kehre zu den kriegeriſchen Ereigniſſen des Jahres 1813 zurück. Noch höre ich den dumpfen Donner, als der von den Franzoſen geſprengte Pfeiler der Dresdner Elbbrücke zuſammenbrach. Nachdem die ruſſiſche Armee Dresden verlaſſen, ward es etwas ſtiller; aber die Ruhe währte nicht lange. Wenige Tage nach der Lützner Schlacht waren die Ruſſen wieder da und bald darauf die Franzoſen. Da ich hörte, daß die Ruſſen auf der Retirade begriffen, ſo konnte ich mich nicht genug wundern, wie ruſſiſche Offiziere noch Billard ſpielen konnten. Ich dachte mir, bei einer Retirade müſſe Alles über Hals über Kopf davon laufen. Eines Tages bemerkte ich, wie ſich über der Dresdner Haide der ganze Himmel röthete. Es war die Stadt Biſchofswerda, welche von den Franzoſen in Brand geſteckt worden war. — Nun kam die Schlacht bei Bautzen. Auf Wagen und Schiebeböcken wurden die Verwundeten bei unſerm Gaſthofe vorübergefahren. Während des Waffenſtillſtandes war unſer Haus überſchwemmt von Kriegsvolk und es gab viel zu ſehn. Am Waldeseingang hatte die junge Garde ein Lager bezogen, das aus lauter grünen zierlichen Baracken beſtand und ſich ganz allerliebſt ausnahm. Auch bei uns lag junge Garde im Quartier. Da kam denn wiederholt der Mann mit dem kleinen Hütchen vorbei geritten, dem ſtets eine lange glänzende Suite folgte. Viermal habe ich auf dieſe Weiſe den großen Napoleon geſehen.

Da man allgemein glaubte, daß der Angriff von Seiten der Alliirten auf Dresden vom rechten Elbufer erfolgen werde, wodurch unſere Wohnung alſo

mitten aufs Schlachtfeld gerathen wäre, so zog ich mit einer Tante zu einer befreundeten Familie auf die Wilsdruffer Gasse in Altstadt Dresden. Später wohnten wir auch eine kurze Zeit in der Neustadt. Als durch den Beitritt Oesterreichs es keinem Zweifel mehr unterlag, daß der Hauptangriff auf die Residenz von der Altstadt her drohte, wurde ich zu meiner Familie nach Schönbrunnen zurückgebracht. Nichtsdestoweniger ließ uns eines Sonntags der die große Schanze am damaligen schwarzen, jetzt Bautzner Thore befehligende sächsische Artillerieoffizier, welcher mit meinem Großvater befreundet war, herausfagen, wir möchten uns auf das Schlimmste gefaßt machen und auf die Flucht bedacht sein, denn er habe Befehl, so bald sich die Alliirten von der Neustädter Seite her zeigten, die Häuser des Neuen Anbaus, die jetzige Antonstadt, in Brand zu schießen. Zum Glück kam es nicht zu diesem Aeußersten. Noch kann ich mich des berühmten Feuerwerks besinnen, das am zehnten August 1813 zur Feier von Napoleon's Geburtstag abgebrannt wurde. Wegen des bald ablaufenden Waffenstillstandes ward nämlich der funfzehnte August fünf Tage früher gefeiert. Ein paar Regimenter junge Garde schossen Leuchtkugeln.

Bald aber begann wieder der furchtbare blutige Ernst. Die Donner der Schlacht bei Dresden rollten durch den trüben regenvollen Himmel. Noch erinnere ich mich der durch den Nebel von den Räcknitzer Anhöhen herabblitzenden Batterien. Entsetzlich war das Loos der zahlreichen Gefangenen, die in alle Kirchen Dresdens eingesperrt wurden. Das Gäßchen neben der Neustädter Kirche hatte man mit Brettern verschlagen und auch diesen Raum mit Gefangenen angefüllt. Zwischen den Spalten der einzelnen Bretter

bettelten Hunderte von Händen hervor nach einem Biſſen Brot.

Ueberhaupt begann nach der Dresdner Schlacht und nach den verlornen Schlachten von Jüterbock, an der Katzbach und bei Culm eine ſehr traurige Zeit für die Bewohner Dresdens. Die Hungersnoth erreichte eine furchtbare Höhe. Dabei wüthete das Nervenfieber ſo ſchrecklich, namentlich in den Hospitälern, daß ganze Wagen von Todten nach den Kirchhöfen gefahren wurden, wo man ſie in große Gruben begrub, und um die Verweſung zu beſchleunigen, die einzelnen Lagen der Leichname mit Kalk überſchüttete. Das Elend ward immer größer. In dem Hauſe meines Oheims, des unlängſt verſtorbenen Amtscaſſirers Stolle, das unfern von Schönbrunnen gelegen war, lag ein höherer franzöſiſcher Offizier im Quartier. Eines Tages ſah ich, wie die Schildwache vor ſeiner Thür mit der Hand in einem Kehrichthaufen wühlte und ſich einige Broſamen heraus ſuchte. Der Adjutant dieſes Offiziers war ein bildſchöner junger Mann, in welchem ſich das ganze weibliche Perſonale des Hauſes verliebt hatte; wenigſtens wo ich hinhörte, war nur von ihm die Rede. Da kam ein Sonnabend. Der Adjutant war wie gewöhnlich ausgeritten, kehrte aber nicht wieder heim. Eine feindliche Kugel hatte ihn in der Nähe der Dresdner Schiffmühle getödtet. Als Gouvion Saint Cyr, welcher in Dresden das Commando führte, ſich durchſchlagen wollte, um ſich mit den übrigen franzöſiſchen Beſatzungen der Elbfeſtungen zu vereinigen, erſchien der höhere Offizier, ich glaube, er hieß Graf Lynar, vor dem oben genannten Oheim. Zwei ſeiner Diener ſchleppten einen ſchweren Koffer. „Fall's kommen Koſack — Alles Ihr," ſprach er in gebrochnem Deutſch, „und komm ich

nicht wieder, behalten.“ Der Koffer ward nun an einen der sichersten Orte des Hauses geschafft; aber bereits den folgenden Tag war der Eigenthümer wieder da. Den Franzosen war es nämlich nicht gelungen, sich durchzuschlagen und die Vereinigung zu bewerkstelligen. Nicht ohne ansehnlichen Verlust rückte die Garnison am Abende in Dresden, das sie am Morgen verlassen, wieder ein, und zwar in aller Stille. In Folge dieses mißlungenen Ausfalls stieg aber die Noth wo möglich noch höher. Das große Vorwerk Schönbrunnen war endlich mit Einquartierung so überfüllt, daß gegen sechshundert Mann in den Gebäuden lagen. An eine Verpflegung war natürlich nicht mehr zu denken, da alle Vorräthe längst aufgezehrt waren. Thüren, Fensterläden und selbst Fensterrahmen dienten zu Feuermaterial. Oft saß ich mitten in dieser sehr niedergebeugten Soldateska und erinnere mich des Verses, der mit sehr trübseliger Miene gesungen ward:

„Nix a Schnaps — nix a Bier
Ist a miserable Quartier.“

Auf dem Neustädter Gottesacker war die Zerstörung so weit gegangen, daß man die Särge aus den Grüften holte, die Leichname herauswarf und das Holz an den Wachtfeuern verbrannte.

Meine großväterliche Familie vermochte es endlich im eignen Hause, das vom Erdgeschoß bis unter's Dach von Militair in Beschlag genommen war, nicht länger auszuhalten. Sie zog in das oben erwähnte Haus Stolle's, wo in der einzigen Stube, die hier noch militairfrei war, an ein Dutzend Personen zusammen wohnten, da eine befreundete geflüchtete Försterfamilie sich ebenfalls eingefunden hatte. Oft fehlte es hier an den nur nothdürftigsten Lebensmitteln, da

keine Viertelstunde weit die Kosacken eine Kette bildeten und für Dresden keine Zufuhr durchließen. So mußte auch ich, der Liebling des guten Großvaters, eines Abends hungrig zu Bette gehen, bis noch ganz spät eine gute Fee erschien und mir etwas Eßbares in den Mund stopfte. Welcher Jubel entstand daher in der kleinen enggedrängten Colonie, als eines Tages in grauer Abenddämmerung der gute Traugott kam und unter dem Mantel zwei mächtige Bauernbrote hervor langte. Traugott war der Hausknecht meines Großvaters und aus einem Dorfe in der Dresdner Haide gebürtig. Da auf Schönbrunnen jegliche Wirthschaftsführung ihr Ende erreicht hatte, war Traugott nach seinem Dorfe zurückgekehrt. Hier vernahm der treue Bursche von der Noth seiner Herrschaft, er belud sich mit zwei großen Broten, schlich mit Lebensgefahr durch die feindlichen Posten und langte wohlbehalten mit seinem so höchst erwünschten Proviant bei uns an.

Endlich schwieg der böse Krieg. Als mein Großvater den erlittenen Schaden, für welchen Vergütung versprochen war, zusammen rechnete, kam die Summe von dreizehntausend Thalern heraus, und da der alte Lotzmann ein durchaus redlicher Mann war, hatte er gewiß nicht über die Gebühr angesetzt. Die versprochene Vergütung ist jedoch nicht erfolgt.

Bereits im Anfange des Jahres 1814 starb mein Großvater, der Gasthof wurde verpachtet und ich zog nun zu dem Onkel Stolle, der die verlassene Waise, da er selber keine Kinder hatte, an Kindesstatt annahm und dessen Namen ich aus Dankbarkeit führe.

Mein Vater selbst hieß Johann Gottlieb Anders und war früher königlicher Hofpostillon. In Folge eines Augenübels ward er pensionirt und lebte im

Hause seines Schwiegervaters Lotzmann. Er starb im März 1813 am Nervenfieber. Noch entsinne ich mich, daß er mir erzählte, wie er oft den alten König von Sachsen, Friedrich August den Gerechten, gefahren, und dieser ihm zugerufen: „Fahr' zu, Anders, daß uns Anton nicht einholt.' Anton war bekanntlich der Bruder des verehrten Fürsten und der spätere König Anton. — Ein anderer Scherz meines Vaters war, daß er häufig zu mir sagte: „Ich heiße alle Tage anders." Auch ich habe schon manche Leute stutzig gemacht, wenn ich ihnen heilig betheuerte, daß ich eigentlich nicht Stolle heiße, sondern Anders. Nun, wie denn? war die jedesmalige Frage. Nun — Anders! — Mein geliebter Bruder, der zehn Jahre älter als ich, und der als Militairoberarzt in Zwickau lebt, führt letzteren Namen.

Der erste Schulunterricht begann anfangs in zwei Sammelschulen, später auf der Neustädter Bürgerschule, die unter der Leitung des hochverdienten und erst vor Kurzem verstorbenen Rector Auger stand. Noch jetzt erinnere ich mich mit innigem Danke des vortrefflichen Unterrichts, den ich auf dieser Anstalt genossen. Er ist für meine ganze Lebenszeit von dauerndem Nachhalt geblieben.

An unsern Garten grenzte ein Stück Feld, das gewöhnlich mit Kartoffeln besteckt wurde. Sobald aber diese wohlthätige Frucht zur Reife gelangte, fanden sich gar häufig nächtlicher Weise Liebhaber ein, die nicht eben beitrugen, den Segen der Ernte zu vermehren. Was blieb da übrig? Onkel Stolle und Ferdel — unter dieser Abkürzung meines Taufnamens ward ich in frühester Jugend gerufen — mußten Nachts wachen. Wir bauten uns eine Hütte und bewaffnet mit einem alten Karabiner — die einzige

Reliquie aus dem Franzoſenkriege —, der von Zeit zu Zeit, um die Kartoffelliebhaber von unſrer Wachſamkeit außer Zweifel zu laſſen, abgebrannt wurde, begaben wir uns in den milden Spätſommernächten auf die Wache. Da zogen denn die ewigen Sterne in ſtiller Pracht von Horizont zu Horizont, und meine Blicke waren vorzugsweiſe auf ſie gerichtet. Da mein Oheim in der Sternkunde nicht ganz unerfahren und ihm eine Anzahl Sterne dem Namen nach bekannt waren, ſo gewährte dieſes Studium bald eine prächtige Unterhaltung. Eine alte Sternkarte von Bode half weiter, und ſo ward ich denn mit dem Firmament bald ziemlich vertraut, von der ſchönen Wega, dem funkelnden Arctur an, bis zu den mir damals ſehr drollig klingenden Sternen Zubenelgenubi, Zubenaſchamali, Zubenhakrabi im Bilde der Waage. Mein ganzes Leben ſind mir daher jene Sterne aus der Jugendzeit treue und freundliche Begleiter egblieben. Jede Sternennacht war mir ein Buch des Himmels, worin ich las, und nie iſt mir die Zeit lang geworden, wenn ich in nächtlicher Stille unter den Sternen dahin gegangen. Selbſt in munterer Geſellſchaft unterhielt ich mich lieber mit den Begleitern dort Oben, als mit denen auf Erden. Vor Allem gern theilte ich meine Gelahrtheit abendlichen oder nächtlichen Begleitern mit, lehrte ſie die gerade über dem Horizonte befindlichen Planeten kennen und wie man auf leichte Weiſe den berühmten Polarſtern oder die Cynoſura auffinden könne, und freute mich ſtets ungemein, wenn ich den Sinn für die erhabenſte aller Wiſſenſchaften erwecken konnte.

Eine andere Liebhaberei meines Oheims war der fröhliche Weinbau, da er ſelber inmitten der Weinberge in der Nähe von Meißen aufgewachſen war.

Diese Passion theilte sich auch mir bald mit. Wir legten in unserm ziemlich geräumigen Garten Weingelände an und pflanzten Weinstöcke, und hatten so das ganze Jahr unsre Freuden und Leiden, doch erstere weit mehr als letztere. Keine Pflanzen- und Baumcultur kann wohl ein mannigfacheres Interesse darbieten, als der edle Weinbau. Vom keimenden Frühlinge, wo die ersten hoffnungsreichen Augen hervortreten, bis zum grauen Spätherbst, wo das Holz reif wird, welche zahlreiche interessante Momente! Bald darf es nicht frieren, bald nicht regnen, bald ist wieder andauernde Trockenheit nichts nütze. Servatius, Pankratius, Vitus, Medardus, als welch gefürchtete Gäste ziehen diese sogenannten Weinräuber vorüber. Wie schaut der Blick des besorgten Weinbauers an den Vorabenden der genannten Tage zum Himmel, bald Wolken, bald heiter Wetter herbei wünschend.

Wir erbauten in unserm Garten nach einigen Jahren bald so viel Weintrauben, daß es nicht möglich war, dieselben zu verzehren, so viel auch gute Freunde und die Sperlinge dabei halfen. Da stieg in uns der kühne Gedanke auf, selbst zu pressen und Wein zu machen. Welche Götterlust für mich. Gedacht, gethan. Die nächste Weinlese ward feierlichst von mir eröffnet durch drei Schüsse aus dem alten Karabiner, wo ich natürlich kein Pulver geschont und tüchtige Pfröpfe drauf gesetzt hatte. Im ersten Jahre unsrer Weincultur waren wir noch nicht im Besitze einer Weinpresse. Wir halfen uns durch Fässer, Bretter und Steine, um den süßen Most hervorzupressen. Als wir aber eines Sonntags vom Spaziergange nach Hause kamen, war unsre kunstreiche Maschinerie zusammen gebrochen und eine ganze Unterstube mit dem süßen Naß getränkt, so man Most nennt. Nichts

deſtoweniger erbauten wir dieſes erſte Jahr einen viertel Eimer Wein. Im nächſten Herbſte wanderte aber eine hübſche Weinpreſſe in's Haus und wir brachten die Ernte auf drei viertel Eimer. Der Segen wuchs von Jahr zu Jahr, ſo daß wir in einem preiswürdigen Weinjahre neun Eimer erbauten. Dieſer ſelbſt gewonnene Wein ſchmeckte uns ganz vortrefflich, wenigſtens bekam man kein Kopfweh davon.

Bereits im vierzehnten Jahre, 1820, ſchrieb ich meine erſte Erzählung, welche den Titel führte: Karl, oder der böſe Huſar. Des Inhalts kann ich mich nicht mehr entſinnen. Zwei Jahre ſpäter entſtand das erſte Gedicht, Mutius Scävola, deſſen Verfertigung mich ſehr glücklich machte. Der erſte Vers, der auf keine poetiſche Zukunft hindeutete, lautete:

„Gehüllt in etruriſches Gewand,
Ging Mutius zu Cluſiums König,
Beſeelt aus Liebe zum Vaterland,
Wagt' er für die Freiheit nicht wenig."

Da ich auf der neuſtädter Bürgerſchule mit noch ein paar poetiſchen Gemüthern bekannt worden, ſo entſtand im Jahre 1823 unter uns ein wahrhaft poetiſcher Wettkampf. Der Eine gab „Myrthenkränze" heraus, der Andere einen „Freundſchaftsbund", der Verfaſſer dieſer Lebensſkizze „Wieſenblumen", alles poetiſche Wochenblätter, die wir unter den Mitſchülern circuliren ließen. Endlich vereinigten ſich die zerſtreuten Kräfte unter Einer Redaction, und es entſtand die Wochenſchrift „Frühlingsblüthen", ebenfalls als Manuſcript für Freunde, das wohl über zwei Jahre lang mit ſeltner Beharrlichkeit herausgegeben wurde und zu der Stärke von fünf ziemlich ſtarken Bänden anwuchs.

Oſtern 1827 bezog ich die Kreuzſchule, welche da-

mals unter der tüchtigen Leitung des verdienten Rector Gröbel ſtand. Die belebenden realiſtiſchen Studien der Bürgerſchule wurden durch das Erlernen der alten Sprachen faſt gänzlich in den Hintergrund gedrängt. Ich gab mich letzteren mit weit weniger Liebe hin, als ich bisher Mineralogie, Botanik, Phyſik, Mathematik getrieben und habe es daher auch mein Leben lang in den alten Sprachen zu nichts Bedeutendem gebracht. Je weniger aber meine griechiſchen und lateiniſchen Leiſtungen der Zufriedenheit der Lehrer entſprachen, deſto mehr wurde meinen deutſchen Arbeiten Aufmerkſamkeit, Anerkennung und Aufmunterung zu Theil. Namentlich war es der M. Wiliſch, jetzt Pfarrer unfern Dresden, der mich in meiner Lieblingsneigung ermunterte, und ſelbſt der ſonſt ſtreng philologiſche Gröbel, meine Mangelhaftigkeit in den claſſiſchen Studien mit milder Nachſicht überſehend, ſprach ſich wiederholt freundlich über meine ſchwachen poetiſchen Leiſtungen aus. In einer Ausarbeitung, die mir als Tertianer aufgegeben wurde und die den damaligen griechiſchen Freiheitskampf behandelte, lieferte ich, wo meine Mitſchüler ſich höchſtens auf fünf bis ſechs Seiten verſtiegen, ein complettes melodramatiſches Machwerk, acht enggeſchriebene Bogen ſtark, ein. Hier verſuchte ich mich bereits ſtellenweiſe in Jamben und ſchloß die erſte Abtheilung mit den von dem Genius von Griechenland geſprochenen Worten:

„O wer den großen, den ſchönen Tag erlebte,
Den Freiheitsmorgen ſähe aus dem Oſten
Emporſich wölben an dem Himmelszelte!
— O Wand'rer, zu ſchöner Stunde biſt
Du eingetroffen, zu Großen hat das Schickſal
Dich beſtimmt — mir ſagt's die innre Stimme.
Drum weile, weile auf den Höhen dort,
Und wenn ſich friſch belaubt

Der Oelbaum, der auf Trümmern trauert,
Und Kreuzesfahnen in den Thälern wehen,
Und nicht mehr winken blutig jene Monde,
Und auf des Mittelmeeres Inselwelt
Die Freudenfeuer lustig zu den Wolken
Auflodern festlich in vereinter Gluth,
Und nicht mehr ich in dieser Halle weile,
Im Thale aber kämpfe für mein Volk —
Dann ist er da der große Tag der Freude.
Dann gürt' auch du das Schwert dir um die Lenden
Und hilf den Kampf für Freiheit schön vollenden!"

Es war am 27. April 1826 als ich in der Abenddämmerung mit einem in das Geheimniß eingeweihten poetischen Freunde eine sauber auf's Reine geschriebene Erzählung, nebst einem Briefe an die Redaction der „Abendzeitung", worin ich bat, im Falle der Nichtaufnahme, mir solche durch eine Notiz anzudeuten, da ich nicht den Muth hatte, meinen Namen zu nennen, in die Arnoldische Buchhandlung trug. Ich und mein Freund glaubten, die Abendzeitung werde in Entzücken gerathen über diese Erzählung, zumal der Verfasser auf jedes Honorar Verzicht leistete, als nach wenigen Tagen die niederschmetternde Notiz erschien: „Die unterm 27. April eingeschickte Erzählung kann nicht aufgenommen werden." Nach einigen Jahren fand ich diese Nichtaufnahme ganz in der Ordnung, aber damals war sie mir außerm Spaße und stürzte mich aus allen meinen Himmeln. Ich war zurückgeschreckt für geraume Zeit und erst im Herbste selbigen Jahres wagte ich einen neuen Angriff auf die „Abendzeitung", aber diesmal nicht in Prosa, sondern in Gedichten. Und siehe — wer beschreibt mein Entzücken — bereits nach einigen Tagen befand sich eins der Gedichte gedruckt in dem genannten Journal. Das „Leben ein Traum" hieß das erste Kindlein

meiner Muse, welches die Oeffentlichkeit erblickte. Nichts geht einem jungen poetischen Gemüthe über die Freude, sich das erste Mal gedruckt zu sehen, an zahlreichen Orten auszuhängen und von Hunderten und Tausenden gelesen zu werden. Ich konnte die nächstfolgende Nacht kein Auge zuthun.

Bevor ich die Universität Leipzig bezog, um die Rechte zu studiren, nahm ich noch ein halb Jahr Privatunterricht bei dem wackern M. Beger, dem jetzt so verdienstvollen Director der Neustädter Realschule.

Es war ein wunderschöner Frühlingstag, als ich die Heimath verließ und in der sechssitzigen Locomotive des Lohnkutschers Winkelmann auf der Straße nach Leipzig dahin steuerte. Ueber die Blüthen des Mai's ruhte eine stille Trauer. Am fünften selbigen Monats war der hochbetagte Friedrich August der Gerechte, der geliebte Vater seines Sachsenlandes zu seiner Ruhe gegangen, und weithin durch die milde blaue Frühlingsluft weinten über Stadt und Land die Glocken dem Heimgegangenen nach. Auch ich hatte mein Scherflein der Trauer um den geliebten Todten in einem Gedichte in der „Abendzeitung" beigesteuert, dessen zwei ersten Verse, die mir noch im Gedächtniß, also lauteten:

„Was weint so bang die Glocke durch die Lüfte,
Das ist nicht Festtags heiliger Feierklang,
Wie heißt der Schmerz, der auf des Landmanns Trifte,
Wie im Palast gleich tief zu Herzen drang?
Vergebens haucht der Frühling Blumendüfte,
Vergebens tönt der Lerche Frühgesang;
Nur unter Thränen hör' das Wort ich sagen:
Den Vater hat man uns zu Grab getragen.

„Der gute Vater war's vom Sachsenlande,
Des treuen Sachsenvolkes treuster Freund,
Der sechzig Jahre liebend wob die Bande,

Die mit den Seinen ihn so eng vereint;
Drum Niemand ist, der ihn nicht Vater nannte,
Nicht Thränen dem Dahingeschiednen weint,
O Vater, wo dir solche Thränen fließen
Kann man von Thränen auf die Liebe schließen."

Das erste Halbjahr wollte mir es in der Musenstadt nur wenig gefallen. Es war nicht das innige gemüthliche Leben wie in der schönen Heimathstadt. Dazu die trostlos ebene Gegend, kein schönes Glockengeläut, kein majestätisch dahin wallender Elbstrom mit seinen Weingebirgen an den Ufern. Wie froh klopfte daher das Herz, als die ersten Herbstferien heran dämmerten und nach einer langen Nachtfahrt die heimathlichen Berge bei Meißen aus dem Nebel traten und die Elbe wieder ihren breiten glänzenden Rücken zeigte.

In diesen ersten schönen Herbstferien, die ich ganz der Lectüre und den Musen widmete, ward ich zuerst mit Jean Paul bekannt. Ich las und beseligte mich an dessen Hesperus. In dieselbe Zeit fällt auch die Anlegung eines Tagebuches, das ich ununterbrochen vierzehn Jahre lang und oft ziemlich ausführlich geführt habe und das ich oft in stiller Stunde noch heute mit vielem Interesse zur Hand nehme.

Noch schöner als die Herbstferien waren nach einem ziemlich prosaischen Winter in Leipzig die ersten Frühlingsferien. Sie wurden durch das Lesen von Jean Paul's Flegeljahre und dessen Autographie wahrhaft verklärt. Ich entsinne mich noch, wie ich an einem wunderschönen zweiten Pfingstmorgen, ein Heftlein aus Jean Paul's Leben in der Tasche, in heiliger Frühe nach den nebeldampfenden loschwitzer Bergen hinauswanderte und an der Hand des größten Lieblings der Musen in der reichblühenden Natur schwelgte.

Der zweite Winter in Leipzig war weit angenehmer als der erste. Ich hatte mit noch vier studirenden dresdner Freunden fast die ganze Mansardenetage eines Hauses auf dem neuen Neumarkt gemiethet, wo wir, zuweilen in edler Gütergemeinschaft, ein höchst vergnügtes, gemüthliches und poetisches Dasein führten. Da wir ein Pianoforte besaßen, so ward gespielt, gesungen, getanzt, gefochten, Kaffee und Cacao gekocht in nicht weniger den fünf Maschinen, fidelisirt, Theater gespielt; aber das edle Jus wollte unter obwaltenden Umständen und mannigfachen Zerstreuungen, wozu zahlreiche Tanzvergnügungen kamen, ebenso wenig munden als gedeihen. Letzteres sollte erst in den folgenden Semestern geschehen, wo die Messieurs les cinq zu der Ueberzeugung gelangten, daß eine lokale Seperation zwar der Geselligkeit wenig förderlich, aber dem ernstern Studium um so ersprießlicher sei.

In poetisch-productiver Thätigkeit war in den ersten Universitätsjahren, mit Ausnahme einiger Gedichte, gar nichts geworden. Erst in dem Revolutionsjahr 1830 erwachte die Muse von Neuem und ich sah mich zum ersten Male auch in ungebundener Rede gedruckt. Es geschah dies in der Zeitschrift „Merkur", welche unter Philippi's Leitung damals in Dresden erschien. Der Aufsatz behandelte in theils poetischer, theils humoristischer Haltung das Leben von Elbflorenz.

Da ich inzwischen mit Carl Herloßsohn, dem Redacteur des „Cometen", befreundet worden, arbeitete ich für die genannte Zeitschrift, so wie auch für die „Abendzeitung", das „Mitternachtblatt" u. a. In Folge der sächsischen Septemberrevolution erschien mein erstes selbstständiges Opus, ein sehr langes Gedicht unter dem Titel: Sachsen und seine Fürsten,

Worte des Friedens und der Versöhnung nach stürmischer Zeit. Dieses Werkchen erschien bei dem Buchdrucker Glück, so daß ich in Wirklichkeit sagen kann, ich habe meine Buchmacherei mit Glück begonnen. Ich erhielt das erste Honorar, bestehend aus drei Thalern, für welche ich mir sofort Holz kaufte, denn die Jahreszeit war bereits sehr weit vorgeschritten.

Nachdem ich Naturrecht bei dem leider zu früh verstorbenen Richter, Geschichte bei Pölitz und Wachsmuth, Anthropologie bei Heinroth, Chemie bei Erdmann, Institutionen und Pandecten bei Otto, Kirchen- und Lehnrecht bei B. Schilling, Prozeß bei Günther und einige andere Vorlesungen gehört hatte, vertheidigte ich unter dem Vorsitze des verehrten Domherrn Schilling die Thesis: „Actioni pigneratitiae triginta annis praescribitur" gegen die Gebrüder Nauwerk aus Dresden. Aber trotzdem, daß ich mich nicht ohne Eifer der juristischen Studien befliſſen, lebte in mir doch kein wahrer Beruf für diese Wissenschaft. All meine Liebe und mein Streben war literarischen und hauptsächlich schöngeistigen Erzeugnissen zugewendet. Mit großem Mißbehagen erkannte mein Pflegevater in Dresden, der mich im Geiste schon als preiswürdigen Amtsactuarius erblickte, daß in mir keine rechte Freudigkeit für das Brotstudium vorhanden sei. Es entstanden darüber Differenzen, deren nächste Folgen waren, daß mir alle Subsistenzmittel ausblieben und ich zu eignem Erwerb hingedrängt wurde. Ich emancipirte mich also von der Heimath, hing die Jurisprudenz an den Nagel und suchte mir durch die Feder mein Brot zu erwerben. Anfangs ging es freilich etwas knapp, aber bald machte sich die Sache. Ich schrieb Broschüren, zum Theil politischer Natur, wozu die da-

maligen aufgeregten weltgeschichtlichen Zustände hinreichenden Stoff darboten. Auch eine Mystification erschien damals von mir, wo ich in einer Broschüre nachzuweisen suchte, daß die Cholera, welche die Welt alarmirte, von den Jesuiten geleitet und zu ihren Zwecken benutzt werde. Es ist mir heute noch ein Räthsel, daß die Polizeibehörde damals an diesem ganz ernst gehaltenen Schriftchen keinen Anstoß genommen. Jetzt, fünfundzwanzig Jahre später, möchte ich so Etwas nicht veröffentlichen.

Mein erstes größeres Werkchen, das im Jahre 1831 bei Kollmann erschien, war eine lyrische Anthologie, unter dem Titel: Blüthen und Perlen, die herrlichsten der ächten deutschen Lyrik. Das Jahr darauf erschien bei demselben Verleger eine Sammlung dichterischer Erzeugnisse in gebundener und ungebundener Rede. Sie führte den Namen „Stella", und wurde von der Kritik nicht unfreundlich begrüßt. Zu derselben Zeit erhielt ich die Leitung der damaligen „Sachsenzeitung", eines Blattes, daß sich leider nur zu häufig in Persönlichkeiten gefallen und daher keines freundlichen Rufs sich zu erfreuen hatte. Ohne meinen Namen dabei zu veröffentlichen, wirkte ich hier mehr negativ, indem ich die Persönlichkeiten abzuwehren und dadurch dem Blatte eine edlere Haltung zu geben bemüht war. Im Jahre 1833 erschien abermals eine kleine Novellen- und Gedichtsammlung. Sie führte die Aufschrift: „Nacht und Morgen", und erschien bei Otto Wigand. Auch an einer literarischen Jugendsünde sollte es nicht fehlen. Ein Leipziger Buchhändler forderte mich auf, ein Buch über das damalige Leipzig zu schreiben und darin so schonungslos wie immer möglich alle Gebrechen in das verdiente Licht zu stellen. Als junger,

unerfahrener Scribifax ging ich sofort an die Arbeit und mancherlei Gerede, so ich ganz öffentlich in Restaurationen und Wirthschaften hatte erzählen hören, schrieb ich im guten Glauben, daß es die Wahrheit sei, nieder. Namentlich kamen einige sehr naseweise Bemerkungen über die frühere städtische Behörde, die in Folge der Bewegung des Jahres 1830 abgetreten war, in dem Buche vor. Die Schrift selbst ward im Altenburgischen unter sehr freisinniger Censur gedruckt, aber kaum waren acht Bogen fertig, als der Stadtrath in Leipzig Kenntniß davon erhielt und den literarischen Embryo mit Beschlag belegte. Ich mußte meine jugendliche Unerfahrenheit und Vorlautigkeit mit zehn Thalern büßen und zwar „von Rechtswegen", wie das Urtheil lautete. Ich arbeitete das Buch später um und es erschien bei Otto Wigand unter dem Titel: „Das Neue Leipzig." Aber der Unstern waltete einmal über diesem Buche. Da es wünschenswerth erschien, daß auch das Dresdner Publikum hinsichtlich dieses „Neuen Leipzig's" in's Interesse gezogen werde, so sollten eine Anzahl Bogen der Residenzstadt gewidmet sein. Ich übertrug diese Arbeit einem Dresdner Landsmanne und Freunde. Er lieferte den Beitrag unter dem Titel: „Dresden, eine Kreuzthurminspiration", handelte in den ersten Kapiteln, die ich, da der Druck drängte, flüchtig durchlas, in höchst unschuldiger Weise über Dresdner Musik, Geistlichkeit, Mädchen, so daß ich, ohne das Heft ganz zu Ende zu lesen, es in die Druckerei gab. Es passirte auch wohlbehalten die Censur; kaum aber war das Buch erschienen, als der hinkende Bote nachkam. Mein Freund hatte nämlich in einem der spätern Kapitel, das ich im Manuscripte gar nicht beachtet, nachdem er dem ältern Offizierstande alle An-

erkennung zukommen lassen, über den jüngern Offizierstand auf eine Art gesprochen, die schlechterdings nicht zu rechtfertigen war und mich wahrhaft mit Schrecken erfüllte, als ich in Folge des allgemeinen Lärmes endlich die betreffende Stelle im Buche selber nachlas. Ich gab zwar in der Leipziger Zeitung die Erklärung, daß die böse Stelle, die mein Gefühl selber beleidigte, ohne mein Wissen und Willen in dem Buche stehen geblieben; aber welcher Uneingeweihte konnte das glauben, da ich auf den Titel als Herausgeber genannt und für dessen Inhalt folglich in jeder Beziehung verantwortlich war. Der arme Censor, der wahrscheinlich mit derselben Oberflächlichkeit, und wie ich, keine gefährliche Klippe ahnend, das sonst höchst unschuldige Manuscript durchblättert hatte, verlor sein Censoramt, und das „Neue Leipzig" selbst ward verboten.

Es war im Juni des Jahres 1833, ich saß lesend auf dem literarischen Museum, als Freund Ernst Ortlepp zu mir trat und mich benachrichtigte, daß der bekannte Hofrath Philippi nach Leipzig gezogen, welcher beabsichtige, ein literarisches Oppositionsblatt herauszugeben; er suche Mitarbeiter und ich sollte mich doch daran betheiligen. Ich ging zu Philippi und wir wurden bald bekannt. Ich mußte eine Probearbeit liefern, worauf er mir sofort den „Zeitungsboten" übertrug, ein politisches Beiblatt zu der bekannten „Ameise", die er damals herausgab. Er lud mich den nächsten Sonntag zu Tische und nach der Mahlzeit gingen wir spazieren gen Schönfeld. Hier frug er mich, ob und wie viel ich Schulden habe? Ich bekannte offenherzig; die Summe betrug einige achtzig Thaler. Er sagte, ich solle sämmtliche Schuldner zu ihm schicken, er wolle die

Zahlung übernehmen und zu meinem Besten vielleicht Etwas abhandeln. Wer war glücklicher als ich. Nach Jahren mit einem Male ganz schuldenfrei dazustehen, welch ein beglückendes Bewußtsein. In der That handelte auch Philippi einen kleinen Theil der Summe ab, indem er sofort baar bezahlte, den Gläubigern meine Verhältnisse vorhielt und sie bat, Nachsicht zu üben. Ich war also jetzt alleiniger Schuldner von Philippi, der mir auch bald hinreichend Gelegenheit und Beschäftigung darbot, die Summe nach und nach abzuarbeiten. Kurze Zeit darauf kaufte dieser sehr unternehmungslustige Mann die ehemalige Göschen'sche Druckerei in Grimma und machte mir den Vorschlag, ob ich ihn dahin folgen und die Redaction des „Zeitungsboten" und „Literarischen Hochwächters" übernehmen wollte. Der Gedanke, vollkommen sorgenfrei in dem reizend zwischen Waldbergen, am Ufer der sanftblauen Mulde gelegenen Landstädtchen zu verleben, hatte etwas ungemein Anziehendes für mich. Ich sehnte mich aus dem wenig erquicklichen Dasein in Leipzig heraus und gab daher Philippi meine Zusage.

Am 11. Februar 1834 in später Abendstunde hielt ich in Begleitung eines Schul- und Universitätsfreundes, dem ich ebenfalls Beschäftigung in der Philippi'schen Buchhandlung verschafft hatte, meinen bescheidnen Einzug in dem freundlichen Muldenstädtchen. Ich wohnte anfangs mit dem erwähnten Freunde bei Philippi, wie wir auch an seinem Tische aßen. Bald entfaltete sich mir ein neues, ungemein angenehmes und meiner gemüthlichen Natur ganz entsprechendes Leben. Ich wurde bald in Familien befreundet, wo es nicht an jungen liebenswürdigen Mädchen fehlte. Landpartieen wurden veranstaltet, in die Kir-

schen, in die neuen Kartoffeln, nach dem romantischen Doeben, nach dem anmuthig gelegenen Böhlen, wie nach den alten Ruinen des Kloster Nimbschen, aus welchem vor dreihundert Jahren Luther's Gattin, Katharina von Bora, entflohen war. Zur Winterszeit fehlte es nicht an Conzert und Tanzvergnügungen, so wie an dramatischen Vorstellungen, die Philippi mit vielem Geschmack und seltner Unermüdlichkeit in der Erholung-Gesellschaft veranstaltete und wobei ich wacker mithalf. Mein erstes Debüt war die Wachtel in Körner's „Nachtwächter", welchem Versuche eine geraume Reihe von Jahren hindurch noch manche Rolle, in der Regel komischer Natur, folgte. Sogar an eine Oper wagten wir uns einmal, wo ich nothgedrungen einige Stücklein zu singen hatte, welche Aufgabe freilich ganz außerhalb meiner Gesangkräfte lag. Ich kann mich noch entsinnen, daß, als ich meine Stimme erhob, gleich in der ersten Probe der gesammte Chor vor Lachen zusammen brach. Zum Glück war meine Gesangpartie eine komische, so daß die allgemeine Heiterkeit, welche durch mein noch nie zuvor gehörtes Singen hervorgebracht wurde, der übrigen Aufführung keinen Eintrag that. Unbestritten gehörten die ersten Jahre meines Aufenthalts in Grimma zu den schönsten meines Lebens. Das Bekanntwerden mit meiner nachmaligen Frau fiel gleichfalls in diese Periode. Ich kam mir vor, als säße ich in einem weichen warmen gemüthlichen Lerchenneste. Ueber mir den blauen Himmel und ringsum nichts als Blumen und Aehren. Im Jahre 1836 dichtete ich für das freundliche Städtchen und die guten und frohen Menschen daselbst ein „Grimmalied", das noch heute nicht veraltet ist und alljährlich in heitern Kreisen gesungen wird. Ich habe dieses Lied in die Ge-

dichtsammlung, welche diesem Lebensabrisse voransteht, mit aufgenommen. — In dem darauffolgenden Jahre wagte ich mich das erste Mal an eine größere Arbeit, ich verfaßte den geschichtlichen Roman „1813", der seitdem fünf Auflagen erlebte und in mehre fremde Sprachen übersetzt worden ist. Ihm folgte 1838 die Fortsetzung „Elba und Waterloo", ebenfalls in drei Bänden, sowie zwei Bände gesammelte Novellen und Erzählungen unter dem Titel „Camelien". Im Jahre 1839 starb mein Landsmann, Freund, Schul- und Universitätsgenosse, Emil Roth, derselbe, welchen ich als Corrector und Buchführer zu Philippi gebracht, und der mit mir am Abende des 11. Febr. 1834 in Grimma eingewandert war und fünf Jahre lang das heitere Leben in dem freundlichen Städtchen mit mir getheilt. Ich sprach an seinem Grabe ein Gedicht, das noch von mancher Familie in Grimma bewahrt wird, denn der Entschlafene war vermöge seines edeln Charakters und seiner ungemein geselligen Talente sehr beliebt.

Im Jahre 1840 verlobte ich mich mit einem guten, anmuthvollen, geistreichen und liebenswürdigen Mädchen, das im nächstfolgenden Jahre meine Frau wurde. Ehe ich aber im Herbste des Jahres 1841 mir meinen häuslichen Herd gründete, unternahm ich im Frühlinge in Begleitung eines grimmaischen Freundes einen Ausflug nach Hamburg, wo ich zum ersten Male das Meer sah.

Nachdem meine geschichtlichen Romane, „1813", wie auch „Elba und Waterloo" einer so freundlichen Aufnahme sich zu erfreuen gehabt, bekam ich den Muth, auf diesem Wege fortzufahren. So war bereits im Jahre 1839 der „Weltbürger" entstanden, welchem der launige, ebenfalls dreibändige Roman:

„Deutsche Pickwickier" folgte, worin ich die gesellschaftlichen Zustände einer kleinen deutschen Provinzinalstadt schilderte.

Von dem leider zu früh verstorbenen Verleger meiner ersten Romane, Eduard Meißner in Leipzig, war mir bereits im Jahre 1839 die Redaction der Zeitschrift „Eilpost für Moden" übertragen worden, die ich unter Beihülfe des Schriftstellers J. Hammer bis zum Tode des Verlegers 1843 fortführte. Auf die deutschen Pickwickier folgte wieder ein napoleonischer Roman, „Der neue Cäsar", welcher die Jahre 1804 und 1805 der französischen Geschichte behandelte. Diesem wieder ein launiger, „Die Erbschaft in Kabul", und hierauf „Napoleon in Egypten", ebenfalls in drei Bänden. Zu gleicher Zeit erschienen zwei Bände gesammelte „Kleinere Erzählungen."

Nachdem ich in Folge des Verlegers Tode die Redaction der „Eilpost für Moden" niedergelegt hatte, entstand in mir die Idee zur Herausgabe eines populären Wochenblattes, das die Weltbegebenheiten auf harmlos humoristische und gemeinverständliche Weise zur Anschauung brächte, und außerdem dem Gemeinnützigen gewidmet sein sollte. Ich theilte diese Idee dem oben genannten Philippi mit. „Wie wollen Sie das Blatt benennen?" frug er. „Den — Dorfbarbier!" war meine Antwort. „Das druck' ich," entschied sofort der Chef des Verlags-Comptoir. „Aber wir müssen das Blatt möglichst billig geben," fügte er hinzu. „Es darf das Jahr nicht über einen Thaler kosten", sprach ich. Wir wurden sofort einig und ich ging nach Hause, um mich an die Arbeit zu machen. Hier ward ich denn bald inne, daß, wollte ich als Dorfbarbier über Politik schwatzen, ich eines Däm-

pfers bedürfte, der die etwas zu vorlaute Zunge stets in die gehörigen Grenzen zurück weise. So entstand denn die Figur des alten bekannten Generals von Pulverrauch, von welchem viele Leser des Dorfbarbiers in dem Wahne gestanden, daß es eine lebende Persönlichkeit; ebenso wie noch heute Viele sich nicht nehmen lassen, daß die Vignette auf dem Illustrirten Dorfbarbier mein getreues Conterfei sei. Als ich einmal in Glauchau zu Besuch war und meine Anwesenheit in einigen benachbarten Dörfern bekannt worden, waren mehre Landleute in die Stadt gegangen und hatten sich ganz ernsthaft erkundigt, ob der Herr General auch mit gekommen? Ein ähnlicher Fall begegnete mir im Jahre 1848 in Komotau, wo ich dem gemüthlichen Verbrüderungsfeste mehrer böhmischen und sächsischen Grenzstädte beiwohnte. Ein alter böhmischer Landmann klopfte mich an den Arm und sprach ehrlich und theilnehmend: „Wie freuen wir uns, daß Sie gekommen sind, aber für den alten Herren war's doch wohl zu weit?"

In demselben Jahre, wo der „Dorfbarbier" in's Leben trat, ward auch mein Sohn, Johannes Erich, geboren, und zwar den 25. September 1844. Die Gnade Gottes hat mir dieses einzige Kind, trotzdem es in den eilf Jahren daher mancherlei Krankheiten überstanden und den Mutter- und Vaterherzen oft schwere Sorgen bereitet — bis heute froh und gesund erhalten und lege ich sein leiblich und geistiges Wohl auch fernerhin in die Hand des allgütigsten aller Väter.

Die geselligen Verhältnisse in Grimma konnten auch für mich als junger Ehemann nicht angenehmer sein. Die dramatischen Vorstellungen in geselligen Kreisen hatten ihren Fortgang, zumal meine Frau

nicht ohne Talent mitwirkte. Wir spielten in der Regel für die Armen. Es war ein erquickliches, Herz und Geist erquickendes Zusammenleben [redacted] befreundeten Familien.

In der Abfassung von Romanen war aber mit dem Dorfbarbier eine längere Pause eingetreten. Ich hatte alle Wochen für gute Laune zu sorgen, wo sollte da die Muse herkommen zu größern, die Phantasie sehr in Anspruch nehmenden Arbeiten. Auch wollte ich nicht, da ich allwöchentlich vor dem Publikum erschien, letzteres mit meinen Sachen zu sehr überhäufen. Der „Dorfbarbier" hatte in seiner heitern und harmlosen Art und Weise das Glück zu gefallen. Bereits nach Jahr und Tag belief sich die Auflage auf mehre Tausend, ging in ferne Länder — ein Exemplar sogar nach China — und [redacted]barb sich in Palast und Hütte seine Freunde. [redacted] brachte er manches Gemeinnützige zu Wege und half manchen localen Uebelstand beseitigen. So war es namentlich das harmlose Blättchen, welches die abgebrannte freundliche Restauration beim Kloster Nimbschen wieder aufbauen half. Das Ministerium hatte beschlossen, daß dieses in Grimma so beliebte waldgrüne Asyl aufhören sollte, dem ermüdeten Wanderer eine freundliche Einkehr zu sein. Da wandte sich der Dorfbarbier an alle ehemalige Zöglinge der Grimma'schen Landesschule und brachte seine Bitte um Erhaltung der lieben Stätte so bescheiden und rührend vor, daß sich mehre der Einflußreichsten dieser ehemaligen Fürstenschüler sofort in dieser Angelegenheit an höchster Stelle freundlich verwandten und bald gewahrten die Bewohner Grimma's mit Freude, wie das Ministerium wieder ein freundliches Häuschen auf der öden Brandstätte erbauen lies.

So währte mein umfriedetes Stillleben, das nur durch einige, mehr drollige, Streitigkeiten mit dem ehemaligen hyperorthodoxen sächsischen Volksblatte unterbrochen wurde, bis in den Spätherbst 1846. Da schlug der Wehruf des damaligen Nothstandes im Gebirg und Voigtland so erschütternd in die Heimath des Dorfbarbiers, daß dieser es für Pflicht hielt, auch sein Scherflein zur Linderung des Elends seiner armen Landsleute beizutragen. Er lies eine Sammlung seiner ausgewählten Gedichte drucken und verkaufte sie unter dem Titel: „Ein Weihnachtsbaum, angezündet für unsre Armen im Gebirge, vom alten getreuen Dorfbarbier" zum Besten jener Hülfsbedürftigen. Und Gott gab seinen Segen; reichliche Gaben gingen, selbst vom fernen Rußland ein, so daß im Laufe des schweren Winters von 47 auf 48 durch gütige Vermittelung einer hohen Kreisdirection in Zwickau an über hundert Ortschaften Unterstützung an Geld, Brot, Gemüse, Kartoffeln und sonstigen Naturalien vertheilt werden konnte. Gewiß, in solchen Zeiten der Prüfung lernt man erst erkennen, wie so viele gute und barmherzige Menschen es giebt, und die zahlreichen Zuschriften, von welchen die Liebesgaben begleitet waren, und die ich mir in vier starken Bänden aufbewahrt habe, legen zugleich das schöne Zeugniß nieder, mit welcher Liebe gegeben ward. Von dem Weihnachtsbaume, der eine dreifache Auflage erlebte, wurden gegen viertausend Exemplare abgesetzt, welche die Summe von über dritthalbtausend Thalern einbrachten. — Im Frühling 1847 regte der Dorfbarbier die Idee zur Marienstiftung an, zu welcher alle Frauen und Mädchen Sachsens aufgefordert wurden, die den schönen und frommen Namen „Maria" führten, und welche den Zweck hat,

Armen des Gebirgs zur Winterszeit Arbeit und Brot zu beschaffen. Auch hier gab der himmlische Vater seinen Segen. Wieder flossen reichliche Gaben von nah und fern, so daß sich bereits ein nicht unansehnlicher Stiftungsfond in den Händen des königl. sächsischen hohen Cultusministeriums befindet, welches die fernere Leitung der Marienstiftung zu übernehmen die Güte gehabt hat.

Durch den Weihnachtsbaum aber, wie auch durch die Marienstiftung war der Dorfbarbier mit seiner Kundschaft auf besonders guten Fuß gekommen. Das zeugten die zahlreichen Ergötzlichkeiten, die, von herzlichen Zuschriften begleitet, in Küche und Keller einliefen. Sogar vom fernen Leutschau in Ungarn langten zwölf Flaschen köstlichen Tokaiers unter der Adresse „an den Dorfbarbier" an. Auch Gedichte und kunstreiche Arbeiten von zarter Frauenhand blieben nicht aus. Von einem hohen Ministerium des Innern erhielt er ein Exemplar der großen silbernen Denkmünzen, die in dankbarer Erinnerung an den mit Gottes und guter Menschen zurückgelegten Nothstandes geprägt worden war, nebst huldvoller Zuschrift.

So fehlte denn nichts zu meiner stillen Zufriedenheit. Ich hatte es Ende 1847 sogar zu einem eignen Häuschen mit Gärtchen und schönem Gartenhause, freundlich an der Mulde gelegen, gebracht. Alte, himmelhohe Birnenbäume, die im Frühling mit Blüthen, im Herbst mit süßen Früchten beladen, beschatteten mein bescheidenes Dach, und von dem Altan des Gartenhauses überschaute ich Gärten, Wiese, Fluß, Berg und Wald. Diese idyllische Ruhe sollte aber nur zu bald durch den Donner der Pariser Februarrevolution unterbrochen werden, wo plötzlich die alte Welt zusammenbrach.

Die Bewegung verpflanzte sich mit Blitzesschnelle nach unserm friedlichen Sachsen, und zwar mit solchem Ungestüm, daß sie mir gar nicht durch die Bedürfnisse des Volkes gerechtfertigt und gemacht erschien. Die damaligen Wortführer wollten dem Volke durchaus glauben machen, es befinde sich höchst unglücklich und eine tiefe Kluft trenne es von seiner zeitherigen Regierung. Und dem war nicht so. Hauptsächlich empörte mich aber die Gehässigkeit und Gemeinheit, mit welcher man die damaligen Minister angriff und ihnen auch nicht das geringste Gute lies. Und gleichwohl mußte sich das kleine Sachsen unter ihnen doch nicht so ganz unwohl befunden haben, da unser Ländchen in Bezug auf das übrige Deutschland oft als kleiner Musterstaat hingestellt worden war. Es fand sich selbst unter den zeitherigen Lobrednern der Regierung Niemand, der ein Wort der Vertheidigung für die abgetretenen Minister gesprochen; ich entsinne mich selbst keines conservativen Blattes, das sich der vom künstlich angestachelten Volkshaß verfolgten Männer angenommen hätte. Hier hielt es nun der Dorfbarbier nur für die Pflicht des ehrlichen Mannes und Zeitungschreibers — unbeirrt um die Stimmung der damaligen sogenannten öffentlichen Meinung — das Volk zu erinnern, in seinem stürmischen Freiheitsrausche der Gerechtigkeit und Billigkeit nicht zu vergessen. Der Dorfbarbier glaubte um so unbefangener dies thun zu können, als er nie ein Schmeichler der Regierung gewesen und nie bei irgend einem Minister mit einem Gesuch oder einer Bitte eingekommen war. In seinem deshalb an das Volk der Sachsen erlassenen Aufrufe hieß es unter Andern:

„Wenn wir unser Staatsleben seit dem Zeitpunkte seiner Wiedergeburt im Jahre 1830 unparteiisch über-

blicken, so stoßen wir auf manche bedauerliche Mißgriffe der Regierung; aber im Ganzen war dieses Staatsleben, diese zwar langsame aber um so sichre Entwicklung unsrer constitutionellen Zustände eine gesegnete. Man vergleiche das Sachsen von jetzt mit dem Sachsen vor achtzehn Jahren. Wie oft in den letztern Jahren priesen wir Sachsen, wenn wir über unsere Grenzen hinausblickten, uns glücklich, in Sachsen zu leben. Wollen wir das mannigfache Gute, das wir der vaterländischen Gesinnung, den hochachtenswerthen Talenten und der oft unermüdlichen Thätigkeit der Männer, die an der Spitze unsres Landes standen, darum ganz vergessen, weil sie auch zuweilen irrten? Ein solcher Undank ist dem sächsischen Charakter fremd. Wir wollen nur unparteiisch sein. Wo sind die Finanzen geordneter als in Sachsen? Wo werden im Heerwesen größere Ersparungen herausgesucht als in Sachsen? Wo herrschte in einem deutschen Lande weniger Glaubenszwang als in Sachsen? Und nimmer kann das sächsische Erzgebirge und Voigtland dem Ministerium des Innern es vergessen, was letzteres im Hungerjahre 47 für die Hütten der Armuth gethan hat! Das Alles, meine ich, mußte doch auch in Erwägung gezogen werden, als man den Monarchen fort und fort um die Entlassung seiner Minister bestürmte.

„Mag es unpolitisch sein, in einer Zeit, wo der allgemeine Sturm jene Männer von ihren Sitzen getrieben hat, die Stimme für sie zu erheben; aber ich habe ihre Verdienste anerkannt in Zeiten des Glücks und wenn ich sie im Unglück nicht verlasse und nicht schmähe, so geschieht es nur darum, weil ich meine Ueberzeugung nicht ändern kann, wie man einen Handschuh umwendet. Ich kann um so mehr jetzt für sie

sprechen, da ich nie eine Bitte an sie gestellt, nie um eine Gunst bei ihnen eingekommen bin.“ Ich warnte ferner in dieser Ansprache vor Ueberstürzung und beschwor das Volk, unerschütterlich zu halten an Ordnung, Gesetz und Pflicht. Es solle sich nicht verlocken lassen, durch blendende Theorien, denen der Boden des Gesetzes nur zu bald unter den Füßen schwinden müsse. Die Ansprache schloß mit den Worten: „Ich weiß, es ist ein undankbares Geschäft, bei großer politischer Aufregung das Wort für Ruhe, Ordnung und Besonnenheit zu erheben; aber wo Zeugniß erfordert wird, ist es Pflicht, Zeugniß zu geben nach bestem Wissen und Gewissen. [redacted] habe ich hiermit gethan und stelle das Weitere in Hand Gottes.“

Der Dorfbarbier war in der dermaligen Zeit der allgemeinen Aufregung wohl das einzige selbstständige Blatt, das sich auf obige Art aussprach, und da er zeither immer für ein liberales Blatt gegolten, so beschuldigte man ihn jetzt, daß er die Farbe gewechselt und überhäufte ihn von Seiten der demokratischen Partei mit den gemeinsten Schmähungen. Er ertrug diese Prüfungszeit in dem Bewußtsein, nur das Gerechte, Gute und Billige gewollt zu haben. Als die deutsche Bewegung endlich einen immer großartigeren und nationaleren Standpunkt einnahm und die Vertreter des Volks in der Paulskirche zusammen traten, hoffte auch er auf einen neuen Frühling und sprach darüber mit derselben Unbefangenheit, wie er es früher gegen die sächsischen Umsturzmänner gethan, seine offene Anerkennung und Freude aus; und als in dem trüben Herbste, welcher dem hoffnungsreichen Frühling folgte, die Reaction immer offenkundiger ihr Haupt erhob, war er ehrlich genug, gegen dieselbe mit glei-

cher Unparteilichkeit in die Schranken zu treten. Die Folge davon war, daß er jetzt auch die immer kecker hervortretenden Freunde der Reaction zu Widersachern bekam. Jetzt sollte er abermals die Farbe gewechselt und revolutionär geworden sein; und gleichwohl war seine ganze politische Haltung nur das treue, ehrliche Bild, worin sich die gewechselnden Zeiterscheinungen wiederspiegelten. Fürwahr, wenn der Dorfbarbier im Laufe des Jahres 1848 seine politische Farbe gewechselt hat, so ist es wenigstens nicht aus eigennützigem Beweggrunde geschehen, denn er stand stets auf der Seite der besiegten Partei, auf der Seite der Unterdrückten und Unglücklichen. Jedermann wird einsehen, daß, als er im Frühjahr ein gut Wort für die gestürzten Minister einlegte und zu Ehrfurcht vor dem Gesetze mahnte, für ihn eben so wenig Rosen zu pflücken waren, als im Spätherbste, wo er dasselbe für die besiegten Demokraten that. Indeß war es nicht blos Mitleid, das ihn zu Gunsten der Unterdrückten sprechen lies, sondern Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühl. Andre, die, als die Sonne für die Bewegungspartei schien, den Wagen der Freiheit götzendienerisch zogen, sobald aber die grauen Werkeltage des Unglücks kamen, feig und ehrlos den Rücken wandten und die vorher angebetete Göttin verläugneten und beschimpften, betteten sich freilich angenehmer als der Dorfbarbier, der auch im Unglück der Freiheit treu blieb; aber er tauscht trotzdem nicht mit diesen klugen und vorsichtigen Leuten.

Sein politisches Glaubensbekenntniß ist trotz aller politischen Stürme in den Jahren 1848 und 49 ganz dasselbe geblieben, wie er es bereits im Jahre 1847 öffentlich ausgesprochen, wo es hieß: „Ich gönne

dem Adel seine historischen Erinnerungen und höhere Bevorzugung hier und da im Staatsleben, weil das der gesellschaftliche Prozeß, welchen der liebe Gott als Advokat leitet, so mit sich gebracht hat. Ich beneide den Wohlhabenden nicht um seine Reichthümer und wünsche nur, daß er in seinem behaglichen Leben auch des Armen gedenke, und überhaupt ein Herz habe. Ich nütze meiner Zufriedenheit wesentlich dadurch, daß ich stets unter mir blicke, wo noch Millionen meiner Brüder leben, die es lange nicht so gut haben wie ich. Daß es in politischen Dingen weit besser sein könnte als es ist, sehe ich so gut ein, wie der entschiedendste Demokrat, aber nach meinem Dafürhalten soll sich der verständige Mann nicht dadurch das Leben verbittern, daß er — und hierin fehlen so häufig die Herren Demokraten — blos in Idealen lebt, wie schön auf Erden es sein könnte, sondern soll sich genügen, daß es besser werden kann und das Seine redlich dazu beitragen. Auch halte ich es für Pflicht, nicht blos die Bestrebungen der Oppositionspartei in den Himmel zu erheben, sondern auch das Gute, das von der Regierung ausgeht, gern und freudig anzuerkennen. Wenn ich Alles, was hienieden nicht nach meinem Kopfe geht, auf die Spitze stellen, schroffe Prinzipreiterei treiben, mit aller Welt im Kriege liegen und so recht den entschiedenen Demokraten herausbeißen wollte, so wäre das meiner friedliebenden, ruhigen Natur zuwider. Gilt es, gegen Dummheit und Gemeinheit anzukämpfen, kann ich so entschieden auftreten, wie der beste Demokrat; aber Gehässigkeit und Opposition aus Opposition liegt nicht in meiner Natur. Ich kann ja nicht dafür, wie mich der liebe Gott geschaffen; und wär' ich ein staatenzertrümmernder Politikus oder ein

glaubenvernichtender Freigeist, so wär' ich nicht der gemüthliche Dorfbarbier.

Wie überall hatten auch im freundlichen Grimma die politischen Stürme von 48 und 49 auf die gesellschaftlichen Verhältnisse einen sehr zerstörenden Einfluß zurück gelassen. Wenn es auch keine abgeschlossenen politischen Parteien gab, so fehlte doch das alte Vertrauen, man war mißtrauischer und vorsichtiger in Aeußerungen, und die vormärzliche Gemüthlichkeit war ganz geschwunden. Selbst der Dorfbarbier, der doch unmöglich mit der Reaction durch Dick und Dünn gehen konnte und sich, so gut es gehen wollte, eine freimüthige Haltung zu bewahren bemühte, galt in manchen Kreisen für eine mißliebige Person. Was blieb ihm da übrig? Er zog sich ebenfalls wie eine Schnecke in sein Häuslein zurück; und wie der liebe Gott immer sorgt, so wurde ihm die verloren gegangene Geselligkeit durch eine weit schönre Unterhaltung reichlich ersetzt. Mit einem Male erwachte wieder die alte Liebe zu dem Studium der Sterne und zwar in solchem Grade, daß er wieder Student wurde und während eines Winters fast allwöchentlich nach Leipzig wanderte oder fuhr, und zwar einzig und allein, um den astronomischen Vorlesungen des um die erhabenste aller Wissenschaften so verdienten Professor Dr. d'Arrst auf der Leipziger Sternwarte beizuwohnen. Schöne Sternkarten, so wie belehrende astronomische Handbücher wurden angeschafft, ein neuer ungeahnter Himmel erschloß sich, so daß er die Miserabilitäten der Erde leichter vergessen konnte. Ja sogar die Muse zu einem morgenländischen dreibändigen Roman „die weiße Rose", so wie zur Herausgabe von zwei Bänden Novellen unter dem Titel „Frühlingsglocken" fand sich wieder ein.

Mit Oſtern des Jahres 1851 war mein Dorfbarbierkontract mit dem zeitherigen Verleger Philippi abgelaufen, und da ich mich mit letzterem nicht wieder zu einigen vermochte, ſo ging der Dorfbarbier, und zwar als „illuſtrirter", in den Verlag meines Freundes, des Buchhändlers Ernſt Keil in Leipzig über. Der Geſchäftskenntniß und außerordentlichen Thätigkeit dieſes neuen Verlegers gelang es, das Blatt binnen einem halben Jahre zu einer Auflage von zwanzigtauſend Exemplaren zu bringen. Wie erfreulich dieſer Aufſchwung aber auch einerſeits für mich war, ſo blieben doch auch mancherlei Unannehmlichkeiten nicht aus, welche die neue Form und die große Verbreitung des gemüthlichen Blattes zu Folge hatten. Bald klopfte die Regierung warnend an und mahnte zu größerer Rückſichtnahme der beſtehenden Verhältniſſe, bald klagten Stimmen aus dem Volke, daß der Dorfbarbier zu zahm und nicht mehr die frühere Friſche beſäße; bald wieder machte es den Leuten der Bildermann nicht recht. Ich erkannte mehr wie je die alte Wahrheit, wie ſchwer es ſei, Allen zu genügen. Aber was man auch am Dorfbarbier von dieſer und jener Seite her auszuſetzen hatte, in einem Punkte pflichteten ihm Alle bei — ein erhebender Beweis, daß die Menſchen, wenn man an ihr Herz klopft, weit beſſer ſind, als ſie oft im täglichen Leben erſcheinen. Sobald nämlich der Dorfbarbier bittend ſeine Stimme für arme und hülfbedürftige Brüder und Schweſtern erhob, floſſen ſtets reichlich die Gaben der Liebe, ſo daß ihm die ſchöne Freude geworden, ſeit dem Jahre 1848 über fünftauſend Thaler zu ſammeln und den Hütten der Armuth und des Elends zuzuwenden.

Im Herbſte 1852 unternahm ich in Begleitung

eines Freundes eine Ostseefahrt nach Kopenhagen, wo ich mich — trotz der zahlreichen Wachen in dem Hofe des dänischen Königsschlosses — nicht enthalten konnte, leise vor mich hinsingend das „Schleswig-Holstein meerumschlungen" anzustimmen.

Mit Anfang 1853 trat neben dem Dorfbarbier noch ein wissenschaftliches, aber zugleich gemeinfaßliches, belehrendes und unterhaltendes Blatt in's Leben. Es war die Idee meines Freundes Keil, und erhielt den Namen „Gartenlaube", und ist gegenwärtig unstreitig das verbreitetste aller deutschen Zeitblätter, denn die Auflage hat die ungemeine Höhe von achtzigtausend Exemplaren erreicht. Wieder war es die Thätigkeit des Verlegers, der keine Mühe und kein Opfer scheute, die geeigneten Kräfte zu gewinnen, welches dieses glänzende Endergeniß hervorbrachten. Meine Theilnahme an der Gartenlaube erstreckt sich blos auf die Verantwortlichkeit der darin abgedruckten Aufsätze und aufgenommenen Illustrationen und einigen poetischen und novellistischen Beiträgen.

Im Laufe desselben Jahres begann ich die Herausgabe einer Auswahl meiner gesammelten Schriften, die gelungensten der geschichtlichen und launigen Romane, so wie die beßren Novellen, Erzählungen und Gedichte enthält und mit gegenwärtigem Bande, geschlossen ist.

Das Jahr 1854 brachte das neueste Kind meiner Muse, einen napoleonischen Roman: „Die Granitcolonne von Marengo", in drei Bänden, welcher den welthistorischen Zeitraum des französischen Consulat, den Uebergang über die Alpen und der Schlacht von Marengo umfaßt und bei A. Schröter in Plauen erschienen ist. Bei demselben Verleger ward auch eine Auswahl des Drolligsten aus den frühern Jahrgängen

des Dorfbarbiers in wiederholter Auflage gedruckt. Das Buch führt den Titel: „Na da lacht zu oder der Dorfbarbier in seiner besten Laune.“

Dies wären denn die oberflächlichen Umrisse meines Daseins und Wirkens auf diesem Erdstern; und da ich weiter oben mein politisches Glaubensbekenntniß dargelegt habe, so wird es nicht unpassend sein, auch noch meines religiösen Bekenntnisses zu gedenken, womit gegenwärtige Skizze geschlossen sein möge. Ein inniges, felsenfestes Gottvertrauen hat mich mein ganzes Leben hindurch gehoben und gestärkt und tiefe Ehrfurcht vor dem Heiligen wohnte stets in mir; obschon ich, was die Kirche anbelangt, der freisinnigen und vernunftgläubigen Auffassung und Richtung angehöre. Ich achte und ehre den Glauben eines Jeden, so lange dieser Glaube nicht seinen Mitbruder des Glaubens halber angreift und mißhandelt. Ich glaube, daß unser Verhältniß zu Gott unser Heiland Jesus Christus am wahrheitgetreuesten gelehrt hat. Wie so Viele, habe auch ich das Fegefeuer der trostlosen Zweifelsucht Jahre lang durchgemacht und bin deshalb oft sehr unglücklich gewesen. Aber der himmlische Vater erbarmt sich liebevoll des mit reinem Herzen nach Wahrheit strebenden Kindes. Wie Alles in Gottes herrlicher Weltordnung hat auch diese Zweifelsperiode ihren heiligen Zweck. Sie macht den Gottesfrieden, der aus ihr hervorgeht, nur unantastbarer gegen alle innern und äußern Stürme. So habe ich auch den Frieden gefunden und rufe aus vollster Ueberzeugung meines Herzens und Geistes:

Gott Dein allmächtig Walten
In Deinem großen All
In tausendfach Gestalten,
Ich schau' es überall.

Wenn ſich die Keime regen,
Das Roth aus Knospen bricht —
Dein Thun iſt lauter Segen,
Dein Gang iſt lauter Licht.

Gott, Dein allgütig Walten
Fühlt jedes Menſchenherz,
Wenn wir an Dich nur halten,
Da giebt es keinen Schmerz,
Wenn wir an Dich uns legen,
Da fürchten wir uns nicht —
Dein Thun iſt lauter Segen,
Dein Gang iſt lauter Licht.

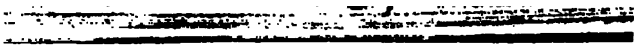
Gott, Dein alliebend Walten
Reicht über's Grab hinaus,
Du wirſt Dein Wort uns halten,
Du führſt es gut hinaus,
Wenn wir zur Ruh' uns legen
Der Erde Mantel bricht —
Dein Thun iſt lauter Segen,
Dein Gang iſt lauter Licht.

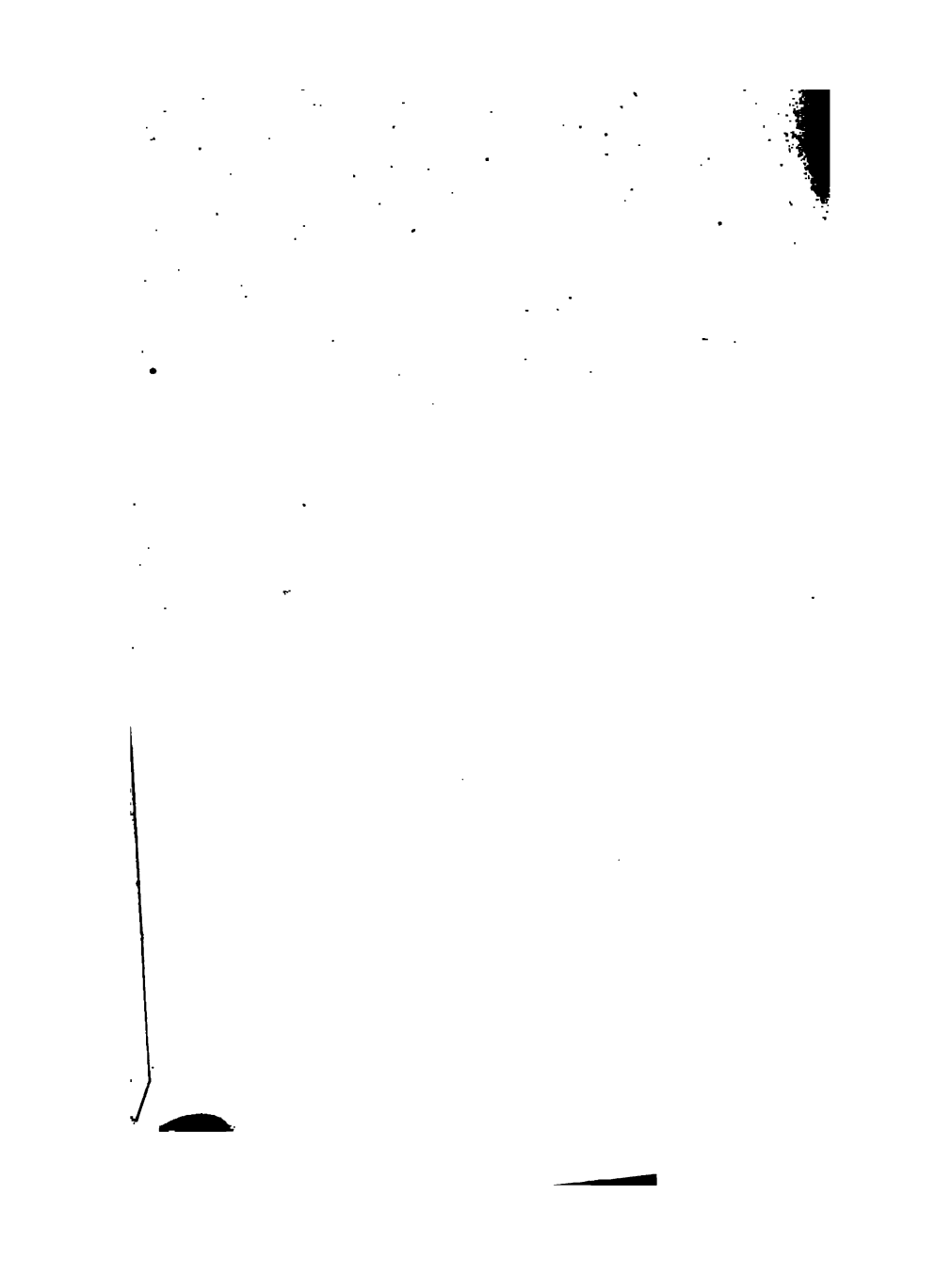
Gott, Dein getreues Walten,
Es find't auch uns getreu,
O woll' uns Dir erhalten,
Drum bleibe ewig neu,
Auf allen unſern wegen,
Die Wahrheit, welche ſpricht:
Dein Thun iſt lauter Segen,
Dein Gang iſt lauter Licht.

Grimma, im März 1855.

Ferdinand Stolle.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.





PT
2527
.S6.A6
1857
v.22/24